Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung

von

J. G. A. Galletti,
Professor zu Gotha.



Funfzehnter Theil.

Gotha,
in der Ettingerschen Buchhandlung 1805.

Inhalt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Karl

Dreyßigstes Kapitel.

Krieg wegen der polnischen Thronfolge.

Erster Abschnitt.

Zweyter Abschnitt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Geschichte der asiatischen Staaten.

Erster Abschnitt.

Zweyter Abschnitt.

Auf der Vignette: Peters des Großen Denkmahl zu St. Petersburg.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Karl XII zieht aus Sachsen gegen den Zaar Peter, der indessen seine Kriegsmacht vergrößert, und St. Petersburg angelegt hat. Durch Mazeppa verleitet, dringt er in das Innere des russischen Reichs ein. Erst wird sein General Löwenhaupt geschlagen; sodenn leidet er selbst bey Pultawa eine so schreckliche Niederlage, daß sie den Untergang seines ganzen Heeres nach sich zieht, daß sie ihn zur Flucht nach Bender nöthigt.

Aus Sachsen zog jetzt (1707 Sept.) Karl XII wieder nach Polen, um seinem mächtigsten Gegner, dem Zaar Peter, das Schicksal Augusts II widerfahren zu lassen. Die Lage, in der sich seine Macht damahls befand, war glänzend genug, um seiner Ruhmsucht mit

 den

den angenehmsten Bildern zu schmeicheln. Löwenhaupt hatte zwar nicht mehr als 20,000 Mann, unter seinem Befehle; dennoch wußte er die Absichten Peters, der, an der Spitze von 60,000 Kriegern, alles aufboth, was die polnischen Edelleute zur Wahl eines neuen Königes bewegen konnte, glücklich zu vereiteln. Als nun, einen Monath früher, als Karl, (1707 Aug.) der König Stanislaus, nebst Rehnschild, mit 16 schwedischen Regimentern, und einem großen Geldvorrath in Polen ankam, wirkten seine gutdisciplinirten Truppen, welche gegen die rohen Schaaren der Russen merklich abstachen, wirkte seine ungemeine Leutseligkeit, sein Geld so viel, daß sich Peter nach Lithauen zurückziehen mußte, daß Stanislaus in dem eigentlichen Polen die Rolle des Königs fast ungestört spielte. Jetzt wurde, als Karl XII selbst in Polen einrückte, die Ueberlegenheit noch größer. Karl zählte, nachdem seine Ergänzungstruppen aus Schweden angelangt waren, 43,650 Mann. Hierzu kamen noch die Truppen, die unter dem Befehle des Feldmarschalls Löwenhaupt standen. Was hätte ein Feldherr, wie Karl XII, mit mehr als 60,000

braven Leuten gegen die Russen, die schon bey der Annäherung der Schweden flohen, nicht ausrichten können!

Aber Karl XII drang mit 37,000 Mann (8000 blieben nebst dem Könige Stanislaus in Polen zurück), anstatt seinen Feind in der Nähe anzugreifen, in das Innere des ungeheuren russischen Reichs ein, wo ihn ungebahnte Wege, wo ihn Mangel an allen Bedürfnissen so gewaltig entkräfteten, daß seine gänzliche Vernichtung dem Zaar keinen großen Kampf verursachte. Doch Karl hatte sich schon zu lange in Sachsen aufgehalten; er hatte dem Zaar, zur Verstärkung und Befestigung seiner Macht, zu viel Zeit verstattet. Während daß Karl in Polen und Sachsen verweilte, sammelte Peter nicht nur die bey Narwa entwaffneten und zerstreuten Schaaren seiner Krieger von neuem, sondern er vermehrte sie auch durch 10 neue Dragoner-Regimenter. Um den Verlust des bey Narwa eingebüßten Geschützes von 45 Kanonen zu ersetzen, ließ er viele Glocken der Kirchen und Klöster einschmelzen, und nach wenig Monathen stand ein herrlicher Artilleriepark

von 250 Stücken da. Auf das Glockenmetall machte ihn ein betrunkener Stückgießer aufmerksam. Seiner Kriegskasse verschaffte er, durch den Verkauf des in Kreml vorräthigen Silbergeschirres, einen beträchtlichen Zufluß. Die Zahl seiner guten Officiere zu vermehren, suchte er fremde durch die vortheilhaftesten Bedingungen in seine Dienste zu locken.

Peter hatte sehr bald die Freude, einige Früchte seiner unermüdlichen Thätigkeit einzuerndten. Sein General Scheremetew schlug (1702 Jan.) mit 20,000 Mann, in der Nähe von Dorpat, eine schwedische Truppenabtheilung, die freylich nicht halb so stark war. „Gott sey Dank," sprach Peter; „jetzt haben zwey von uns einen Schweden geschlagen; nach einigen Jahren werden wir Mann gegen Mann fechten können!" — Scheremetew, dem dieser Sieg die Feldmarschallswürde einbrachte, drängte die Schweden bis unter die Kanonen von Pernau zurück. Er bemächtigte sich auch des schlechtbefestigten und schwachbesetzten Städtchens Marienburg. Als die Russen von dem Zeughause Besitz nehmen wollen, sprengen sich ein Artillerie-Capitain und

und ein Stückjunker mit dem Pulvermagazine in die Luft. Das Schloß und 195 Häuser werden zertrümmert. Die übrigen brennen die Russen ab. Von ihnen werden alle Einwohner mit fortgeschleppt, und unter ihnen befindet sich der Probst Ernst Glück, und dessen Magd, die Waise Katherine. —. Die nächste Eroberung betraf die Festung Nöteburg (Schlüsselburg) die, in der Mitte der Narwa, da, wo sie den Ladogasee verläßt, auf einer Insel liegt. Peter befand sich, als Capitain der Bombardier-Compagnie des preobraschenskischen Regiments, auf den Batterieen, wo Mentschikow, als Lieutenant ihm zur Seite stand. Die Festung wurde (1702 am 11. Oct.) erstürmt. Peter ernannte den Mentschikow zum Gouverneur von Nöteburg. Mit dem frohesten Gefühle zog er hierauf in Moskau ein. Im folgenden Jahre (1703 May) wurde die Festung Nyenschanz, an der Mündung der Newa, gleichfalls von den Russen erobert.

Für Peters Absicht, an der Ostsee sich einen festen Punkt zu verschaffen, war die Nyenschanz zu klein, zu weit von der See ent-

entfernt, zu wenig von der Natur befestigt. Peter beschloß daher, diese Festung aufzugeben, und dagegen an einem vortheilhaftern Orte, auf der sogenannten Lustinsel, eine neue Festung anzulegen. Als Peter (1703 am 27. May) den ersten Grundstein zu derselben legte, stand hier noch weiter nichts, als die Hütte eines armen Fischers, und ein kleines hölzernes Haus von zwey Zimmern, das zur Wohnung des Zaars errichtet worden war. Katharine I ließ dieses ehrwürdige Andenken, diese Wiege der prächtigen Stadt Petersburg, mit einem Bogengange von Stein einschließen, und mit einem Ziegeldache versehen. Der Zaar, der die neue Festung zu einem Waffenplatze, zu einem Magazine für die aus dem Innern seines Reiches herbeygeschafften Kriegsbedürfnisse bestimmte, legte ihr den Nahmen des Apostels Petrus bey. Er, der alles mit dem lebhaftesten und standhaftesten Eifer betrieb, both, um die neue Festung in kurzer Zeit emporsteigen zu sehen, aus allen Theilen seines Reichs eine große Menge Arbeiter auf. Täglich arbeiteten 20000 Menschen. Aber für die vielen tausend Arbeiter, die zum Theil zwey

2 bis 300 Meilen weit herkamen, fehlte es an Wohnungen, an Lebensmitteln, an Geräthschaften. Die seltene Erde mußte, weil man in dieser Gegend nichts von Schiebekarren wußte, in den Kleiderschößen, in Beuteln von alten Matten, auf den Achseln, unter den Armen, und zwar aus einer ziemlichen Entfernung, herbeygeschafft werden. Unter dem hatten Drucke dieses Ungemachs erlagen viele tausend, aber nach vier Monathen war die neue Festung auch schon so weit vollendet, daß sie jedem Angriffe trotzte. Neben ihr bildete sich aber auch bald eine Stadt.

Die ersten Privathäuser von St. Petersburg entstanden auf Wassili-Ostrow. Sie waren nur von Holz. Die ersten Einwohner der neuen Stadt bestanden aus Schweden, Finnen, Liefländern, die den Kriegsdrangsalen in ihrem Vaterlande entflohen waren. Zu ihnen gesellten sich Künstler und Handwerker, die man nicht mehr entbehren konnte; gesellten sich Matrosen, wegen des neuen Schiffbaues; gesellten sich Krämer, meistens aus Nowghorod; gesellten sich endlich

lich Tataren und Kalmüken, die den langen Rückweg scheuten. Die Capitaine der holländischen und englischen Schiffe, welche die neue Stadt besuchten, erhielten besondre Belohnungen. Im folgenden Jahre (1704) wurde die St. Petersinsel, die Admiralitätsseite, angebaut. Auf einer Sandbank zwischen der ingermannländischen Küste, und der Insel Retusari, die man den Schweden weggenommen hatte, entstand die Festung Kronschlot. Bey ihrem Bau kamen 8000 Pferde, und eben so viel Menschen, um; aber, noch ehe der Winter sich einstellte, stand die Festung da.

„Daß Peter an die Ostsee vorrückt,“ sagte der englische Gesandte bey dem Könige Stanislaus, „kann niemand in Europa leiden!“ Selbst Peters Bundesgenossen sahen seine Unternehmungen an der Ostsee mit argwöhnischen Augen an. Peter ließ sich aber dadurch in der Ausführung seiner Plane nicht wankend machen. Selbst der Geldmangel setzte ihn nur auf eine kurze Zeit in Verlegenheit. Seine Casse war leer, und die ausländischen Officiere wollten bezahlt seyn. Pe-

Peter wußte sich zu helfen. Er geboth, alles alte Geld zum Umprägen in die Münze zu liefern. Für 100 alte Rubel bekam man 110 neue. Aber die neuen waren um den vierten Theil des Werthes geringer, und Peter gewann durch diese Operation nicht weniger, als 15 Procent. Man hatte sonst keine andre Münzen, als Kopeken, gehabt. Jetzt wurden aber ganze, halbe, Viertel-Rubel, und auch Ducaten, geprägt.

Wenn Peters Anlagen an der Ostsee gedeihen sollten, so mußten die Schweden immer mehr entfernt werden. Noch hatten sie aber manche Festung in dieser Gegend; noch hatten sie auf dem Peipus-See eine kleine Flotte von 13 Fahrzeugen mit 98 Kanonen, die sich, während des Winters, in den Fluß Embach zurückgezogen hatte. Hier wurde sie, vor dem Aufgehen des Eises, eingesperrt. Doch der Viceadmiral Löschert sprengte sich (1705 May) in die Luft. Dorpat und Narwa wurden hierauf zugleich belagert. Die kleine schwedische Truppen-Abtheilung unter Schlippenbach, die Hülfe leisten wollte, fand (im Jul.) ihren Untergang. Den Comman-

dan-

danten von Narwa, der Schlippenbachs Kriegsvolk erwartete, wurde durch Russen in schwedischer Montur getäuscht. Dorpat wurde aber doch eher (24. Jul.) eingenommen. Narwa wich (20. Aug.) einem stürmenden Angriffe. Peter selbst rennte, um Plünderung und Mord zu verhindern, mit bloßem Degen durch die Straßen. Vergebens war der Versuch, den die Schweden damahls machten, die Werke der neuen Stadt St. Petersburg zu zerstören. Auch wurde zwar (im Jul.) Scheremetew in Kurland von Löwenhaupt geschlagen; dieser fühlte sich jedoch nach seinem Siege so geschwächt, daß er, nach Riga sich zurückziehend, Kurland den Russen preisgeben mußte, die, seitdem Peter selbst mit dem größten Theile seines Heeres von Wilna herbey kam, Mietau, und andre Oerter mehr, eroberten.

Hier, in den Provinzen an der Ostsee, sollte Karl den Zaar angreifen, wenn er dessen Macht mit glücklichem Erfolge erschüttern wollte. Sein Blick war jedoch auf das entferntere Moskau hingerichtet. Der kluge Scheremetew rieth, einer Schlacht in Polen auszu-

zuweichen, dagegen, sich zurückziehend, dem Könige immer zur Seite zu bleiben, ihn immer zu beobachten, die Brücken über die Weichsel abzubrechen, und das Land zu verwüsten. Karl ward aber schon durch das anhaltende Regenwetter, welches (im Oct.) die Wege ungangbar machte, zurückgehalten. Endlich (Nov.) bahnte der Frost Karln den Weg über die Weichsel, nach Lithauen. Die Brücke, die bey Grodno über die Memel führt, wurde von den Russen nicht sorgfältig genug vertheidigt. Karl und seine Schweden erschienen daher (1708 Jan.) so unvermuthet bey Grodno, daß Peter und Mentschikow zu ihrer Rettung kaum noch Zeit hatten, daß Karl, schon einige Stunden nach ihrer Entfernung, in Grodno ankam. Die Russen zogen sich, schreckliche Verwüstungen über das Land verbreitend, nach der Düna zurück. Peter erwartete zu Petersburg, wo sich Karl hinwenden würde.

Zwischen Grodno und dem Dnepr breiteten sich fast ohne Aufhören Gebirge, Wälder, Sümpfe und Wüsteneyen aus. Das Getreide hatten die wenigen Bewohner dieser Gegend

gend vergraben. Karl und seine Leute mußten sich daher mit gedörrtem Feldbrode begnügen. Um den Weg zu bahnen, mußte man erst Bäume umhauen. Endlich waren (1708 Jun.) die ungeheuren Wälder von Minsk in Lithauen zurückgelegt. Die russische Armee erwartete Karln bey Borissow, am Bereznin, in einer verschanzten Stellung; allein Karl setzte 3 Stunden weit von dem Orte, wo sie seinem Anzuge entgegen sah, über eine Brücke, und die Russen zogen sich, lauter verwüstete Oerter hinter sich zurücklassend, bis an den Dnepr zurück. Karls Zug gieng demungeachtet immer vorwärts. Bei der nicht weit von Mohilew in einem Walde liegenden Stadt Gholowtschin fand er 30,000 Russen hinter einem Sumpfe, zu welchem ein Fluß führte. Während daß nun seine Cavallerie (4. Jul.) um den Sumpf herum ritt, drang er selbst, an der Spitze seiner Trabanten-Leibwache, durch das Wasser, das ihn fast bis an die Schultern reichte. In der Mitte des Stromes rief er den vier ihm nachfolgenden Regimentern zu: „nur vorwärts Cameraden! Die Kerl sind schon geschlagen!" Während daß

daß er zu Fuße angriff, hieb seine Cavallerie ein. Erst jetzt bestieg Karl ein Pferd, daß er aber seinem verwundeten Freunde Gyllenstiern bald abtrat. Nun focht er wieder zu Fuß. Nicht leicht befand er sich in größerer Gefahr; nicht leicht bewies er aber auch glänzendere Generalstalente.

Die Russen zogen sich nun auch über den Dnepr zurück. Karl setzte über eben diesen Strom bey Mohilew, nachdem er auf den General Löwenhaupt, der sich mit seiner Truppen-Abtheilung an ihn anschliessen sollte, nicht länger warten wollte. Löwenhaupt sollte ihm nicht allein ein auserlesenes Kriegsvolk, sondern auch einen großen Zug von schwerem Geschütze, und einen reichen Vorrath von Bedürfnissen aller Art, zuführen. Wie wohl hätte also Karl gethan, auf ihn zu warten. Aber indem sein feuriger Geist ihn immer weiter trieb, schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß es die Russen gar nicht wagen würden, ihn anzugreifen. In diesem Gedanken setzte Karl (15. Aug.) über den Dnepr, der Lithauen von der Ukraine absondert. Sein weit-

weitsehender Minister Piper bemühete sich vergebens, ihn von diesem Uebergange, und von dem weitern Vordringen in das innere Rußland, abzuhalten. Karl rechnete zu viel auf das Einverständniß mit Mazeppa, dem Hetman der Kosaken. Dieser, schon 64 Jahre alt, und ernsthaft aussehend, aber doch noch sehr munter, voll Laune und Witz, gutmüthig und geistvoll, besonders fertig Latein sprechend, war ein polnischer Edelmann aus Podolien, und an dem Hofe des Königs Johann Casimir erzogen. Ein Liebesabentheuer mit einer polnischen Dame zog ihm das Schicksal zu, vor dem Manne derselben mit Ruthen gehauen, und auf ein wildes Pferd gesetzt zu werden. Dieses brachte ihn nach der Ukraine. Mazeppa that sich in den Streifzügen gegen die Tataren so glänzend hervor, daß er zu einem großen Ansehen gelangte, daß ihn Peter zum Hetman ernennte. Als jedoch Mazeppa Peters Entwurf, die Kasaken zu discipliniren, für unausführbar fand, erklärte ihn Peter für einen Verräther. Rachsucht und Ehrgeitz bildeten hierauf in Mazeppa's Kopf den Plan zu einem unabhängigen Staate, dessen Aus-

füh-

führung eine Verbindung mit dem Könige von Schweden sehr befördern konnte. Mazeppa und Karl hielten an der Desna, die sich bey Kiow mit dem Dnepr vereinigt, eine Zusammenkunft. Mazeppa machte sich verbindlich, 30,000 Mann zu stellen, und für einen hinlänglichen Vorrath von Kriegs- und Lebensbedürfnissen zu sorgen. Zum großen Erstaunen derjenigen, die von diesem Einverständnisse nichts wußten, zog nun (im Aug.) Karl, über den Dnepr, nach der Ukraine. Hier wollte er den Winter zubringen, und Löwenhaupt sollte ihm eiligst nach marschieren.

Peter, der allerdings Ursachen hatte, die Gefahr, mit welcher ihn Karls Anzug bedrohete, nicht mit Gleichgültigkeit anzusehen, machte noch einen Versuch, dieser Gefahr durch einen Vergleich zu entgehen. Er schickte einen polnischen Edelmann, mit Friedensanträgen, an Karln. „Ich will mit dem Zaar in Moskau schließen," war die Antwort. — Mein Bruder Karl, sagte hierauf Peter, will immer den Alexander machen, aber er soll an mir keinen Darius fin-

finden!" — Peter schlug indessen den klugen Weg ein, dem raschen Karl so lange auszuweichen, bis der beschwerliche Marsch und der Mangel an allen Bedürfnissen, dessen Kräfte erschöpft, oder wenigstens sehr vermindert haben würden. Er zog sich daher an dem Dnepr hinauf nach Smolensk, durch welches die große Heerstraße von Polen nach Moskau führt. Die sich zurückziehenden Russen verdarben das noch auf dem Felde stehende Getreide, und brennten die Dörfer ab. Des Landes vollkommen kundig, überfielen sie die Schweden, wenn es diese oft am wenigsten vermutheten. Die kleinen, aber unaufhörlichen Gefechte kosteten Karln viele Leute, deren Verlust er nicht so geschwinde wieder ersetzen konnte. Wie groß war Peters Freude, als sein General Galitschin, nicht weit von Smolensk, den rechten Flügel der Schweden, wenn gleich mit überlegener Macht, zurückdrängte. Karl befand sich (22. Sept.) in großer Gefahr. Nicht mehr als 6 Schwadronen Reiter, und 4000 Mann Fußvolk, um sich habend, sah er sich plötzlich von 16000 russischen Reitern und Kalmücken umringt.

Schon waren zwey Adjutanten neben ihm getödtet; schon war sein eignes Pferd erschossen, und Karl focht, von nicht mehr als 5 von seinen Leuten umgeben, zu Fuß, als endlich eine Compagnie seines Leibregiments ihm noch zu Hülfe eilte.

Von Smolensk bis Moskau sind nicht mehr, als 50 Meilen. Aber diesen an sich nicht schlimmen Weg hatten Peters Anstalten, durch nahe liegende Sümpfe, durch Gräben, die in gewissen Entfernungen gezogen wurden, durch umgehauene Wälder, fast unzugänglich gemacht. Der Winter näherte sich. Um so geringer war die Hoffnung, vorwärts zu kommen, um so schrecklicher die Gefahr, in dem verwüsteten Lande zu verhungern, und von der ganzen vereinigten Macht der Russen, auf unbekannten Wegen, überfallen zu werden. Karls Vorrath reichte nur noch auf vierzehn Tage hin. Löwenhaupt blieb aus. Karl lenkte daher (im Sept.) vom Hauptwege ab, um dem Mazeppa näher zu kommen. Jetzt öffnete sich ein über 20 Meilen langer, mit Sümpfen angefüllter Wald. Lagerkron, der mit

5000 Mann, und den Pionirern, voraus-gieng, trennte sich vom Hauptheere so weit, daß er 30 Stunden vom eigentlichen Wege entfernt war. Alles Geschütz und alle Wagen veksanken so tief, daß sie nicht weiter geschafft werden konnten. Nach dem mühvollsten Marsche von 12 Tagen war man endlich ermüdet und kraftlos bis an die Desna gekommen. Alles Feldbrod war aufgezehrt, und anstatt des Mazeppa, auf den Karl seine ganze Hoffnung setzte, erschien ein russisches Heer. Das Ufer der Desna war so steil, daß sich die Schweden erst an Stricken hinunterlassen mußten, um theils schwimmend, theils auf Flössen, übersetzen zu können. Die Russen wichen erschrocken zurück. Endlich stellte sich auch Mazeppa ein, aber nicht als Bundesgenosse, sondern als Flüchtling. Anfangs hatte man seinen geheimen Plan in Rußland gar nicht geahnet. Als er aber die Vereinigung mit dem russischen Generale Golz, der den Schweden den Uebergang über den Dnepr verwehren sollte, ablehnte, oder verzögerte, da wurde er dem Zaar verdächtig. Er ließ dessen Leute niederhauen, 30 von seinen vor-

nehm-

nehmsten Anhängern unter dem Rade sterben, die Schätze und Vorräthe plündern, und die Städte abbrennen. Dem Mazeppa blieben kaum noch 6000 Krieger, und einige mit Gold und Silber beladene Pferde, übrig. Doch blieb ihm auch noch das Vertrauen zu den Kosaken, die, über die unbarmherzige Behandlung der Russen erbittert, in ganzen Hausen, und mit Vorräthen von Lebensmitteln, in seinem Lager ankamen.

Wenn Karl XII jetzt noch mit Muth erfüllt seinen Marsch fortsetzte, so war die Hoffnung, sich bald mit Löwenhaupt vereinigt zu sehen, die Ursache, die seinen Muth am meisten aufrecht erhielt. Diese Vereinigung zu verhindern, war nun Peters fester Entschluß. Während daß nun Scheremetew mit der Hauptarmee Karln in die Ukraine nachfolgte, rückte Peter selbst mit 20,000 Mann gegen Löwenhaupt heran. Der schwedische General durfte nicht über den Dnepr gehen. Auf dem Wege stieß den Russen ein Jude auf, der ihnen versicherte, daß Löwenhaupt noch jenseits des [illegible] sey. Ihm trauend näherten sich

die

die Russen dem Strome. Als sie übersetzten, erhielten sie die Nachricht, daß Löwenhaupts Uebergang schon vor mehrern Tagen erfolgt sey. Der Jude war zur Verbreitung der falschen Nachricht erkauft worden.

Löwenhaupt befand sich mit 11000 Mann, mit welchen er in der Mitte des Augusts von Riga aufgebrochen war, schon 10 Meilen weit auf dem Wege durch die Ukraine. Es folgte ihm ein Zug von 700 Wagen mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen. Als er in der Woiwodschaft Micislaw, nahe bey Lies, angekommen war, näherte sich ihm Peter mit einem bis auf 40,000 Mann verstärkten Heere. Dennoch hielt es Löwenhaupt nicht für nöthig, seine Stellung durch Verschanzungen zu decken; so wenig fürchtete er sich noch vor den Russen, die ihm schon einmahl ausgewichen waren. Jetzt rückte Peter durch Wälder, Moräste, und über Flüsse, gegen ihn an. Der erste Angriff der Russen (29. Sept. 1708) wurde von den Schweden so tapfer zurückgeschlagen, daß sich ihre getrennten Schaaren durch die Flucht zu retten suchten. „Schießt," sagte jetzt Peter

ter zu seinen Kosaken und Kalmücken, „schießt jetzt den Fliehenden nieder, und wenn es auch euer Zaar wäre!" Hierauf stellte er, von Mentschikow und Galitschin unterstützt, die Ordnung unter seinen Leuten wieder her. Löwenhaupt setzte indessen seinen Marsch fort. Am folgenden Tage (30. Oct.) sah er sich an einem Sumpfe eingeschlossen. Die Schweden fochten gegen die sie angreifenden Russen nach allen Seiten gekehrt. Der Sieg blieb so lange unentschieden, bis Bauer mit 3000 Dragonern herbey kam. Der ungleiche Kampf dauerte nun bis in die Nacht fort. Endlich mußten sich die Schweden, mit getrennten Schaaren, zu ihrem Gepäcke zurückziehen. Löwenhaupt sammelte sich noch hinter den Wagen. Sie flohen wenigstens nicht. Es waren nicht mehr, als 9000, von ihnen übrig. Diese erwarteten, in Schlachtordnung gestellt, einen neuen Angriff, der mit Tagesanbruch (am 1. Oct.) erfolgte. Löwenhaupt zog sich einige Stunden weit zurück, um eine vortheilhaftere Stellung zu gewinnen. Er ließ einen Theil seiner Kanonen vernageln; er befahl, die Wagen zu verbrennen. Aber die

die Zahl derer, die den Russen in die Hände fielen, belief sich doch noch auf 600. Löwenhaupt schlug die Aufforderung, sich zu ergeben, noch immer ab. Es erfolgte nun das fünfte Gefecht. Von 9000 Schweden blieb jetzt nur die Hälfte übrig. Mit diesen schwamm Löwenhaupt durch einen Fluß. Er kam bei seinem Könige mit einer sehr verminderten Truppenzahl, und ohne Vorräthe, aber mit seinem ganzen Ruhme, an.

Karl zog sich hierauf nach der Desna, wo ihm Gordon den Uebergang sehr erschwerte. Erst jetzt theilte Mazeppa den Obersten der Kosaken seinen Plan mit. Diese erstaunten, und bathen sich Bedenkzeit aus. Er zog indessen mit 7000 Mann voraus. Mit diesen stieß er zu Karln. Aber es folgten ihm keine andern Kosaken nach, und manche von denen, die schon bey ihm waren, liefen wieder davon. Sie trauten Karln und ihrem Hetman so wenig, daß sie in ganzen Haufen sich an Peters Armee anschlossen. Mentschikow ließ Baturin, die Residenz des Hetmans, dessen Schätze seine Erwartung nicht befriedigten, plün-

dern und abbrennen. Zu den traurigen Umständen, in welchen sich Karl zu befinden anfieng, gesellten sich nun die schrecklichen Mühseligkeiten des harten Winters (1709). Der unausstehlichen Kälte ungeachtet, machte der hartnäckig standhafte Karl lange Märsche. Auf einem derselben sah er 2000 von seinen Leuten vor seinen Augen sterben. Die ungewöhnliche Kälte fiel den unglücklichen Schweden aber um so empfindlicher, je weniger sie in ihrer armseligen Kleidung, derselben Trotz biethen konnten. Die Reiter waren ohne Stiefeln, die Fußsoldaten ohne Schuhe, und wohl gar ohne Kleider, oder blos mit Thierfellen bedeckt. Es fehlte an Brod. Von der ehemals so ansehnlichen schwedischen Armee waren jetzt nur 24000 dem Hungertode nahe Leute übrig. Manchen unter denselben betrübte der Gedanke, von seinem Vaterlande, von seinen Verwandten, gar keine Nachrichten zu haben. Dennoch brach nur ein einziger Officier in laute Klagen aus. „Wie,“ sagte Karl zu ihm, „ihr murrt darüber, daß ihr so weit von eurer Frau seyd? ich will euch, wenn ihr ein braver Schwede seyd, so weit

führen,

führen, daß ihr kaum alle drey Jahre von eurem Vaterlande Nachricht bekommen sollt." Ein Soldat hielt ihm einst, vor den Augen seiner Cameraden, trotzig ein Stück schwarzes verschimmeltes Haferbrod hin; die einzige Nahrung, die die schwedischen Soldaten damahls, und nicht einmahl in hinlänglicher Menge, hatten. Karl nahm ihm das Stück Brod aus der Hand, und sagte, indem er es verzehrte, ganz kalt zu dem Soldaten: „es ist nicht gut, aber es läßt sich doch essen!" Ein solches Beyspiel bewirkte, daß der schwedische Soldat die Drangsalen, die sein König mit ihm theilte, geduldig ertrug. Aber auch Peter war, der schrecklichen Kälte ungeachtet, im Felde geblieben; doch hatte man, der strengen Natur weichend, endlich einen Waffenstillstand bis zum 1ten Februar verabredt.

Durch die Mühseligkeiten des Winters, und durch kleine Gefechte, war Karls Truppenzahl im April (1709) bis auf 18000 Mann herabgeschmolzen, die blos Mazeppa noch unterhielt. Der Kosaken waren ungefähr eben so viel. Am Ende des Mays schloß Karl die Stadt Pultawa ein, wo sich ein großes russisches Magazin befand. Menschikow verstärkte, aller Aufmerksamkeit Karls ungeachtet, die Besatzung der Festung bis auf 10,000 Mann. Die Belagerung, die Karl eifrig betrieb, war schon weit vorgerückt, als, bey Besichtigung einiger Batterieen (17. Jun.), ihm der linke Fuß durch eine Musketenkugel durchbohrt wurde. Der Stiefel war ganz mit Blut angefüllt. Endlich riefen die Bedienten die Wundärzte herbey. Man brachte den König in sein Zelt. Der Brand hatte schon so weit um sich gegriffen, daß man es für unvermeidlich hielt, ihm den Fuß abzulösen. Doch der deutsche Wundarzt Neumann machte sich verbindlich, der Ablösung des Fußes durch tiefe Einschnitte entgegen zu arbeiten. „So schneidet denn gleich, ohne alle Furcht," sagte Karl zum Wundarzte. Eben gab er den Befehl zu einem Sturme, als er die Nachricht von Peters Anmarsch mit 70,000 Mann erhielt.

Peter kam jetzt vom schwarzen Meere her. Obgleich nur noch Oberster der Garde, theilte er mit Scheremetew den Oberbefehl über

über die Armee. Briefe, die man ihm in leeren Bomben aus der Stadt Pultawa zuschickte, machten ihn mit dem traurigen Zustande der belagerten Stadt bekannt. Ihr Pulvervorrath war beynahe ganz verbraucht. Der Zaar beschloß, sie zu retten, eine Schlacht. Sein Entschluß war um so weniger heldenmüthig, je mehr sich der König, zwischen dem Dnepr und der Worskla, die sich bey Pultawa vereinigen, in einem ganz öden Lande, ohne Zuflucht, ohne Unterhalt, mit seiner zusammengeschmolzenen, durch Mangel entkräfteten Armee, in der Gefahr befand, von dem weit überlegenen Heere der Russen vernichtet zu werden. Doch Karl, dessen Unerschrockenheit nichts zu erschüttern vermochte, ließ in der Nacht vom 7—8ten Jul. die Generale in sein Zelt kommen, und geboth ihnen die Vorbereitungen zu einem Angriffe der Russen.

Die Russen waren, zwey Meilen oberhalb Pultawa, über die Worskla gegangen. Die Schweden hatten, obgleich es Löwenhaupt rieth, ihren Uebergang nicht gehindert. Am 7ten waren die Russen nicht weiter als eine halbe Stunde von den schwedischen Linien entfernt. Auf Scheremetews Rath warfen sie noch in dieser Nacht einige Verschanzungen auf, um einem Ueberfall der Schweden desto weniger ausgesetzt zu seyn. Noch vor Sonnenaufgang rückten die Schweden an. Aber das Selbstvertrauen, das sie sonst erfüllte, regte sich jetzt nicht mehr in ihnen. Karl, durch seinen kranken Fuß verhindert, zu Pferd zu steigen, hatte dem Feldmarschall Rehnschild den Oberbefehl übertragen. Der General Sparre an der Spitze von 3 Regimentern Infanterie, und 4 Regimentern Cavallerie, hatte die Russen schon aus drey Verschanzungen herausgetrieben; aber der General Roos, dem die Wegnahme von vier Verschanzungen aufgetragen war, verfolgte seine Unternehmung so hitzig, daß er zu weit vorrückte. Von dem Haupttreffen der Armee abgeschnitten, und von den Kanonenkugeln der russischen Batterieen schrecklich empfangen, mußte sich Roos in ein von einem Holze umgebenes Thal zurückziehen, und hier wurde er von Menschikow, der ihn mit 5 Dragoner-Regimentern angriff, überwältigt. Jetzt begann

begann erst die Hauptschlacht. Das ganze Geschütz, welches die Schweden brauchen konnten, bestand, des Pulvermangels wegen, aus vier eisernen Kanonen. Auf ihrer Seite focht Verzweiflung, auf der russischen Seite Rachsucht wegen Narwa. Aber Rehnschild hatte seine gewöhnliche Geistesgegenwart so sehr verlohren, daß er sich manches Versehen zu Schulden kommen ließ. Peter zeigte sich dagegen auf seinem türkischen Lieschen überall. Meistens befand er sich jedoch an der Spitze des Vordertreffens, jede Gefahr desselben theilend. Eine Kugel flog ihm in den Hut, die andre in den Sattelknopf. Nach einem hartnäckigen Kampfe von 12 Stunden wichen endlich die Schweden, ehe noch das zweyte Treffen der Russen vorgerückt war. Sie waren so sehr auseinander gesprengt, daß ihre Befehlshaber alle Mühe, sie wieder zu sammeln, vergebens anwendeten. Rehnschild selbst befand sich unter den gefangnen Generalen.

Wahrscheinlich hätte die schwedische Armee diese Niederlage nicht erlitten, wäre ihr Verlust

Verlust nicht so groß gewesen, wenn Karl XII sie selbst hätte anführen können. Aber sein verwundeter Fuß erlaubte ihm nicht, ein Pferd zu besteigen. Er hielt hinter der Armee, auf einem Tragsessel sitzend, den Degen in der Hand. Eins von den beyden Pferden, die vor den Tragsessel gespannt waren, wurde niedergeschossen. Während daß man ein andres herbeyholte, trugen Karln einige von seinen Leibgardisten fort. Er hatte sich kaum wieder auf den Tragsessel gesetzt, als eine Kanonenkugel denselben zerschmetterte. Dem König widerfuhr weiter nichts, als daß er herunter fiel. Mit seinem verbundenen und eingewickelten Fuß, und ohne Stiefeln, setzte er sich nun auf ein Pferd. Vergebens suchte er einige Regimenter um sich her zu versammeln. Seine Schweden waren völlig aus einander gesprengt, und es befanden sich bey ihm nicht mehr, als 100 Trabanten, und einige Leibgardisten, zu welchen noch eine Schwadron von den Leibdragonern kam. Ausser Rehnschild waren auch andre Generale, war auch Piper, gefangen. Karl wollte demungeachtet nicht die Flucht ergreifen.

Ende

Endlich mußte er sich aber doch entschliessen, das Schlachtfeld zu verlassen. Derjenige, der ihn dazu bewog, war der Oberste Johann Gierta, der Lieutenant von den Trabanten. Der König setzte sich zu Pferde, und zog in der besten Ordnung durch die Feinde, die sich in der ganzen Gegend ausgebreitet hatten. Die Gefahr in welcher sich Karl befand, war ausserordentlich groß. Sein Pferd wurde erschossen. Der Oberste Gierta, der eben stark verwundet war, ließ sich von seinem Pferde herunter helfen, um es dem Könige zu geben. Bald darauf kam aber ein königlicher Stallknecht mit des Königs Leibpferd, dem sogenannten Brandklöpper, herbey. Diesen Nahmen erhielt es, weil es zu Stockholm immer gesattelt im Stalle stand, um vom Könige, wenn ein Feuer ausbrach, bestiegen zu werden. Karl XII nahm es mit in den Krieg, und es starb, nachdem es sich zweymahl in der Gewalt der Feinde befunden hatte, zu Lund in Schonen, über 42 Jahre alt. Jetzt diente es dazu, seinen Herrn von dem Schauplatze der verlohrnen Schlacht zu entfernen. Durch die dringenden Bitten des Mazeppa, so wie seiner Generale und Minister, bewogen, setzte sich Karl, neben dem Mazeppa, auf einen Postwagen. Seine Miene verrieth nicht die geringste Unruhe und Bestürzung. Der Zug gieng nach dem zwölf Meilen vom Schlachtfelde entfernten Dnepr. An die Mannschaft, die sich bey Karln befand, schlossen sich noch viele von den Leuten an, die bey der Artillerie und dem Gepäck angestellt gewesen waren. Auch zogen viele Bewohner der umliegenden Gegend mit, um der grausamen Behandlung der Russen zu entgehen. Um diesen die zu ihrer Flucht nöthige Zeit zu verschaffen, zog man ganz langsam, mit Pauken und Trompetenschall, fort. Als Karl am Dnepr angelangt war, beschloß er den Ueberrest des Gepäckes zu verbrennen, und das noch übrige Geld und Feldbrod auszutheilen, auch wollte er nur über die Worskla gehen, die sich bey Pultawa mit dem Dnepr vereinigt. Seine Generale bathen ihn aber so dringend, sich über den Dnepr setzen zu lassen, daß er ihnen endlich Gehör gab. Aber man hatte zu diesem Uebersetzen kein andres Fahrzeug, als einen kleinen, aus einem aus-

ausgehöhlten Baume verfertigten Kahn bey der Hand. Das Uebersetzen geschah (11. Jul.) um Mitternacht. Ausser den Kanzleypersonen, den Trabanten und der Leibwache, folgten dem Könige noch etwa 800 Mann, in allem 1500 Köpfe. Mazeppa war schon vorher mit einer beträchtlichen Zahl von Kosaken übergesetzt worden.

Karl wollte nach der Krim gehen, um den Ueberrest seiner Armee nicht verlassen zu dürfen; aber Mazeppa schlug ihm den Weg durch die Steppe, der, nach seinem Vorgeben, von der polnischen Gränze nicht weiter als fünf Tagemärsche entfernt wäre, so dringend vor, daß er endlich nachgab. Den Ueberrest seines Heeres übergab er dem Befehle des Grafen Löwenhaupt, der nur zwey andre Generale, Creutz und Kruse, bey sich hatte; die übrigen befanden sich alle im Gefolge des Königs. Die Zahl der schwedischen Mannschaft, die unter Löwenhaupts Befehl noch beysammen war, belief sich auf 9 bis 10,000 Mann. Die ganze Armee war vor der Schlacht, die Kranken und Verwundeten mitgerechnet, nur noch 16000 Mann stark gewesen.

So klein das schwedische Heer unter Löwenhaupt war, so groß war noch der Muth der Officiere und Soldaten. Aber die Generale befolgten nicht den Befehl des Königs, sich von dem lästigen Gepäcke, welches ihre Bewegungen erschwerte, zu befreyen. Sie konnten sich durchaus nicht entschließen, die Kostbarkeiten und das Geld, das sie in Polen gesammelt hatten, auszutheilen. Es fehlte überhaupt an Ordnung und Plan. Als daher Menschikow mit der russischen Cavallerie, die das Fußvolk hinter sich hatte, anrückte, bedachten sich Löwenhaupt, und die beyden übrigen Generale, gar nicht lange, sich in Unterhandlungen einzulassen, welche das ganze Corps braver Leute zur Kriegsgefangenschaft verurtheilten. So lösete sich das schöne Heer von 37000 Mann auf, an dessen Spitze Karl XII dem Zaar den Untergang drohete!

Dieser zog, im Lager unter Zelten speisend, den Grafen Piper, und die gefangnen Generale, zur Tafel. Die Art, wie er sie behandelte, macht seinem richtigen Gefühle des Menschenwerthes, große Ehre.

Er überreichte dem Feldmarschall Rehnschild, dem er wegen seiner Tapferkeit viele Lobsprüche beylegte, den Degen, den er an seiner Seite trug. Seine Generale, die sich ausgezeichnet hatten, belohnte er durch Landgüter, und Ordensbänder. Er selbst nahm, auf die Bitten seiner Minister und Generale, den Rang eines Generallieutenants und Contreadmirals an. Wie ganz anders war der Zustand beschaffen, in welchem sich der Sieger bey Narwa befand! Seine sonst so furchtbaren Schweden mußten nun das Gewehr strecken. Man brachte sie meistens nach Sibirien, wo sie allerley Handwerker trieben, wo einige derselben als Schullehrer gute Dienste thaten. Den Grafen Piper ließ Peter zu St. Petersburg in Verhaft bringen, weil er ihn in dem Verdachte hatte, er hätte, von Marlborough erkauft, seinen König zum Kriege gegen den Zaar beredet, um ihn von der Theilnahme an den Händeln wegen der spanischen Erbfolge abzuhalten. Er starb einige Jahre hernach zu Moskau.

Karl XII befand sich jenseits des Dneprs noch immer in großer Noth. Er fuhr (seit dem

dem 12ten Jul.) in einem elenden kleinen tatarischen Wagen, den verwundeten General Härd neben sich. Mazeppa fuhr, nebst einigen kosakischen Frauenzimmern, in einer Kutsche. Die übrigen folgten ihm theils zu Pferde, theils zu Fuß. Man befand sich in einer Wüste ohne Hütten, Zelte, Menschen, Thiere — ohne Wasser — ohne Wege. Die von dem dürren Sande zurückprallenden Sonnenstrahlen verursachten eine unerträgliche Hitze. Die Pferde fielen, die Menschen waren in Gefahr, zu verdursten. Nach 5 mühvollen Tagen langte (am 15ten) der armselige Zug an dem Bug, in der Gegend, an, wo er sich einige Meilen weiter, mit dem Dnepr vereinigt. Jenseits des Bug liegt Oczakow. Der Befehlshaber dieser Festung, an welchen der König den Grafen Poniatowski schickte, wollte ihn nicht eher übersetzen lassen, als bis ihm der zu Bender, 15 Meilen davon, residirende Seraskier die Erlaubniß ertheilte. Diese Erlaubniß kam, und zugleich der Befehl, dem Könige von Schweden, als einem mit der Pforte im Bunde stehenden Monarchen, alle Ehre zu erweisen, und alle Unterstützung

zung widerfahren zu lassen. Eine Stunde später, befand sich Karl in den Händen der Russen, und 500 von seinen Leuten hatten dieses Schicksal wirklich. Die Zahl aller der Schweden, die dem Könige über den Bug folgten, belief sich auf 400 Personen. Karl gab dem Befehlshaber von Oczakow, der ihn um Verzeihung bath, einen derben Verweis. Der Seraskier von Bender schickte Karln ein prächtiges Zelt; auch holte er ihn (1. Aug.) mit großer Feyerlichkeit nach Bender ein.

Vierter Abschnitt.

Karls XII Einfluß zu Constantinopel bestimmt die Pforte zum Kriege gegen Rußland. Der Zaar Peter befindet sich am Pruth in einer großen Gefahr, aus welcher ihn nur die Klugheit seiner Gemahlin Katharine rettet. Karl trotzt einem Heere von Türken und Tataren, das seine Entfernung mit Gewalt bewirken soll. Er kehrt endlich nach seinem Reiche zurück.

Karl XII befand sich nun zu Bender, im Gebiethe, und unter dem Schutze der Pforte. Als Feind des Zaars Peter war er für den Großsultan ein wichtiger Fürst. Das Schicksal seiner Waffen war für denselben um so weniger gleichgültig, je fruchtbarer Peters Macht sich dem türkischen Reiche zeigte.

Die Verlegenheit, in welche die Pforte dadurch versetzt wurde, vergrößerte sich durch die aufrührerischen Handlungen der Paschen, durch die lebhaften Unruhen der Janitscharen. Während daß Mustafa II, auf einem Lustschlosse bey Constantinopel, das Vergnügen der Jagd ganz sorgenlos genoß, versäumte es der Großwessir Hussein, ein guter Hofmann, ihn auf Peters bedenkliche Unternehmungen am schwarzen Meere, aufmerksam zu machen. Peter baute (1700) am Don und Dnepr Festungen, und seine Flotte auf dem schwarzen Meere wuchs zu einer bedeutenden Größe an. Der Tatarchan in der Krim, dem die Gefahr am nächsten drohete, brachte es durch seinen Bericht an den Großsultan dahin, daß dieser eine genauere Untersuchung der Umstände beschloß. Durch den Großwessir verleitet, trug er sie einem Neffen desselben auf. Der Neffe fand die Sache nicht so gefährlich, als sie der Tatarchan dargestellt hatte; die Folter brachte ihn jedoch zu einer aufrichtigern Aussage, und nun hatte sein Oheim Hussein das Schicksal, abgesetzt zu werden.

Delta-

Deltaban, Husseins Nachfolger, fand den carlowitzer Frieden für die Pforte so nachtheilig, daß er (1703) während des spanischen Erbfolgekrieges, gegen den Kaiser Leopold I zu Felde ziehen wollte. Aber er ward jedoch ein Opfer der im Serail herrschenden Parthey. Sein Untergang erregte bey der Armee, und vornehmlich unter den Janitscharen, die lermendste Unzufriedenheit. Gegen 50000 Mann der aufrührerischen Soldaten setzten sich gegen Adrianopel in Bewegung. Man mußte ihnen die verhaßten Minister preisgeben, und doch erkaufte sich Mustafa seine eigne Sicherheit dadurch so wenig, daß man ihm vielmehr zumuthete, die Regierung seinem Bruder Achmed abzutreten. Mustafa II, der nicht Muth genug besaß, der zu viel menschliches Gefühl hatte, um den Bruder seiner Rettung aufzuopfern, begab sich in das Zimmer desselben, und übergab ihm, mit einer zärtlichen Umarmung, die Regierung. Doch der Verlust derselben kränkte ihn so innig, daß er sechs Monathe hernach starb.

Achmed III, 36 Jahre alt, dessen Verstand für einen türkischen Prinzen ungewöhnlich

lich gut gebildet war, machte den Plan, das Corps der Janitscharen und Spahi's, welche, durch ihren aufrührerischen Geist, die Sicherheit des großsultanischen Throns so oft erschütterten, seiner großen Macht zu berauben. Erst legte er sie so weit aus einander, daß sie sich nicht so bald vereinigen konnten; sodenn ließ er in jeder Nacht einige hundert derselben tödten. Nach fünf Monathen betrug die Zahl derselben auf 14000. Doch ein Großsultan, der seine Regierung mit einem so männlichen Geiste führte, paßte nicht zu den Absichten des ränkevollen Serails. Der Großwessir Dschurluli Ali, ein Günstling des Serails, gab sich daher alle Mühe, den Achmed, durch eine üppige und wollüstige Lebensart, von den Regierungsgeschäfften zu entfernen, und ihm besonders gegen jeden Krieg eine Abneigung einzuflößen. Daher ließ man auch das Gedränge, in welchem sich Leopold I während des spanischen Erbfolgekrieges befand, unbenutzt, und man that weiter nichts, als daß man dem Ragoczy einige Unterstützung gewährte; daher verstattete man auch dem Zaar Peter ganz ruhig, Karln XII, der dessen Macht schwächen konnte,

konnte, seinem Untergange nahe zu bringen.

Dieser Karl XII befand sich aber jetzt zu Bender, im türkischen Gebieth, und wenn auch die Minister der Pforte, die politische Nothwendigkeit, ihm Beystand zu leisten, nicht recht einsahen, so wendete Karl um so mehr alle seine Bemühungen an, um dieses Gefühl in ihnen recht lebhaft zu machen. Poniatowski begab sich in dieser Absicht nach Constantinopel. Er schrieb (1710 Jan.) einen Brief an den Großsultan, den sein Gesandter Neugebauer in das Türkische übersetzen ließ. Der General Poniatowski und der Oberste Grothausen mußten sich gleichfalls nach Constantinopel begeben, um Karls Plan bey der Pforte zu befördern. Der Großsultan antwortete auf des Königs Schreiben erst nach fünf Monathen, und Karl, der sich schon an der Spitze eines türkischen Heeres dachte, bekam nun die Nachricht, daß der Seraskier von Bender den Befehl habe, ihm, ausser dem nöthigen Unterhalt, täglich einen Beutel, oder 500 Thaler, zu geben.

Doch

Doch der kluge Poniatowski, der unter Karls Unterhändlern die Hauptrolle spielte, schlug den Weg ein, der die Absicht seines Königes am glücklichsten befördern konnte. Er gewann die Gunst des Großwessirs so sehr, daß ihn derselbe mit Geschenken überhäufte; er wußte sich, was noch mehr war, von den französischen Gesandten bey der Pforte unterstützt, bey der Mutter des Großsultans, welche den wichtigsten Einfluß im Serail hatte, Eingang zu verschaffen. Er erzählte Karls Thaten dem Kislar Aga, dem schwarzen Oberhofmeister der Sultanin, der durch dieselben wieder seine Gebietherin entzückte. Die Sultanin nennte Karln nur ihren Löwen. „Wenn „sagte sie oft zu ihrem Sohne" wenn werdet ihr meinem Löwen den Zaar zerreissen helfen?" Den Plan des Poniatowski unterstützte aber hauptsächlich der portugiesische Arzt Fonseca, ein geistvoller, feiner Mann, voll Menschenkenntniß, der in den vornehmsten Häusern zu Constantinopel den Zutritt hatte, der selbst das Vertrauen der Wessire sich zu erwerben wußte. Dadurch wurde Karls Parthey endlich so mächtig, daß der russische Gesandte zu Constantinopel den Poniatowski, durch

durch einen bestochnen Bedienten, wollte vergiften lassen; aber sein Plan wurde verrathen *).

So sehr jedoch das Serail Karls Entwürfen nicht abgeneigt schien, und so groß auch die Hoffnung war, die Dschorluli dem Poniatowski machte, so mächtig arbeitete doch Peters Gold der Erfüllung dieser Hoffnung entgegen. Dieses Gold war ein Theil des Geldes, das man in Karls Kriegscasse gefunden hatte. Selbst den Mazeppa wollte der durch dasselbe verblendete Großwessir an den Zaar Peter ausliefern, als der Tod den siebzigjährigen Greis dieser Gefahr entriß.

Sein Bundesgenosse Karl XII, der die Ausführung seines Plans so erschwert sah, wurde indessen mit seinem ganzen Gefolge, auf

*) Für manchen hier angeführten Umstand leistet blos Voltaire in der von Posselt ihm nacherzählten Geschichte Karls XII die Gewähr. Doch Nordberg und Adlerfeld wollten vielleicht manches nicht erzählen.

auf Kosten des Großsultans, freygehalten. Der Aufenthalt in Bender war aber dem feurigen, an das kriegerische Leben gewöhnten König, bald zur Last. Er zog ihm ein Lager vor. Das prächtige Zelt, das ihm der Seraskier geschenkt hatte, verwandelte sich aber bald in ein hölzernes Haus, welches ihm die Türken bauten. Diesem Beyspiele folgten seine Officiere, und da auch die Soldaten sich mit Baraken versahen, so bekam Karls Lager bald das Ansehn einer Stadt. Karl, dessen Wunden völlig geheilt waren, fieng nun wieder seine ehemalige Lebensart an. Er verließ noch vor Sonnenaufgang das Bett, ritt täglich einige Pferde müde, und erschien immer in großen Stiefeln. Geld hatte er im Ueberflusse, weil er ausser demjenigen, was ihm die Pforte zahlen ließ, auch noch in Frankreich, und in Constantinopel, Anleihen machte. Grothausen, sein Schatzmeister, war aber auch nicht angewiesen, eine genaue Rechnung zu führen. Des vielen Geldes ungeachtet, blieb aber Karl seiner Mäßigkeit immer treu. Weil er keinen Wein trank, und so viel Frömmigkeit äusserte, hielten ihn die Türken

ken für einen Muselmann. Zum Zeitvertreibe las er jetzt die Trauerspiele von Corneille, Racine u. a. m., auf die ihn Fabrice, des Herzogs von Holstein Geschäftsverweser, ein junger, frohsinniger, liebenswürdiger Mann, aufmerksam machte.

Doch Karls vorzüglichste Aufmerksamkeit war immer nach Constantinopel hingerichtet. Hier brauchte er einen Theil seines Geldes, um sich Freunde zu machen. Aber dieses war nicht hinlänglich, um den eigennützigen Großwessir für seinen Plan zu gewinnen. Poniatowski fand endlich einen Weg, den Großsultan mit der Verfahrungsart seines Wessirs bekannt zu machen. Der Großsultan begiebt sich an jedem Freytage, von seinem Hofstaate und seiner Leibwache umringt, in die große Moschee. Es werden ihm alsdenn Bittschriften überreicht. Poniatowski stimmte nun einen Griechen *), durch eine ansehnliche Geldsumme, eine Vorstellung an den Großsultan, worinn er den Eigennutz seines Wessirs mit den

*) Nach Nordberg war es ein Knecht, den Neugebäuer loskaufte, und türkisch kleidete.

den dunkelsten Farben dargestellt hatte, denselben in die Hände zu spielen. Der Grieche mischte sich (1710 April) kühn unter die Leibwache, und hielt mit standhaftem Ungestüm das Papier so lange in die Höhe, bis es ihm der Großsultan selbst abnahm. Aber in dem Antwortsschreiben, welches einige Tage hernach erfolgte, stand nichts, was einer bestimmten Erklärung ähnlich sah. Dagegen war es mit einem Geschenke von 25 arabischen Pferden begleitet. Eins derselben, das der Großsultan selbst geritten hatte, trug einen mit Edelsteinen besetzten Sattel, mit goldnen Steigbügeln. Auch der Großwessir schickte dem Könige fünf der schönsten Pferde.

So lange dieser Großwessir seine Stelle behielt, durfte Poniatowski auf die Ausführung seines Plans sich keine Rechnung machen. Dschorlull mußte also einem andern weichen. Die Sultanin-Mutter war ihm nicht geneigt. Der Kislar-Aga, und der Janitscharen-Aga, waren seine Feinde. Alle diese schadeten ihm jedoch weniger, als Achmeds damahliger Liebling, Kumurdschi Ali Pascha. Achmed II, der Vater des jetzigen Groß-

Großsultans, der diesen Kumurdschi, den Sohn eines Kohlenträgers, in einem Walde antraf, wurde durch die äusserst schöne Bildung desselben so sehr für ihn eingenommen, daß er ihn in sein Serail bringen ließ. Hier arbeitete sich der schöne muntere Jüngling bald bis zur Stelle des gewichtvollsten Lieblings empor. Noch zu jung, um die Würde eines Großwessirs selbst zu übernehmen, fand er seine Eitelkeit doch geschmeichelt, diesen hohen Posten durch einen andern besetzen zu können. Ohne Rücksicht auf Karls Wünsche, verband er sich mit der Sultanin-Mutter, den verhaßten Dschorlull zu stürzen. Er wurde nach Caffa in der Krim verbannt.

Jetzt bekam Kluperli Numan Pascha, der Enkel des Eroberers von Candia, die Würde eines Großwessirs. Von unerschütterlicher Tugend, die Gesetze streng beobachtend, und daher den Krieg gegen die Russen für ungerecht haltend, erfüllte er die Pflichten der Gastfreundschaft gegen den König von Schweden mit der pünktlichsten Sorgfalt. Er schickte ihm die ansehnliche Summe von 8000 Beuteln, jeden zu 500 Tha-

Thalern; zugleich gab er ihm aber den Rath, entweder durch die Erblande des deutschen Kaisers, oder auf französischen Schiffen, in sein Reich zurückzukehren. Doch Karl blieb fest entschlossen, nur an der Spitze eines türkischen Heeres nach Polen zu gehen. Der Großwessir Kiuperli, der in Karls Absichten so wenig einstimmte, wurde nach zwey Monathen auch wieder verabschiedet. Der rechtschaffne Minister wollte den rückständigen Sold der Janitscharen nicht von erpreßtem Gelde der Unterthanen, sondern aus der Schatzkammer des Großsultans, bezahlen. Dafür wurde er auf die Insel Negroponte verwiesen. Sein Nachfolger war Baltadschi Mehemmed, Pascha von Syrien, der die Würde eines Großwessirs schon einmahl bekleidet hatte. Er hatte eins von den Lieblingsweibern Achmeds zur Gemahlin.

Das Serail wünschte jetzt Krieg gegen den Zaar. Man hatte es auf dessen große Plane, auf seinen Entschluß, sich den Kaisertitel anzumaßen, endlich aufmerksam gemacht. Der Großsultan gab (1710 Nov.) dem Großwessir den Befehl, mit einer Armee von 200,000 Mann gegen den Zaar zu Felde zu ziehen. Auch der Tatarchan, Kaplan Keraj, sollte mit 40,000 Streitern anrücken. Diese große Macht sollte sich anfangs bey Bender, unter Karls Augen, versammeln, und welche Freude würde dieß dem Könige von Schweden verursacht haben! Doch der neue Großwessir, der demselben nicht so sehr schmeicheln wollte, verlegte die Zusammenziehung der Armee in die Gegend von Belgrad. Peter ließ den türkischen Friedensbruch in der Kirche zu Moskau öffentlich ankündigen. Zu gleicher Zeit wurden die weißen Fahnen der beyden vor der Kirche stehenden Garderegimenter gegen rothe, mit dem Zeichen des Kreuzes, und der Umschrift: „durch dieses Zeichen wirst du siegen!“ vertauscht.

Peter drang (1711 Jun.) über den Dnestr in der Moldaw bis an den Pruth vor. Zu Yassy, der Hauptstadt derselben, vereinigte er sich mit dem Fürsten Kantemir, der an die Stelle der Hospodare Brancowan und Maurocordato, die sich der Pforte verdächtig gemacht hatten, genommen war. Eben dieser Kantemir war aber ein heimlicher Anhänger des Zaars

Zaars, der sich verbindlich gemacht hatte, die für seine Armee nöthigen Vorräthe zu sammeln; die Tataren waren jedoch so geschwinde herbey gekommen, daß er sein Versprechen nicht hatte halten können. Dennoch gieng Peter, gegen den Rath seiner Generale, bey Jassy über den Pruth. Bald fühlte er jedoch den Mangel an Lebensbedürfnissen so drückend, daß er sich entschließen mußte, wieder über den Pruth zurück zu gehen. Die Türken hatten aber indessen, bey Falczin, schon zwey verschanzte Brücken in ihre Gewalt gebracht, um den Russen in den Rücken zu kommen. Peter war schon von mehrern Abtheilungen seiner Armee getrennt. Dem Marsche nach dem Sereth, einem andern Nebenfluße der Danau, setzten hohe Berge, und gänzlicher Wassermangel; ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Indessen wurde die Zufuhre der Moldauer und Wallachen immer geringer. Die Moldauer, bey welchen die Russen verhaßt waren, brachten ihre Lebensmittel lieber den Türken. Das Gras, welches den Pferden zur Fütterung hätte dienen können, war von den Heuschrecken abgefressen. Peter befand sich jetzt

jetzt in eben der schlimmen Lage, wie Karl bey Pultawa. Er trat, zwischen dem Gebirge und dem Pruth, den Rückzug an. Unvermuthet sah er einen Morast vor sich. Indessen gewährte es ihm doch einigen Trost, daß seine von der Armee getrennten Abtheilungen sich wieder mit derselben vereinigten. Aber von 64,800 Mann blieben ihm doch nicht mehr, als 37,500 Köpfe, übrig.

Die türkische Armee, die sich jetzt um die Russen herzog, bestand aus 150,000 Mann, von welchen der Troß ein Drittel ausmachte. Der Tataren waren 35000. Die Türken und Tataren waren also den Russen doch immer fast vierfach überlegen. Die Tataren befanden sich bereits diesseits des Pruths, im Rücken der Russen. Bey der türkischen Armee hielten sich der schwedische General Sparre, und Poniatowski, als Karls Bevollmächtigte, auf. Der letztere berichtete auch dem Könige die große Noth, in welcher sich der Zaar befand. Wie wohl hätte Karl gethan, nach dem Orte hinzueilen, wo er das Schicksal seines Gegners gleichsam in seiner Hand hatte. Aber durch die

 Bedenk-

Bedenklichkeiten seiner Minister, daß er im Lager des Großwessir die Rolle eines subalternen Fürsten spielen würde, abgehalten, machte er sich nicht gleich auf den Weg. Der Großwessir, den dieß verdroß, wurde dadurch kälter gegen den König. Indessen thaten die Türken und Tataren, welche die Russen schon auf allen Seiten eingeschlossen hatten, einen Angriff auf dieselben. Ihr Großwessir war kein guter General. Er begieng daher so große Fehler, daß der Angriff, der so überlegenen Truppenzahl ungeachtet, unglücklich ablief, daß es den Türken 7000 Mann kostete. Aber Peter versäumte es, von der Furcht, die er den Türken eingeflößt hatte, zu seiner Rettung Gebrauch zu machen. Poniatowski, dessen Schlachtordnung der Großwessir nicht befolgt hatte, gab nun den Rath, die Russen durch Verschanzungen einzuschließen.

Peter, der den einzigen für ihn noch günstigen Augenblick versäumt hatte, befand sich in der schrecklichsten Verlegenheit. Es blieb ihm weiter keine Wahl, als sich durch die, seinem Kriegsvolke weit überlegene Menge

Menge von Feinden, durchzuschlagen, oder zu verhungern. Aus dieser Verlegenheit riß ihn nur die weibliche Klugheit seiner Gemahlin Katharine heraus. Dieses bey der Zerstörung von Marienburg in russische Gefangenschaft gekommene Frauenzimmer war die Tochter eines Leibeignen aus dem Kirchspiele Ringen, in Ehstland. Sie war unter dem Nahmen Martha, als ein unehliches Kind, in das Kirchenbuch eingezeichnet worden. Der mitleidige Pfarrer des Ortes behielt sie bis in das vierzehnte Jahr bey sich. Darauf wurde sie bey einem lutherischen Pfarrer zu Marienburg Dienstmagd. Achtzehn Jahre alt heyrathete sie (1702) ein schwedischer Dragoner, der in einem Gefechte des folgenden Tages verschwand. Sie selbst befand sich nach wenigen Tagen in der russischen Gefangenschaft. Sie diente hierauf bey dem Feldmarschall Scheremetew. Ihre natürlichen Fähigkeiten, und ihre Geschmeidigkeit, sich den Launen der Menschen anzuschmiegen, gefiel dem Fürsten Mentschikow so sehr, daß er nicht eher nachließ, als bis sie ihm Scheremetew abtrat. Durch eben diese Eigenschaften empfahl sie sich aber auch

auch dem Zaar, der sie bey einem Gastmahle seines Lieblings kennen lernte. Mentschikow gönnte ihr das Glück, dem Zaar zu gefallen, weil er durch sie die ihm verhaßte Mons zu verdrängen hoffte, die der preussische Gesandte Kayserling dem Zaar ohnedieß schon streitig machte. Katharine, diesen Nahmen hatte sie bey ihrer russischen Taufe bekommen, die ihrem neuen Herrn so unterwürfig, so unablässig bestrebt, sich demselben gefällig zu machen, die äusserste Sorgfalt für seine Gesundheit bewies, und seine häufigen Liebeshändel übersah, die erwarb sich in kurzer Zeit sein ganzes Vertrauen, ohne es jedoch zu mißbrauchen. Peter ließ sie bald Ossudara, oder gnädigste Frau, nennen. Ohne eine einzige Tugend eines feingebildeten Frauenzimmers zu besitzen, entzückte sie durch ihren männlichen, festen Sinn den Zaar so sehr, daß er sich nach einigen Jahren (1707) heimlich mit ihr verheyrathete, daß er endlich (1711 März) die eheliche Verbindung mit derselben öffentlich bekannt machte. Sie begleitete ihn zur Armee, und sie war es jetzt, die ihn in seiner großen Noth rettete.

Peter

Peter befand sich einsam in seinem Zelte, von den schrecklichsten Aussichten beunruhigt, und zugleich von der Gicht gepeinigt. Indessen versammelte sich ein Kriegsrath seiner vornehmsten Generale. Diesem Kriegsrathe gesellte sich Katharine zu. Schon hatte Peter dem Feldmarschall Scheremetew den Befehl gegeben, die zu einem Angriffe mit dem Bajonette nöthigen Vorbereitungen zu machen, und alles Gepäcke zu verbrennen. Auch hatten die Generale das Ausrücken bereits angeordnet, und die Weiber stimmten ein klägliches Geheul an, als es Katharine auf sich nahm, dem Zaar ein vom Vicekanzler Schaffirow verfertigtes Schreiben an den Großwessir mit Friedensanträgen vorzulegen. Durch die zärtlichsten Bitten, durch die rührendsten Thränen, ließ sich Peter endlich zur Unterschrift bewegen. Dieses Schreiben begleitete Katharine mit allen ihren Kostbarkeiten, die ein Kästchen in sich schloß, mit allem Golde, was sie in ihrer Gewalt hatte. Auch ließ sie sich wohl noch von Generalen ihre Kostbarkeiten leihen. Peter schrieb indessen an den Senat, man sollte, wenn er in die Gefangenschaft geriethe,

riethe, ihn nicht mehr als den Zaar betrachten, sondern den würdigsten zu seinem Nachfolger wählen.

Das Schreiben an den Großwessir (23. Jul.) wurde zuerst nicht angenommen. Poniatowski brachte es dahin, daß man sich auf keine Unterhandlungen einlassen wollte. Die Russen sollten, ohne weitere Bedingungungen, das Gewehr strecken. Schaffirow, der Vicekanzer, versetzte auf diese Erklärung: die Russen würden lieber sterben, und daher in einer Viertelstunde angreifen. Schon begann das Kanonenfeuer; schon bereitete man sich zum Angriffe, als ein Befehl des Großwessirs Einhalt geboth. Der Kihaja, sein erster General, mußte gehorchen, so viel ihm dieses auch Ueberwindung kostete, weil die Verschanzungen der Russen keinen Widerstand leisten konnten, weil die Russen bis an die Knie im Wasser standen. Peter verlangte entschlossen eine schnelle Antwort. Seine Truppen rückten schon aus ihren Verschanzungen heraus. Vergebens rieth Poniatowski, die russische Armee zur Kriegsgefangenschaft zu zwingen, und den Zaar nach

nach Constantinopel zu schicken. Vergebens suchte der Tatarchan alle Gründe hervor, den Großwessir von einem Vergleiche abzuhalten. Schaffirow, Scheremetews Bruder, ein talentvoller Emporkömmling, und der in der Folge so berühmte Ostermann, Peters Bevollmächtigte, waren so glücklich, den Großwessir, der sich vor der gefährlichen Entscheidung einer Schlacht fürchtete, für ihre Friedensbedingungen zu gewinnen. Sie machten sich, im Nahmen ihres Herrn, verbindlich, daß alles der Pforte abgenommene wieder zurück gegeben, und jede neuangelegte Festung zerstört werden sollte. Umsonst suchte Poniatowski den Großwessir dahin zu bringen, daß er mit dem Abschlusse bis zur Ankunft seines Königes warten möchte. Der Großwessir glaubte, durch die Vernichtung der russischen Macht am schwarzen Meere, für das Beste der Pforte schon genug gethan zu haben. Asow, Taganrock, und andre Festungen, wurden von den Russen geräumt. Auch bekamen die Türken alles in denselben befindliche Geschütz. In Rücksicht des Königs von Schweden wurde weiter nichts ausgemacht, als daß er ungehin-

hindert in seine Erbstaaten sollte reisen dürfen.

Poniatowski hatte, noch am Morgen dieses Tages, seinem Könige die Gefahr, in welcher sich sein Interesse befand, gemeldet, und dieser hatte den Weg von 15 Meilen, der ihn von dem Orte der Unterhandlung trennte, in der größten Geschwindigkeit zurückgelegt. Wie erstaunte er aber, als er Türken und Russen freundschaftlich unter einander gemischt sah! Ohne erst die Brücke über den Pruth aufzusuchen, schwamm er sogleich über den Fluß. Der von ihm geäusserte Unwille blieb ohne Wirkung, und der Tartarchan, sein alter Freund, durfte, aller seiner Aufforderungen ungeachtet, es nicht wagen, die Feindseligkeiten wieder anzufangen. Die mit fliegenden Fahnen und mit Musik abziehenden Russen wurden von 5000 Spahi's geschützt.

Karl XII, der nun mit der ungünstigsten Gemüthsstimmung nach Bender zurückkehrte, fand sein dasiges Lager von dem ausgetretenen Dnestr überschwemmt. Er ließ sich hierauf, einige Stunden davon, in der Nähe des Dorfes Warnitza, ein großes steinernes Haus bauen, und dasselbe, ganz wider seine gewöhnliche Art, prächtig ausschmücken. Der Großwessir, der sich vor seinem polnischen Einflusse zu Constantinopel fürchtete, betrieb seine Entfernung mit dem angelegentlichsten Eifer. Daher hatte er schon zu Wien, für den König von Schweden, wegen des freyen Durchzuges durch die kaiserlichen Erbstaaten, anhalten lassen. Nach drey Wochen kam die Erlaubniß, welche von der Nachricht begleitet war, daß man dem Könige alle Ehre, auf die er Anspruch machen könne, erzeigen würde. Drey Pascha's bekamen nun von dem Großwessir den Auftrag, dem Könige zu melden, daß die Pforte seine Abreise wünsche. Karl ließ diesen Bevollmächtigten sagen, er würde, wenn sie ihm das geringste seiner Ehre nachtheilige antragen würden, sie sogleich aufhängen lassen. Karl würdigte ihren ehrerbietigen Antrag keines Wortes, und der Kanzler Müller erklärte ihnen ganz in der Kürze die Entschließung seines Monarchen, unter solchen Umständen durchaus nicht abzureisen. Der Großwessir schickte hier-

hierauf den neuen Seraskier von Bender zum Könige. Er ließ ihn, auf den Fall einer fortgesetzten Weigerung, mit der Ungnade des Großsultans bedrohen. Karl, der den Seraskier wohl leiden konnte, ließ sich so weit gegen ihn heraus, daß er sich zum Abzuge bereitwillig erklärte, wenn der Großwessir zur Strafe gezogen, und eine Armee von 100,000 Mann ihm nach Polen folgen würde.

Der Großwessir arbeitete ihm nun auf alle Art entgegen. Er ließ, ihm nicht trauend, alle seine Briefe nach Constantinopel auffangen; er entzog ihm einen Theil seines Unterhaltes. Karl wollte ihm zeigen, daß ihn dieß aus seiner Gleichmüthigkeit nicht herausbringen könnte. Daher hielt er anstatt zwey Tafeln, mit welchen er sich bisher begnügt hatte, vier Tafeln. Aber er borgte nun auch von Officieren, Bedienten, Janitscharen, die seine Freygebigkeit erst bereichert hatte, zu 20, 30 bis 40 Procent. Ein englischer Kaufmann zu Constantinopel schoß ihm 50,000 Gulden vor. Poniatowski war endlich (1711 Sept.) so glücklich, einen Be-

richt

richt von dem Verfahren des Großwessirs dem Großsultan durch den Secretär Celsing, der sich als ein Türke ankleidete, in die Hände zu spielen. Es fiel dem Großsultan ohnedieß auf, daß der Zaar die Erfüllung seiner Versprechungen verzögerte, daß er die goldnen Schlüssel von Asow noch nicht überschickte. Baltadschi, den der abgesetzte Dschorlüli in ein Einverständniß gegen den Großsultan ziehen wollte, wurde (1711 Nov.) verbannt. Sein Vermögen war so unbedeutend, daß es einen nur geringen Eigennutz desselben ankündigte. Kumurdschi, der, nach noch einem andern Großwessir, den hohen Posten eines ersten Staatsbeamten der Pforte endlich selbst übernahm, bestätigte den mit dem Zaar geschlossenen Frieden. Karl, der sich darüber gewaltig ärgerte, wußte es zwar (1712 April) so einzuleiten, daß die Pforte die Nachricht erhielt, daß der Zaar, anstatt sein Kriegsvolk aus Polen herauszuziehen, dasselbe von einer Zeit zur andern vermehrte, und daß man daher einen neuen Krieg gegen Polen beschloß, auch eine neue Gesandtschaft des Königs August gefangen nahm; aber der Krieg, der mit Kumurdschi's

Planen

Planen nicht übereinstimmte, kam doch nicht zum Ausbruche, und man schloß vielmehr von neuem Frieden.

Eine Hauptbedingung dieses Friedensschlusses war des Königs Entfernung aus dem Gebiethe der Pforte. Der Großsultan ließ die Gesandten von Rußland und Polen, im Nahmen ihrer Herren, schwören, daß dem Könige von Schweden, bey seiner Durchreise kein Leid zugefügt werden sollte. Er that hierauf (1712 Dec.) dem Könige zu wissen, daß zu seiner Abreise alles bereit sey. Es erschien der Seraskier von Bender abermahls in Karls Lager. Es fände, sagte er zu ihm, kein Verzug mehr statt, und er müsse daher seine Reise antreten. Karl antwortete darauf: der Großsultan habe ihm eine Armee, und keine bloße Begleitung, versprochen. Des Königs August Feldmarschall Flemming, unterhielt indessen mit dem Tatarchan, und dem Seraskier, einen Briefwechsel, der auf Karls Schicksal den bedeutendsten Einfluß hatte. Ein deutscher Oberster reisete deswegen mehrmahls von Dresden nach Bender. Endlich wurden Karln solche

solche Briefe, die man aufgefangen hatte, gebracht. Er glaubte sich nun verkauft. Um Zeit zu gewinnen, verlangte er von dem Großsultan Geld, um seine Schulden zu bezahlen. Anstatt 1000 Beutel schickte man ihm 100. Nachdem ihm der Pascha, gegen den ausdrücklichen Befehl, das Geld, vor seiner wirklichen Abreise, ausgeliefert hatte, verlangte er noch 1000 Beutel. So sehr konnte sich Karl vergessen, um nur einen Vorwand zu bekommen, länger dazubleiben!

Der über seine Hartnäckigkeit unwillige Großsultan gab nun (1713 Jan.) dem Seraskier von Bender, und dem Tatarchan, den Befehl, Karls Entfernung ohne weitere Schonung zu bewirken. Der Seraskier kam nach Warnitza dem Orte, wo sich Karls Lager befand und fragte ihn, ob er als Freund abreisen wollte? „Gehorche deinem Herrn," antwortete Karl, wenn du es wagst; aber gehe mir gleich aus den Augen." Noch an eben dem Tage entzog ihm der Seraskier die Janitscharenwache, und den Unterhalt. Polen und Kosaken zogen ab. Bey dem Könige blieben, ausser seinen Bedienten, nur noch

noch 300 andre Schweden. Mit diesen wollte er 20,000 Tataren, und 6000 Türken Trotz biethen. Bald zeigte sich der Mangel an Lebensmitteln, und an Fütterung, sehr fühlbar. Karl ließ 20 von den schönen arabischen Pferden, die er zum Geschenke bekommen hatte, ausserhalb des Lagers todt schießen. Er bereitete sich zur Vertheidigung seines Hauses mit der größten Sorgfalt vor. Es wurden Schanzen um dasselbe aufgeworfen. Alles, er selbst, arbeitete. Man verrammelte Fenster und Thüren. Fabrice, der Bevollmächtigte des Herzogs von Holstein, und der englische Gesandte Jeffries, gaben sich alle Mühe, den Chan und den Seraskier von der Ausübung der Gewalt, die sie ohnedieß zu vermeiden wünschten, abzuhalten; aber wiederholte Befehle des Großsultans erlaubten ihnen nicht, die Erfüllung ihrer Pflicht länger aufzuschieben. Fabrice suchte hierauf alle möglichen Gründe hervor, um Karls harten Sinn zu erweichen. Seine Generale, seine Hofprediger bathen und fleheten. Aber Karl blieb unerschütterlich. Als die Türken und Tataren anrückten, gieng ihnen Grothusen entgegen. Er bath, nur noch

noch drey Tage zu warten. Als sich die Befehlshaber weigerten, erklärten die Janitscharen ganz laut, daß sie dem Befehle ihres Pascha nicht gehorchen könnten. Sechs Officiere derselben kamen, mit weißen Stöcken, dem Zeichen friedlicher Gesinnungen, zu dem Könige, um seine Wache abzugeben. Karl schickte die braven Leute wieder fort. Er drohete, wenn sie sich nicht sogleich entfernten, ihnen ihre Bärte abschneiden zu lassen. Obgleich nun Briefe des in Constantinopel zurückgehaltenen Poniatowski ihm alle Nachgiebigkeit anriethen, so blieb er doch fest entschlossen, lieber zu sterben, als gewissermaßen ein Gefangner der Türken zu seyn.

Diese begannen hierauf (1713 am 12. Febr.) an einem Sonntage, den Sturm, der bey den Türken unter dem Nahmen Calabalik bekannt ist. Das kleine schwedische Lager war bald eingenommen. Die 300 Schweden waren bald so umringt, daß sie keinen Widerstand thun konnten. Karl zog sich von drey Generalen begleitet, in das Haus zurück, wo 50 Mann, Officiere, Hofbedienten, Soldaten

daten und Knechte die Besatzung ausmachten. Als Karl und die Generale mit etwa 20 Mann sich dem Thore näherten, fanden sie dasselbe schon von den Janitscharen belagert, waren schon 200 Türken und Tataren durch die Fenster eingedrungen, hatten sie sich schon aller Zimmer bemächtigt, bis auf einen Saal, in welchem die Besatzung sich noch vertheidigte. Nahe am Thore, wo Karl mit seiner Begleitung hineinwollte, stieg er vom Pferde, die Pistolen und den Degen in die Hand nehmend, und die Janitscharen, die von allen Seiten über ihn herfielen, theils tödtend, theils verwundend. Karl befand sich während dieses Kampfes in Gefahr, erschossen zu werden. Indessen öffnete man die Saalthüre, und Karl und seine Leute stürzten mit Blitzesschnelle hinein. Aus dem Saal drang er nun Feuer gebend auf die Janitscharen und Tataren ein, die das ganze Haus plünderten. Die Plünderer erschraken, und Karl benutzte ihren Schrecken, sie aus dem Hause zu vertreiben. Der Chan und der Pascha empfanden vor Scham so vielen Unwillen, daß sie Pfeile mit zündbaren Materien nach dem Hause abschießen ließen.

Aus Versehen warf man ein Fäßchen Brandewein ins Feuer. In kurzer Zeit war das ganze Haus mit Feuer und Rauch angefüllt, und das zusammengebrannte Dach drohete mit dem Einsturze. Karl eilte nun heraus,, um sein Kanzleygebäude mit dem steinern Dache noch zu vertheidigen. Bald sah er sich aber von allen Seiten eingeschlossen. Er verwikkelte sich in seine Sporen, und fiel. Zugleich wurde er von mehr als 20 Janitscharen überwältigt, und, mit Staub und Blut bedeckt, und mit verbrannten Augenbraunen, zum Seraskier gebracht. Man behandelte ihn immer mit Ehrerbiethung. Der Seraskier bezeigte ihm seine Freude, daß er der Lebensgefahr so glücklich entgangen wäre. „Diese Gefahr" sagte Karl „hatte nicht viel zu bedeuten. Hätten meine Leute, die sich vor dem Hause befanden, eben das thun können, was die im Hause thaten, so hätte die Sache einen ganz andern Gang nehmen sollen." Er setzte noch hinzu, daß dieser Kampf zum Ernst zu wenig, zum Scherz aber zu viel gewesen sey, und daß er sich zwar nicht erinnere, jemand getödtet zu haben, daß aber derjenige, der es wage, Hand an

ihn zu legen, kein besseres Schicksal verdiene. Es wurde hierauf ein prächtig geschmücktes Pferd vorgeführt. Auf diesem ritt Karl, von Officieren und Janitscharen begleitet, nach Bender, wo man ihm ein schönes Zimmer anwies. Aber wie traurig war der Zustand, in welchem Karl sein Lager antraf. Gepäcke, Hausrath, Papier — alles war geraubt, oder verbrannt. Seine braven Schweden waren entweder getödtet, oder gefangen. Der Seraskier gab jedoch einigen von seinen Officieren, und überhaupt funfzig von seinen Leuten, ihre Freyheit wieder. Durch die Bemühungen des englischen Gesandten Jeffries, und des Franzosen la Mortraye dem wir in Ansehung dieses Theiles der Geschichte Karls XII viele Aufklärung zu danken haben, wurden auch die übrigen Schweden ausgelöset. Der Seraskier gab dem Könige seinen Degen wieder, und ließ ihn nach dem Schlosse Demotica bey Adrianopel bringen.

In Karls Gesellschaft befand sich jetzt auch der König Stanislaus, der, als er, unter dem Nahmen eines Officiers, zum Könige Karl nach Bender reisen wollte, bey Jassy

Jassy in die Gefahr kam, durch Veranstaltung des Tatarchans und des Seraskiers, sein Leben zu verlieren. Der Hospodar warnte ihn freundschaftlich, und ließ ihn nicht eher weiter reisen, als bis ihn ein Abgeordneter des Großsultans, mit einer Bedeckung von Janitscharen, abholte, und nach Bender brachte. Der Großsultan war übrigens über das gewaltsame Verfahren, das man sich gegen den König von Schweden erlaubte, so sehr aufgebracht, daß er die Urheber desselben nachdrücklich bestrafte. Der Tatarchan wurde abgesetzt und verbannt. Der Mufti verlohr seine Würde. Endlich (im März) kam die Reihe auch an den Großwessir, seines hohen Amtes beraubt zu werden. Sein Nachfolger ließ den König von Demotica nach Timurtasch, einem Lustschlosse des Großsultans, bringen; er ließ den Seraskier von Bender enthaupten, und den Janitscharen-Aga absetzen.

Wodurch gelang es aber Karln, und seinen Bevollmächtigten zu Constantinopel, den Großsultan mit dem eigennützigen Verfahren seiner Minister bekannt zu machen? Man

Man schreibt dieses Verdienst dem Marquis von Fierville, Frankreichs heimlichem Gesandten bey Karln zu. Dieser wußte, von einem andern Franzosen, Villelongue, unterstützt, für Karln es dahin zu bringen, daß dem Großsultan abermahls ein Schreiben des Königs von Schweden in die Hände gespielt wurde. Dieses Schreiben enthielt die lebhaftesten Beschwerden über den zugefügten Schimpf, über das treulose Verfahren des Chans und des Pascha. Ein Officier, der Karls Hand sehr glücklich nachmachte, unterschrieb seinen Nahmen. Villelongue, als Grieche verkleidet, das Schreiben in seinem Busen, tanzte, sich wahnsinnig stellend, durch die beyden Reihen der paradierenden Janitscharen, und ließ, als der Sultan sich näherte, einige Silberstücke fallen. Genug es gelang ihm, dem Sultan das Schreiben zu übergeben. Es ist zwar nicht ausgemacht, ob alle diese Veränderungen durch den schwedischen Einfluß bewirkt wurden; man behandelte indessen doch den König wieder ziemlich freundschaftlich. Lebensmittel reichte man ihm im Ueberflusse. Für Wein und Schweinefleisch, daß er sich selbst anschaffen mußte, gab

gab man ihm täglich nur 25 Thaler. Der neue Großwessir, Ibrahim Mollah, ein Mann voll Trotz und roher Tapferkeit, der vom gemeinen Matrosen sich bis zum Großadmiral, bis zum höchsten Reichsbeamten, emporgeschwungen hatte, schmeichelte dem Könige von neuem mit der Hoffnung eines Krieges gegen die Russen. Er schlug nahe bey Timurtasch ein Zelt auf. Karl wurde zu ihm eingeladen. Er, der es aber unter seiner Würde hielt, dem Großwessir den ersten Besuch zu machen, schickte seinen Kanzler Müller hin. Aber auch dieser Großwessir, der sich wirklich zu einer neuen Kriegserklärung gegen Rußland verleiten ließ, wurde auf Kumurdschi's Veranstaltung (1714 April) heimlich erdrosselt, und Kumurdschi, der nun das Reichssiegel selbst übernahm, erneuerte den Waffenstillstand mit Polen und Rußland. Poniatowski mußte sich vom Hofe zu Adrianopel entfernen. Karl war indessen wieder nach Demotica gebracht worden. Seine Laune war so verstimmt, daß er sich zu Bette legte, daß er sich zehn Monathe krank stellte. Der Kanzler besorgte indessen die Küche. Endlich kam aus Schwe-

Schweden eine Nachricht, die der Sehnsucht nach seinem Reiche das Uebergewicht gab. Der Reichsrath hatte, weil alle Verbindung mit dem im türkischen Gebiethe sich befindenden Könige abgebrochen war, seine Schwester, Ulrike Eleonore, ersucht, die Regierung einstweilen zu übernehmen. Als sie aber der Reichsrath zum Frieden mit Rußland und Dänemark nöthigen wollte, berichtete sie es ihrem Bruder nach Demotica. Wenn die Reichsräthe, schrieb er zurück, den Regenten spielen wollten, würde er ihnen, um sie auf ihre Pflicht zu verweisen, seinen Stiefel schicken.

Die Anmaßung des Reichsrathes ärgerte ihn indessen gewaltig. Da er nun seine Hoffnung, von der Pforte einen mächtigen Beystand zu erhalten, ganz verschwunden sah, so faßte er den Entschluß, nach Deutschland zu gehen, um sein Reich selbst zu vertheidigen. Diesen Entschluß ließ er dem Großsultan durch einen ausserordentlichen Bothschafter, seinen Schatzmeister Grothausen, dem 70 gut gekleidete Officiere und Bedienten folgten, bekannt machen. Aber der Großsultan gab kein

kein Geld her. Grothausen mußte daher von dem schwedischen Agenten zu Constantinopel zu 50 Procent borgen; auch lieh ihm ein englischer Banquier Cooke eine beträchtliche Summe. Dadurch sah sich Karl in den Stand gesetzt (1714 am 1 Oct.) seine Reise wirklich anzutreten. Der Großsultan ließ ihm noch kostbare Geschenke überreichen. Er gab ihm eine ansehnliche Begleitung mit. An der türkischen Gränze schied Stanislaus von Karln. Er mußte einem vortheilhaften Vergleiche mit dem Könige August entsagend, mit dem Herzogthume Zweybrücken, das Karl XII von seinem Großvater, Karln X geerbt hatte, und das nicht mehr, als 160,000 Thaler einbrachte, sich begnügen. Ueberall, wo der König von Schweden durchkam, brennte man vor Verlangen, den abentheuerlichen Helden zu sehen. So kam er endlich bis nach Tergowist, an der Gränze von Siebenbürgen. Seine türkische Begleitung machte nur kleine Tagereisen, und es half nur wenig, daß Karl selbst früh aufstand, und sie zum Aufbruche ermunterte. Jetzt entließ er aber seine türkische Begleitung; jetzt (am 26ten Oct.) sagte er zu seinen Schwe-

Schweden, sie möchten, um ihn unbekümmert, nach Stralsund zu kommen suchen. Bey ihm blieb niemand, als die beyden Obersten Rosen und Düring. Für diese, und für sich, ließ er sich von dem Landshauptmanne Feif einen Paß ausfertigen, in welchem jeder von ihnen unter einem andern Nahmen erschien. Der König selbst nennte sich Frisch. In einem braunen Rocke, mit weißem Futter und einer dunklen Perücke, führte er, gleich seinen beyden Gefährden, noch ein Handpferd nach. Rosen blieb bald zurück, mit dem Befehle, nachzukommen. Auch Düring war des starken Reitens so ungewohnt, daß er, schon am Ende des ersten Tages, ohnmächtig vom Pferde fiel. Der König ließ den erfahrensten von den beyden Postknechten, die sie bey sich hatten, zurück, und eilte mit dem andern fort. Dieser war jedoch, in einer stürmischen Novembernacht, des Weges so wenig kundig, daß er sich verirrte. Düring kam daher früher (29. Oct.) im Posthause an. Bis Wien fehlte es an reitenden Posten. Karl und sein Begleiter mußten daher im Wagen reisen. Von Wien bis Stralsund gieng die Reise desto schneller.

Karl

Karl erlaubte sich keine andre Ruhe, als die kurze Zeit, die das Mittags- und Abendessen, und der Pferdewechsel, erforderte. So gelang es ihm, in Zeit von vierzehn Tagen, 286 Meilen (also täglich über 20 Meilen) zurückzulegen. Wenn sich Karl zuweilen verrieth, wußte der kluge Düring die Leute wieder irre zu führen. Als Karl (21. Nov.) zu Stralsund anlangte, war es um Mitternacht. Die Thorwache wollte ihn daher auch nicht eher einlassen, als bis der Commandant Dückert die besondere Erlaubniß dazu ertheilt hatte. Er kam schon angekleidet dem Könige entgegen. Der lange Bart, und der Schmuz der Reise, hatte ihn fast unkenntlich gemacht. Die Füße waren ihm vom Reiten so geschwollen, daß man die Stiefeln abschneiden mußte. Dennoch stand er um drey Uhr schon wieder auf, um die Garnison zu mustern.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Peter vollendet seine Eroberungen an der Ostsee. Steenbock siegt bey Gadebusch, muß aber, in Tönningen eingeschlossen, in die Kriegsgefangenschaft einwilligen. Schilderung der Regierung Friedrichs I von Preussen. Friedrich Wilhelm I vereinigt sich mit Karls XII Feinden. Dagegen nähert sich Peter einer Aussöhnung und Verbindung mit Karln. Dieser wird vor Friedrichshall erschossen. Schweden schließt mit seinen Feinden Frieden.

Karl XII befand sich nun wieder in seinem Reiche; aber er fand es von allen Seiten angegriffen; er fand es schon sehr vermindert und entkräftet. Ohne Gewerbe, Geld, Credit, war es, durch den vierzehnjährigen Krieg, fast

fast von aller wehrhaften Mannschaft entblößt worden. Auf 100,000 Schweden lebten in Rußland zerstreut; ungefähr eben so viele waren an Türken und Tataren verkauft. Indessen hatte die Macht des Zaars Peter sich auf einen immer höhern Gipfel emporgeschwungen. Peter benutzte Karls Entfernung vortrefflich, um an der Ostsee, und in Polen, sich immer fester zu setzen. In Polen waren 15000 Russen schon hinlänglich, die Parthey des Stanislaus, und die schwedische Truppen-Abtheilung unter dem General Krassau, zurück zu drängen. Nach der Schlacht bey Pultawa (1709 Jul.) kam Peter selbst nach Polen, wohin ihm Mentschikow mit dem größten Theile der Reiterey folgte. August II fand sich auch wieder ein. Kraft der sendomirschen Conföderation, war er, ohne neue Wahl, wieder König von Polen. Peter sehnte sich zu Thorn wieder mit ihm aus; zugleich erklärte er ihm aber auch, daß er Lievland für sich behalten würde. Zu Thorn erneuerten Peter und August die Verbindung mit Dänemark, und zu Marienwerder schloß sich (am 28. Oct.) auch der König von Preussen an Karls XII Feinde an.

In

In Lievland war jetzt Riga noch nicht von den Russen erobert. Scheremetew unternahm dessen Belagerung. Peter selbst warf die drey ersten Bomben in die Stadt. Von da eilte er nach St. Petersburg, das seit Pultawa unerschütterlich da stand, das jetzt eine Admiralität, einen Schiffswerft, bekam. Zu Ende des Jahrs (31. Dec.) zog er wieder feyerlich in Moskau ein. Unter der Kriegsbeute sah man auch den Tragsessel Karls des XII. Die Armee wurde jetzt auf 33 Regimenter Infanterie, und 24 Regimenter Cavallerie, gesetzt. Hierzu kamen noch 58,000 Mann Garnisontruppen.

Diese Armee brauchte Peter, um seine Eroberungen zu vermehren. Elbingen war (1710) der letzte Ort, den die Schweden in Polen im Besitze hatten. Die 12000 Schweden, die in Pommern standen, durften wegen einer Verabredung, die Oestreich, England und Holland (1710 März) im Haag schlossen, so wenig wie die Dänen in Deutschland, ihre Stellung verändern, um von diesem Lande, das schon in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt war, neue Kriegshändel abzuwenden.

Die

Die schwedische Hauptarmee war mit den Dänen, die in Schonen einfielen, beschäfftigt. Um so ungehinderter konnte Peter seine Unternehmungen fortsetzen. Seinem Kriegsvolke mußte nun (1710 Jun.) Wiburg, die Hauptstadt von Karelien, sich ergeben. Auch Riga öffnete (14. Jul.) endlich die Thore. Genug (im Oct.) war die Eroberung von ganz Lievland und Karelien vollendet.

Jetzt bedrohete die schwedischen Provinzen in Deutschland das Schicksal, der Gewalt der Feinde ihres Königes weichen zu müssen. Der unbiegsame Monarch wollte die Neutralität, die man ihnen, der haager Verabredung zu folge, zugestanden hatte, durchaus nicht annehmen. Er erklärte vielmehr, von Bender her, er würde sich durch nichts abhalten lassen, seinen Feind überall aufzusuchen, und Krassau, der Oberbefehlshaber seines pommerschen Kriegsvolkes, mußte wieder nach Polen marschieren. Karls Feinde beschlossen daher, Pommerns Eroberung zu unternehmen. Der König Friedrich von Dänemark rückte durch Mecklenburg an. Er war (1710) in der Ausführung des mit dem Zaar Peter

ver-

verabredten Plans nicht glücklich gewesen. Zwar hatten seine Truppen die Festung Helsingborg in Schonen besetzt, und Landskrone, nebst Malmoe eingeschlossen; allein der Statthalter, Magnus Steenbock, wußte den Lauf dieser Eroberungen bald zu hemmen. Nachdem er die Garnison der Festungen verstärkt, und die Gränzen der Provinz Schweden mit 3000 Reitern besetzt hatte, entboth er alle waffenfähigen Leute nach Halland. In kurzer Zeit (1710 Jan.) versammelten sich 12000 brave Jünglinge, die gegen die Dänen zu fechten wünschten. Die durch ansteckende Krankheiten um ein Drittel verminderte dänische Armee mußte den Rückzug antreten. Ihr General Revenleau wurde von dem Gram, den er darüber empfand, getödtet. Sein Nachfolger, Georg von Ranzau, der nur als General der Cavallerie Verdienste hatte, ließ sich (1710 März) von Steenbock, bey Helsingborg, so schrecklich schlagen, daß kaum drey Batallione der Dänen beysammen blieben, und daß diese ganz Schonen räumen mußten. Der König Friedrich verlohr nun alle Lust, einen neuen Einfall in Schweden zu versuchen. Vielmehr gieng

gieng er mit 26 bis 27000 Mann nach Deutschland, um die Unternehmungen seiner Bundesgenossen gegen Pommern zu theilen.

Der König August kam mit einem Heere von Polen, Sachsen und Russen herbey. Zwar wollte der General Steenbock, der nun mit 9000 Schweden anrückte, Rügen und Stralsund vertheidigen; allein die dänische Flotte nahm ihm die Schiffe mit Lebensmitteln weg, und Steenbock gerieth dadurch so sehr in Noth, daß er Rügen und Pommern wieder verlassen mußte. Mit seinem bis auf 18000 Mann angewachsenen Heere, bey welchem sich auch der König Stanislaus befand, zog er, (im Nov.) bey dem vor Stralsund stehenden sächsisch-polnischen Heere vorbey, nach Meklenburg, um den König von Dänemark in Holstein anzugreifen. Dieß war die letzte Kraft der Schweden, die der kühne Steenbock, in einem fremden Lande, ohne Magazine, und von Feinden umgeben, auf das Spiel setzte. Peter, der nach Meklenburg kam, warnte den König von Dänemark, vor der Ver-

Vereinigung mit den Russen, keine Schlacht zu wagen. Aber Friedrich achtete auf diese Warnung nicht, obgleich die Russen nur noch 3 Meilen von ihm entfernt waren. Freylich wurde Friedrich bey Gadebusch (1712 20. Dec.) von dem unvermutheten Anmarsche der Schweden überrascht. Flemming, der mit 32 Schwadronen sächsischer Reiter ihm zur Seite stand, vermochte ihn nicht von dem Verlust der Schlacht zu retten. Die Schweden drangen unaufhaltsam vor, und feuerten ausserordentlich schnell.

Steenbock wagte sich hierauf in die Mitte des dänischen Staates, obgleich Friedrich mit der sehr verstärkten Armee, bey Rendsburg, vor ihm stand, und hinter ihm die dänische Reiterey mit den Sachsen und Russen sich vereinigte. In dieser gefährlichen Stellung erlaubte er sich noch eine Handlung, die ihm den Haß und die Verabscheuung aller Bewohner dieser Gegend zuzog. Nachdem der kleine Ort Altona, mit der Herrschaft Pinneberg (1640) an den König von Dänemark gekommen war, verwandelte er sich bald in einen Flecken, und (1664)

(1664) in eine Stadt, deren Gewerbe durch ihre glückliche Lage, und durch ihre Handelsverhältnisse mit Hamburg, bald zu einer schönen Blüthe gelang. Aber erst vor einem Jahre (1711 Nov.) hatte eine Feuersbrunst 200 Häuser verzehrt, und jetzt sollte die Stadt den Schweden eine große Contribution bezahlen. Der Magistrat ließ den General Steenbock ersuchen, diese Summe abkaufen zu dürfen. Er verlangte erst 30, und hernach 50,000 Thaler. Schon war man zu Altona bemüht, das Geld zusammen zu bringen, als (1713 am 8. Jan.) ein schwedischer Oberster mit 200 Mann einrückte, und den Einwohnern die schreckliche Nachricht bekannt machte, daß ihre schöne Stadt abgebrennt werden sollte. Die Einwohner hatten die Erlaubniß, ihre Habseligkeiten wegzuschaffen, ehe sie diese aber benutzen konnten, waren schon alle Gebäude, bis auf die Kirchen, und 100 schlechten Häusern, ein Raub der Flammen. Den unglücklichen Altonaern verschlossen die Hamburger, unter dem Vorwande, daß sie ihnen die Pest mitbrächten, die Thore, und nur erst gegen Morgen wurde eins derselben er-

 öffnet.

öffnet. Indessen waren, bey der strengen Winterkälte unter freyem Himmel, manche von ihnen erstarrt. Steenbock entschuldigte diese grausame Handlung, die ihm so vielen Vorwürfen aussetzte, durch ein großes dänisches Magazin, das sich zu Altona befunden hätte. Derjenige, der ihn dazu hauptsächlich aufforderte, war der Graf Welling, schwedischer Statthalter in Bremen, der den Steenbock an die von den Russen verwüsteten schwedischen Oerter, an das durch die Bomben der Dänen gemißhandelte Stade, erinnerte. Wenn auch die Beschuldigung, daß die Hamburger an Altona's Unglück Theil genommen hätten, höchst wahrscheinlich ungegründet ist, so sahen sie es vielleicht doch nicht ungern.

Steenbock drang hierauf, über die gefrorne Eyder, bis nach Flensburg in Schleswig vor. Doch ein plötzlich einfallendes Thauwetter. hinderte sowohl seinen fernern Marsch, als auch den Rückzug über die Eyder. Er nahm hierauf in der Gegend von Husum, an der Nordsee seine Stellung. Diese befestigte er dadurch, daß er, durch

durch Oeffnung der Schleusen, das Land unter Wasser setzte, daß er auf den Dämmen Kanonen aufpflanzte. Aber er gerieth demungeachtet bald in Noth. Die Russen und Dänen, die sich bey Rendsburg vereinigt hatten, schlossen ihn auf allen Seiten dergestalt ein, daß ihm zu seiner Rettung blos noch die Festung Tönningen übrig blieb, die ihm ein Einverständniß mit dem damahligen Administrator von Holstein-Gottorp öffnete. Diese Zuflucht diente jedoch auch nur auf eine kurze Zeit. Steenbock wollte daher (1713), durch die Kanonen der Festung geschützt, über die Eyder setzen, um sich nach Meklenburg zu ziehen. Auch waren schon 2000 von seinen Leuten auf der andern Seite des Stroms, als ein heftiger Sturm die Ueberschiffung unterbrach. Jene zwey tausend geriethen in die Gefangenschaft der Russen, und Steenbock befand sich nun wieder in Tönningen, ohne Lebensmittel, ohne Geld, und mit vielen kranken Soldaten. In diesem Zustande mußte er nach einigen Monathen (im May) sich der harten Bedingung unterwerfen, mit seiner ganzen Mannschaft, die bis auf

11000

11000 Mann zusammengeschmolzen war, in die Kriegsgefangenschaft zu willigen. So büßte der hartnäckige Karl den vorzüglichsten Theil seiner ohnedieß schon sehr verminderten Kriegsmacht ein, während daß die Streitkräfte seiner Feinde sich merklich vermehrten, während daß auch der neue König von Preußen sich an sie an schloß.

Dieser war der Nachfolger des ersten Königs von Preußen, Friedrichs I, der sich um sein Land mehr als ein Verdienst erwarb, der seine Provinzen blos durch friedliche Mittel vermehrte. Als Schwager des Königs Wilhelms III von Großbritannien, Erbstatthalters der vereinigten Niederlande, und Prinzen von Nassauoranien, erbte er einen Theil der von ihm besessenen Grafschaften. Die Zahl seiner Unterthanen vermehrte er durch Schweizer, die sich zu Berlin und Neustadt-Eberswalde ansiedelten. Eine Colonie von Pfälzern wurde gebraucht, die wüsten Plätze in der Mark Brandenburg anzubauen. Die von seinem Vater gestiftete französische Colonie hatte sich so vermehrt, daß sie schon seit länger als 20

Jahren (seit 1690) ein besonderes Oberdirectorium, ein eignes Oberapellationsgericht, ein eignes Gymnasium, hatte. Die Stadt Berlin, in der es bis zum Jahre 1691 noch Stroh- und Schindeldächer, und bis zum Jahre 1708 noch Schornsteine von Holz gab, war so vergrößert worden, daß die neue Friedrichstadt bald drey neue Kirchen nöthig hatte. Zu Neustadt an der Dosse machte man (1692) schon Spiegel; in Berlin gab es (1693) schon eine Gold- und Silberfabrik; das Tuch zu den Monturen der Soldaten wurde (1693) auch schon im Lande gewebt. Die Wissenschaften und Künste genossen gleichfalls eine lebhafte Unterstützung. Die neue Universität zu Halle, und ihr Lehrer Thomasius, den seine aufgeklärte und freymüthige Denkungsart von Leipzig vertrieben hatte, machten sich bald berühmt. Friedrichs Gemählin, Sophie Charlotte, veranlaßte die Stiftung der Societät der Wissenschaften, zu deren Einrichtung Leibnitz den Plan machte, die jedoch erst nach ihrem Tode (1711 Jan.) eröffnet wurde. Schon früher (1699) hatte eine Akademie der bildenden und mechanischen

Künste ihren Anfang genommen. Zu der Armee waren sechs neue Regimenter Infanterie, und vier Regimenter Cavallerie, hinzugekommen. Der ausserordentliche Aufwand, den dieß verursachte, war aber für die Staatscasse ungleich weniger übermäßig, als die Ausgaben, welche Friedrichs I Bestreben, Ludwig XIV nachzuahmen, veranlaßten. Verschwenderische Pracht aller Art, Hoffeste, italienische Opern, französische Comödien, alles sollte wie in Paris und Versailles seyn. Die Sucht, sich nach den Franzosen zu bilden, gieng in eine Art von Wuth über. Um die große Schuldenlast zu tilgen, mußte man zu ausserordentlichen, drückenden Steuern seine Zuflucht nehmen. Durch diese wurde Friedrichs I Regierung den Unterthanen verhaßt.

Den Haß der Unterthanen theilte aber vornehmlich Friedrichs erster Minister, der Graf von Wartenberg. Dieser, ein fränkischer Edelmann, wußte Friedrichs Eitelkeit so glücklich zu schmeicheln, daß er den verdienstvollen Dankelmann frühzeitig (1693) von seiner Ministerstelle verdrängte. Er rieth

rieth seinem Herrn die Annehmung der Königswürde, wegen deren Folgen Dankelmann ihn warnte. Dadurch erwarb er sich Friedrichs ganzes Vertrauen so sehr, daß er ihn zum Chef aller hohen Collegien ernennte. Sein Gehülfe war der Graf von Witgenstein. Wartenbergs fehlende Einsichten ersetzte der geheime Staatssecretär Ilgen. Wartenberg verschaffte sich allmählig eine jährliche Einnahme von 120,000 Thalern. Aber der Eigennutz seines Verfahrens leuchtete endlich so gewaltig in die Augen, daß, als Friedrich I sich dem Ende seines Lebens näherte, die Brüder Kameke den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu einer Untersuchung veranlassen konnten, die Wartenbergs und Witgensteins Entfernung bewirkte. Wartenberg, der auf seine Güter in der Pfalz zurückkehrte, zog noch immer 20,000 Thaler. Aber durch das Unglück des Günstlings wurde Friedrichs schwache Gesundheit so sehr erschüttert, daß (1713 Febr.) sein Tod erfolgte. Er war noch nicht 56 Jahre alt. Sein Nachfolger, der König Friedrich Wilhelm, hatte in kurzer Zeit seine Armee bis auf 58 Schwadronen, und 50 Ba-

Bataillone, die 45400 Mann ausmachten, vermehrt.

Eben dieser König ließ sich durch den Grafen von Welling bereden, für die Neutralität, oder den Sequestrationsvertrag Pommerns, (1713 Jun.) die Bürgschaft übernehmen zu helfen. Vermöge dieses Vertrages, durch den der damahlige Administrator von Holstein das schwedische Pommern zu retten suchte, sollte die Festung Stettin mit preussischem und holsteinischem Kriegsvolke besetzt werden; doch der Gouverneur von Stettin öffnete (1713 Sept.) nicht eher die Thore, als bis ihn Mentschikows Bomben dazu nöthigten. Der König Friedrich Wilhelm I von Preußen erwarb sich aber durch eine Verabredung mit dem Könige August und dem Zaar Peter, das Recht, einen großen Theil Pommerns, unter dem Vorwande der Sequestration, in Besitz zu nehmen, und das holsteinische Bataillon, das in Stettin lag, wurde in der Folge (1715 April), entwaffnet.

Der Zaar Peter, der hier seines Bundesgenossen Absichten auf das schwedische Pommern begünstigte, setzte indessen die Eroberung von Finnland fort. Von St. Petersburg lief (1713 May) eine aus mehr als 200 Galeeren bestehende, und mit 16000 Mann Landtruppen besetzte Flotte aus. Der Oberbefehlshaber derselben war Apraxin. Der Zaar führte als Contreadmiral den Befehl über das Vordertreffen. Man eroberte Helsingfors. Die Landtruppen drangen bis Aebo vor, wo sie die Universitätsbibliothek zur Beute machten. Im May des folgenden Jahres (1714) fuhr von Kronschlot abermahls eine Flotte aus, um die fernere Eroberung Finnlands zu decken. Die schwedische Flotte mußte weichen, und als die Russen (im Aug.) die starke Festung Nyslot erobert hatten, so befanden sie sich im Besitze von ganz Finnland. Der Zaar hatte hier wieder sich sehr brav gehalten. Daher ertheilte ihm ein auf dem Throne sitzender, von den Senatoren umgebener Vicezaar die Würde eines wirklichen Viceadmirals. Wie sehr mußte ein solches Beyspiel zu ausgezeichneten Thaten aufmuntern!

Jetzt

Jetzt (1714 Nov.) kam aber derjenige, dessen Abwesenheit Peters Eroberungen erleichtert hatte, Karl XII, in Stralsund an, als diese Stadt eben von den Preußen, den Dänen und den Sachsen, belagert wurde. Er mißbilligte sogleich die Sequestration seiner deutschen Länder, und gerieth mit dem Könige von Preußen, von welchem er die Einräumung der Stadt Stettin, gegen die Summe von 400,000 Thalern, zurück verlangte, in einen heftigen Briefwechsel, der die Feindschaft zwischen ihm und demselben vergrößerte. Doch Karl XII, der alles, aber doch den Muth nicht verlieren konnte, trotzte allen Feinden, und freute sich über das Vertrauen, mit welchem ihm die jungen Leute seiner Nation haufenweise zuströmten. Allein seine Macht war doch noch nicht groß genug, um das 36000 Mann starke Heer von Preußen, Dänen und Sachsen, von welchem Stralsund eingeschlossen wurde, wegzutreiben. Der Westwind trieb das Wasser bey einer Verschanzung so weit zurück, das es bis auf die halbe Höhe eines Mannes fiel. Dies benutzten die Belagerer, sich der Insel Rügen zu bemächtigten. Karl griff

griff sie (7. Dec.) hier mit großer Kühnheit an. Düring wurde getödtet; Karln selbst traf ein Schuß an der linken Seite der Brust. Poniatowski erwarb sich das Verdienst, ihn auf ein Pferd, und nach Stralsund, zu bringen. Rügen war verlohren.

In Stralsund zeigte Karl eine eben so unerschütterliche Standhaftigkeit, als zu Bender. Die Festungswerke waren schon sehr beschädigt; die Hälfte der Stadt lag schon in Asche, und dennoch blieb der Bürger und Soldat, durch das Beyspiel seines Königs aufgemuntert, immer tapfer. Karl gab einst ein ausserordentliches Beyspiel heroischer Gleichmüthigkeit. Als er eben seinem Secretär einen Brief dictirte, flog eine Bombe durch das Dach seines Hauses, und zerplatzte ganz nahe bey seinem Zimmer. Zum Glücke sprang kein Stück der zerplatzenden Bombe in das Zimmer, wo sich der König mit dem Secretär befand. Dem letztern fiel indessen vor Schrecken die Feder aus der Hand. „Was giebts, sagte Karl ganz ruhig zu ihm, warum schreibt ihr denn nicht?“ Ew. Majestät, die Bombe! — — Was geht

geht die Bombe den Brief an, den ich euch dictire?" sagte Karl; „schreibt nur fort!"

Die Belagerer rückten aber immer näher. Man war vor einem allgemeinen Sturm keinen Augenblick mehr sicher. Dückert, und die andern vornehmen Officiere, bathen den König inständigst, sich geschwinde zu entfernen. Doch die Ostsee war schon ganz mit dänischen und russischen Schiffen bedeckt. Im Hafen von Stralsund war kein andres Schiff, als ein kleines Fahrzeug, vorhanden. Dieses bestieg Karl (1715 am 20. Dec.) in der Nacht, nur von 10 Personen begleitet. Man mußte, um ihm einen Weg zu bahnen, erst das Eis durchbrechen. Die feindlichen Schiffe wurden zum Glücke durch den Wind entfernt gehalten. Von einer dänischen Schanze, der man nicht ganz ausweichen konnte, wurden verschiedene Leute getödtet, und der Mast zertrümmert. Endlich langte das Fahrzeug bey schwedischen Schiffen an. Am folgenden Tage (22. Dec.) ergab sich Stralsund, und die Besatzung, die anfangs 9000 Köpfe zählte, mußte sich der Kriegsgefangenschaft unterwerfen.

Karl beschloß, den Krieg mit allem Nachdruck fortzusetzen. Seine Armee sollte bald wieder ergänzt werden; daher wurden neue Werbungen anbefohlen. Knaben von 15 Jahren traten jetzt mit in Reihe und Glied. In manchem Dorfe gab es jetzt nur noch Weiber, Kinder und Greise. Noch schwieriger aber war die Wiederherstellung der Flotte. Man mußte den Kapern nachtheilige Begünstigungen verstatten. Die Familien mußten die Hälfte ihrer Lebensmittel hergeben. Es mußten drückende Steuern entrichtet werden. Aber der Schwede ertrug, seines Königs wegen, alles dies mit Geduld.

Karl, der seinen Feind immer selbst aufsuchte, als sich von ihm aufsuchen ließ, zog (1716 Jan.) anstatt sein Reich gegen Landungen zu beschützen, mit 20,000 Mann nach Norwegen. Da dieses Reich von nicht mehr als 11,000 Dänen, in verschiedenen Abtheilungen, vertheidigt wurde, so konnten die Schweden, ohne großen Kampf, bis Christiania vordringen; aber Mangel an Lebensmitteln, und die Annäherung einer dänischen Flotte und Armee, bewog Karln

zum Rückzuge. Während seine kriegerischen Unternehmungen keine bedeutende Wirkung hervorbrachten, wirkte sein geheimer Rath Görz desto mehr im Cabinette. Sein Günstling, sein erster Minister war, seit seiner Rückkehr von Bender, der Freyherr Georg Heinrich von Görz, ein gebohrner Reichsritter und geheimer Rath des Herzogs von Holstein, der ihn, da er damahls kein Land hatte, nicht brauchte. Fein und unternehmend, beständig mit großen Entwürfen beschäfftigt, und überall hinreissend, um die Höfe für seine Entwürfe zu gewinnen, besaß er Karls ganzes Vertrauen, weil seine Rathschläge seinem Geiste schmeichelten. Aber er verdiente dieses Vertrauen wegen der glücklichen Unterhandlungen, mit welchen er den Zaar Peter und seinen König einander näher brachte, durch welche er die Kräfte seiner Feinde abzuleiten suchte. Als Karl Schweden verließ, gab er demselben unbedingte Vollmacht, für ihn zu unterhandeln. Görz begab sich selbst nach Rußland, und es gelang ihm, den vielgeltenden Mentschikow für seinen Plan zu gewinnen. Ein Arzt war ihm dabey behülflich.

Einer von den Feinden Karls, gegen die er die meiste Erbitterung hegte, war der König Georg I von Großbritannien, der Nachfolger der Königin Anna. Diesem hatte Dänemark (1715 Jun.) das Herzogthum Bremen, und das Fürstenthum Verden, die von ihm erobert worden waren, für eine gewisse Geldsumme, eingeräumt. Georg I, dem, als Kurfürsten von Hannover, der Besitz dieser Länder überaus angenehm war, stellte auch noch 5000 Mann, welche (1716 April) die Stadt Wismar erobern halfen, so daß dem Könige von Schweden von seinen deutschen Provinzen gar nichts mehr übrig blieb. Wenn Georg zum Vorwande seines Krieges gegen Schweden, die Steifsinnigkeit des Königs Karl, und seine laute Aeusserung, daß er jede Gelegenheit zur Rache an seinen Feinden, die sich ihm darbiethen würde, benutzen wollte, und die daher für Deutschlands, und besonders Niedersachsens Ruhe, zu befürchtenden Folgen, anführte, so kränkte dieß Karln um so inniger, je mehr Georgs eigennützige Absicht nicht zu verkennen war. Diese zeigte sich auch schon daraus, daß er seit Wismars Eroberung, an dem Kriege ge-

gegen Schweden wenig Theil nahm. Karl beleidigte dagegen die Seemächte ausserordentlich, da er seinen Freybeutern eine gar zu uneingeschränkte Erlaubniß ertheilte, da er sie sogar aufforderte, selbst die Elbe nicht zu schonen.

Durch die letztere Aufforderung wollte er sich vornehmlich an dem Könige Georg, als Kurfürsten von Hannover, rächen. Doch der Plan seines Vertrauten Görz gieng noch weiter. Der König Georg sollte vom großbritannischen Throne heruntersteigen. Görz reisete deswegen (1717) nach Spanien, nach Frankreich, nach Holland, um, zum Vortheile des Prätendenten, eine Revolution in England durchzusetzen. Allein der Plan wurde verrathen, und sowohl Görz als der schwedische Gesandte zu London, der Graf Gyllenborg, kamen in Verhaft; sie erhielten auch ihre Freyheit nicht eher, als nach einigen Monathen, wieder. Im Haag, wo Görz über diesen Plan in Noth gerieth, war er mit dem Zaar Peter desto glücklicher. Peter, der ihn hier sprach, fand seine Gründe, mit Karln einen besondern Vergleich zu schließen, ziem-

ziemlich annehmlich. Er fühlte seit einiger Zeit einen gewissen Kaltsinn gegen seine Bundesgenossen, weil sie seiner Absicht, in Deutschland einen festen Punct sich zu verschaffen, nicht günstig waren. Seine Tochter Katherine war dem Herzog Karl Leopold von Meklenburg zur Gemahlin bestimmt. Dieser Fürst, der sich eben sowohl durch seinen Geist, als durch seine Gestalt, aber auch durch manche Sonderbarkeit, ausgezeichnete, hatte sich Peters Gunst auf eine ganz vorzügliche Art erworben. Dieser sollte nun die Stadt Wismar bekommen, damit Rußland sie als einen sichern Zufluchtsort für seine Flotte in der Ostsee betrachten könnte. Peter gieng, von seiner Gemahlin begleitet, selbst nach Deutschland, um diesen Plan auszuführen. Aber schon zu Danzig, wo er die Vermählung seiner Tochter feyerte, erhielt er die Nachricht, daß Wismar sich ergeben habe. Man hatte die Capitulation beschleunigt, um die Russen von der Theilnahme an derselben auszuschließen. Der Fürst Repnin war, als er mit seiner Truppenabtheilung an die Belagerungstruppen sich anschließen wollte, von den Hannoveranern sogar zurückgedrängt

 wor-

worden. Peter fühlte sich dadurch so gekränkt, daß es zwischen ihm und seinen bisherigen Bundesgenossen fast zum Bruche gekommen wäre.

Die Gleichgültigkeit, die Peter, von dieser Zeit an, für den Krieg gegen Karln fühlte, zeigte sich bey der mit Dänemark verabredten Landung in Schonen. Da jeder von Schwedens Feinden seine Wünsche über seine Erwartung befriedigt sah, so war Dänemark noch der einzige Staat, der von Schwedens damahliger Ohnmacht Vortheil ziehen konnte. Mit Vorpommern, Wismar, und dem Lande des Herzogs von Holstein, noch nicht sich begnügend, hoffte er, von Rußland unterstützt, die Provinzen, die ihm Schweden im kopenhagner Frieden entrissen hatte, wieder zu erobern. Auch hatte ihm der Zaar, in einer persönlichen Zusammenkunft bey Hamburg (1716 Jun.) seine Unterstützung versprochen. Man wollte in Schonen landen. Eine russische Flotte kam nach Rostock, und eine russische Landarmee zog sich in Meklenburg zusammen. Man erkannte dem Zaar den Oberbefehl über die vereinigten Flotten zu. Die schwedische Flotte wurde bald zurück gedrängt. Aber die russische Landarmee blieb zu lange aus. Die dänischen Schiffe, die sie abholen sollten, kamen zu spät. Als die Truppen (im Sept.) endlich übergesetzt wurden, rückte Karl, der sich indessen aus Norwegen wieder herausgezogen hatte, den vereinigten Russen und Dänen mit 20,000 Mann entgegen. Peters Minister und Generale widerriethen die Landung in Schonen, und Peter folgte ihrem Rathe. Allen Vorstellungen des dänischen Hofes ungeachtet, wollte er nun nicht mehr, als 15 Batallione, hergeben. Es entstand nun Mißtrauen zwischen ihm und dem Könige von Dänemark. Man beschuldigte den Zaar sogar der Absicht, daß er sich der Stadt Kopenhagen bemächtigen wollte. Seine Truppen kehrten meistens nach Meklenburg zurück, wo sie dem Schwiegersohne des Zaars seinen widerspenstigen Adel sollten demüthigen helfen.

Je weniger Peter mit seinen bisherigen Bundesgenossen übereinstimmte, um so eher gab er den Friedensanträgen des schlauen Görz, der ihm nach Petersburg nachgefolgt war,

war, ein williges Gehör. Man unterhandelte (1717 May) auf der Insel Aland zwischen Finnland und Upland, nicht nur wegen eines besondern Friedens, sondern sogar wegen einer Verbindung, durch welche der Zaar dem Könige Karl Hoffnung machte, ihm zur Wiedereroberung aller seiner deutschen Länder behülflich zu seyn. Mit diesem Plan stand ein neuer Einfall in Norwegen in Verbindung. Karl, der damahls zwar noch 39.000 Mann, aber kein Geld, keinen Credit hatte, der, der auf den Rath seines Ministers Görz, durch Kupferthaler sich helfen mußte, der ließ (1718 Aug.) den General Armfeld mit 16,500 Mann durch Jemteland gegen Drotheim anrücken, während daß er selbst, mit der Hauptarmee die sich auf 22,000 Mann belief, (Oct.) der norwegischen Gränzfestung Friedrichshall sich näherte. Erst im December sah er sich im Stande, die Belagerung derselben anzufangen: auf einem gefrornen Boden, und unter einem rauhen Himmelsstriche. Viele Soldaten erstarrten auf ihrem Posten. Dennoch schlief Karl, auf freyem Felde, auf bloßem Stroh, nur mit einem Mantel bedeckt. Er

Er gab sogar eine Probe, fünf Tage lang zu hungern. Einst (11. Dec.) besah er, des Nachts um 10 Uhr, die Laufgräben. Er legte sich, um 9 Uhr Abends, über die Brustwehre weit hinaus, um, mit den Ellenbogen auf dieselbe gestützt, bey dem Glanze der Sterne, den Arbeitern desto besser zusehen zu können. In dieser Stellung war er, fast mit dem halben Leibe, den Schüssen einer gegen über stehenden feindlichen Batterie ausgesetzt. Die Kugeln flogen nach dieser Gegend sehr häufig hin. Es waren blos zwey französische Officiere in der Nähe. So sehr sich aber Karl der Gefahr aussetzte, so traf ihn doch keine Kugel aus der Festung, so tödtete ihn nur der Pistolenschuß eines Meuchelmörders, dessen Kugel ihn am rechten Schlafe durchbohrte. Eine im Jahr 1746 vorgenommene gerichtliche Besichtigung seiner Leche erhebt diese Vermuthung über alle Zweifel. Karl hatte noch eine ihm zur Gewohnheit gewordene Bewegung der Hand nach dem Degengefäße gemacht. Einige geben den General-Adjutanten Siker, den Vertrauten des Prinzen von Hessen, als den Urhebe dieses Mordes an. Siker setzte dem ge-

getödteten König, den man in einen grauen Mantel wickelte, seine Perücke und seinen Hut auf. Ihn für einen Hauptmann von Karlsberg ausgebend, trug man ihn durch die Reihen der Soldaten, bis zu seinem Zelte. So endigte Karl XII, nicht älter als 36 und ein halbes Jahr, sein ausserordentliches Leben.

Aus Karls XII Thaten, leuchtet ein unerschütterlicher, keiner Schwäche unterworfener Muth, eine allen Gefahren trotzende Tapferkeit, hervor. Er besaß alle Tugenden eines Helden bis zur fehlerhaften Ueberspannung. Starrsinn, Tollkühnheit, tyrannische Strenge schoben das Bewundernswürdige seines Charakters nicht selten in die Dunkelheit zurück. Nie griff er zuerst an; aber gegen den, der ihn ohne gerechte Ursache bekriegte, war seine Rache unversöhnlich. Eroberer ohne Vergrößerungssucht, freute es ihn, Reiche in seine Gewalt zu bekommen, um sie an andere verschenken zu können. Seine Freygebigkeit hatte keine Gränzen. Sehr wenig sprechend und oft nur mit einem eigenen Lachen antwortend, hatte

hatte er sich mit dem gesellschaftlichen Leben nie recht bekannt gemacht. Den Körper des großen Mannes zeichnete ein ansehnlicher, edler Wuchs, eine hohe gewölbte Stirne, große, dunkelblaue, feurige Augen, meistens voll Sanftmuth, eine gutgebildete Nase, aber ein weniger angenehmer Untertheil des bräunlichen, etwas pockennärbigen Gesichts, aus. Den Kopf trug es meistens etwas vorgebückt. Die Haare waren abgeschnitten, und gerade emporstehend, aber seit einigen Jahren sehr grau, und bis zur Glatze vermindert.

Sein Reich hinterließ Karl XII in der traurigsten Lage; eines großen Theiles seiner schönsten Provinzen beraubt, ohne Krieger, ohne Geld. In dieser traurigen Lage kam die Regierung an Karls Schwester Ulrike Eleonore, die weil sie wegen der Ansprüche des Sohnes der ältern Schwester, Karl Friedrichs, Herzogs von Holstein, besorgt war, (1719 Jan.) sehr leicht zu dem Versprechen, den Rechten der Souverainität zu entsagen, gebracht werden konnte. Der junge Herzog, der in Stockholm erzogen wurde, hatte einen großen Anhang. Dieß benutz-

benutzten die Großen des Reichs, die der mächtige Graf von Horn leitete, ihre ehemahligen Rechte nicht allein wieder herzustellen, sondern noch zu vermehren. Die Prinzessin mußte daher, obgleich schon als Königin ausgerufen, durch eine feyerliche Schrift die Erklärung geben, daß sie die Regierung nicht sowohl dem Erbrechte, als der Wahl der Stände, zu danken habe. Auch wurde von dem versammelten Reichstage (1720 Jan.) die Wahl förmlich vollzogen. Ulrike Eleonore, die an den Prinzen Friedrich von Hessenkassel vermählt war, besaß nicht vielmehr, als den Titel einer Königin.

Der Reichsrath, der die Regierungsgewalt eigentlich ausübte, gieng von Karls Plane völlig ab. Unstreitig verwarf er denselben hauptsächlich deswegen, weil er von dem ihm verhaßten Görz, der als ein glücklicher Ausländer, den Neid und die Eifersucht der schwedischen Großen äusserst rege gemacht hatte, herrührte. Die Erbitterung über den verdienstvollen Mann gieng so weit, daß sie nicht eher, als mit dessen Untergange, aufhörte. Görz wurde sogleich in Verhaft genommen, und einem Criminalprozesse unterworfen. Unter andern Dingen, die man ihm als Verbrechen anrechnete, war die Nothmünze. Diese hatte zwar nur den 96sten Theil der eigentlichen Werthes; sie sollte aber auch nur einstweilen gelten, und dereinst wieder eingelöset werden. Dennoch galt sie als eine der vornehmsten Ursachen, warum Görz (1719 Febr.) enthauptet wurde. Der Reichsrath, der seine Rache nun befriedigt hatte, wollte sich um das Reich auf die Art verdient machen, daß er mit den übrigen Feinden Frieden schloß, um zum Kriege gegen Rußland desto mehr Kräfte zu haben.

Zuerst verglich man sich mit Hannover (1719 Nov.) Dieses behielt Bremen und Verden, und bezahlte dafür eine Million Thaler. Mit dem Könige August wurde (1719) ein geheimer Waffenstillstand geschlossen. Man erneuerte den Frieden zu Oliva, und August zahlte dem Stanislaus, der sich einen König nennen durfte, eine Million Thaler. Dem Könige von Preussen opferte man

man (1720 Jan.) für zwey Millionen Thaler, Stettin, nebst den Inseln Usedom und Wollin, und dem bis zur Peene sich ausbreitenden Vorpommern, auf. Dänemark gab (1720 Jul.) Stralsund, Rügen, und Wismar, wieder heraus, und Schweden entsagte dagegen der im Frieden zu Bromsebrö erlangten Zollfreyheit im Sunde; auch zahlte jenes 600,000 Thaler. So bekam man also wieder einige Millionen baares Geld, aber manche schöne Provinz war verlohren!

Peter war über diese Friedensschlüsse, welche die schwedische Regierung mit seinen Bundesgenossen eingieng, äusserst aufgebracht. Sein Unwille ward aber noch dadurch vermehrt, daß man zu Stockholm den Inhalt der alandischen Unterhandlungen, die ihm in den Augen des übrigen Europa kein vortheilhaftes Ansehn gaben, bekannt machte. Die schwedische Regierung wollte die Ankunft einer englischen Flotte (1719 Jun.) benutzen, um gegen den Zaar eine furchtbare Stellung anzunehmen; dieser kam ihr jedoch zuvor. Er selbst gieng mit 12 Linienschiffen in die Ostsee. Apraxin folgte ihm mit einer großen

ßen Galeerenflotte. Dieß war die erste, die man in der Ostsee sah. Die Galeeren sind leichter, als andre Kriegsschiffe, zu bauen und zu regieren, auch können sie zwischen den Inseln und Klippen gut gebraucht werden. Die Russen richteten in Finnland, wo sie (im Jul.) landeten, schreckliche Verwüstungen an. Der dadurch verursachte Schade wurde zu 12 Millionen Thaler berechnet. Als die englische Observationsflotte unter Norris anlangte, hatte sich die russische Seemacht wieder entfernt.

Peter betrachtete nun auch Großbritanien als Feind. Er ließ daher die englischen Kaufleute, die sich in Rußland befanden, in Verhaft nehmen, und ihre Waaren, 50 Millionen Thaler am Werth, confisciren. Der Gemahl der Ulrike Eleonore, der Landgraf Friedrich von Hessen, der die Gefahr des ungleichen Kampfes mit Rußland innig fühlte, that alles, um den Frieden mit demselben zu befördern. Selbst während daß (1720 May) eine englische Flotte in den Schären anlangte, schickte er einen Officier mit Friedensvorschlägen nach Petersburg.

Peter erkannte auch den Landgrafen Friedrich als König von Schweden an, und zeigte dessen Gesandten seine Flotte. Allein die herrschende Parthey in Schweden wollte, der schrecklichen Lage des Vaterlandes ungeachtet, den Krieg gegen den Zaar fortsetzen. Man wollte, von der englischen Flotte unterstützt, Finnland angreifen; die englische Flotte blieb jedoch zu Reval ganz unthätig. Norris wurde, als er auf einer Fregatte die Festungswerke von Reval besehen wollte, von den russischen Officieren eingeladen, an das Land zu steigen. „Nicht die Engländer," sagten die Russen, „sind unsere Feinde, sondern die Hannoveraner." Ungestört setzten die Russen ihre Verheerungen in Westbothnien fort. Sie verwüsteten unter andern auch Umeo.

Peter schickte einen Generaladjutanten nach Stockholm, um seine Glückwünsche zu überbringen, und seine friedlichen Gesinnungen zu versichern. Es wurde zu Nystadt, nicht weit von Aebo, eine Zusammenkunft von Bevollmächtigten veranstaltet. Der König Friedrich wünschte den Frieden sehnlich, weil

weil der Gegner seiner Gemahlin, den Herzog von Holstein, sich in den Schutz des Zaars begab. Dieser hatte, als er sich von dem schwedischen Staate, dem er sein Land aufgeopfert hatte, verlassen sah, sich von Stockholm entfernt, um zu Wien die Wiedereinsetzung in sein Land zu bewirken. Peter, der ihn wegen seiner persönlichen Eigenschaften schätzte, der sich desselben schon aus Politik annehmen mußte, lud ihn nach Petersburg ein, und machte diese Einladung durch das Versprechen, ihm seine Tochter zu geben, und sein Land wieder zu verschaffen, noch anlockender. Aber der junge Herzog wollte erst unterhandeln. Seine Unentschlossenheit diente den Höfen von London, Versailles und Stockholm zum Vorwande, sich, im Frieden mit Dänemark, nicht zu seinem Vortheile zu verwenden. Er entschloß sich daher, vornehmlich da ihn der Kaiser Karl VI auch dazu ermunterte, den Schutz des Zaars anzunehmen, und sich deswegen (1721) nach Riga zu begeben. Seine Anhänger in Schweden hoben hierauf ihr Haupt von neuem empor. Indessen hatten die Russen ihren Verheerungskrieg in Schweden er-

erneuert. Ihre Kosaken wütheten von Gefle bis Umea. Sie verwüsteten Söderhamm, und schleppten die Einwohner mit fort. Indessen vereinigten sich wieder 23 englische Linienschiffe unter Norris mit der schwedischen Flotte, und so lebhaft der König Friedrich die Nothwendigkeit, das Reich von den Verheerungen der Russen zu befreyen, fühlte, so wollte er doch lieber alles aufopfern, als zum Vortheile seines Gegners, des Herzogs von Holstein, etwas bewilligen. Ostermann, Peters Bevollmächtigter, rieth daher seinem Monarchen, diesen Punkt lieber aufzugeben. Noch mehr als dieser Rath bestimmte ihn die Nachricht, daß die Türken die damahligen Unruhen in Persien benutzen wollten, um sich der Stadt Derbent zu bemächtigen. Peter mußte daher, ehe man seine Verlegenheit in Schweden erfuhr, Frieden machen. Ostermann erhielt durch seine Schlauheit auch den finnischen Bezirk von Wiburg, ungeachtet Peter dem Besitze desselben entsagen wollte. So gedieh endlich (1721 Sept.) der nystädtische Friede zwischen Rußland und Schweden. Schweden trat, für zwey Millionen Thaler die Provinzen Liefland, Ehstland, und Ingermannland, imgleichen die Bezirke von Wiburg und Kexholm, an Rußland ab. So theuer erkaufte die schwedische Regierung den russischen Frieden, den sie, wenn sie sich zu rechter Zeit verglich, viel wohlfeiler haben konnte. So wirkt auf das Schicksal der Staaten oft Laune und Leidenschaft!

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Großbritannien arbeitet, an Oestreichs Seite, der französischen Macht entgegen.

Erster Abschnitt.

Tod der Königin Anna. Das hannöverische Haus besteigt den großbritannischen Thron. Ludwigs XIV Tod. Einfluß seiner Regierung auf Frankreich, auf Europa. Der Herzog von Orleans wird Regent von Frankreich. Das lawsche Actienwesen richtet großes Unheil an.

Wenn die Seemächte den Frieden im Norden zu befördern suchten, so war ihr Bestreben eine Folge des Wunsches, daß diese Händel den Angelegenheiten des südlichen Europa keinen Eintrag thun möchten. Im südlichen Europa war, seit dem Tode der Kö-

nigin Anna und Ludwigs XIV, die Lage der Dinge gar sehr verändert worden. Das Haus Hannover, welches nunmehr den großbritannischen Thron bestieg, arbeitete, als Oestreichs treuer Bundesgenosse, der französischen Uebermacht nachdrücklich entgegen, und Frankreichs politisches Gewicht sank seit Ludwigs des XIV Tod merklich tiefer.

Die Königin Anna, die zu wenig Geisteskraft besaß, um ihre Regierung nicht von andern leiten zu lassen, quälte sich in der letzten Zeit mit dem Plane, den großbritannischen Thron ihrem Bruder, dem Prätendenten, zu verschaffen. Ihre schwesterliche Liebe entschied freylich für einen Prinzen, den das Band der Verwandtschaft so nahe an sie anknüpfte. Aber ihre Minister, Oxford und Bolingbroke, waren nicht einig. Oxford, eben nicht mit ausgezeichneten Geistesgaben versehen, aber mit den Staatsangelegenheiten genau bekannt, dabey verschlossen, voll Verstellung, listig, ränkevoll, ehrgeitzig, wollte, mit dem Vertrauen der Königin, die Staatsverwaltung allein besitzen, und er betrachtete daher den Bolingbroke,

 als

als seinen Nebenbuhler, mit argwöhnischer Besorgniß. Bolingbroke, der, mit seinen körperlichen Vorzügen, die glänzendsten, hervorstechendsten Fähigkeiten, die bezauberndsten Manieren, das hinreissendste Rednertalent vereinigte, war fast in jedem Betrachte das Gegentheil von Oxford; offen, freymüthig, edel; in seinen Maßregeln kühn und entschlossen; in den Mitteln, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, noch weniger gewissenhaft, als Oxford, und eben daher, um sich in der Gunst der Königin zu erhalten, dem Hause Hannover nicht günstig, aber auch ein entschiedenes Uebergewicht über die übrigen Minister behauptend. Bolingbroke bemühete sich zwar, die Parthey der Torries für den Plan der Königin zu gewinnen. Fast täglich wurden hohe und niedre Staatsdiener, die dem Hause Hannover ergeben waren, verabschiedet, und ihre Stellen mit Anhängern des Prätendenten besetzt, und die Gefahr war, vornehmlich in den letzten sechs Monathen, für den Kurfürsten Georg Ludwig bedeutend genug. Aber Oxford und die Whigs arbeiteten so eifrig entgegen, daß der Verdruß, den Anna über die vereitelte Ausführung ihrer

ihrer Entwürfe fühlte, zur Beschleunigung ihres Lebensendes (1714 am 12. Aug.) beytrug. Sie soll, dem Tode nahe, oft gesagt haben: „wie sehr bedaure ich dich, lieber Bruder!"

Anna hatte in der Ehe mit dem Prinzen Georg von Dänemark dreyzehn Kinder gehabt; aber nur ein Prinz ward elf Jahre alt, und auch dieser starb (1700) ehe sie noch den Thron bestieg. Es gab jedoch, ausser ihrem Stiefbruder, dem Prätendenten, und ihrer Nichte, der Herzogin von Savoyen, einer Enkelin König Karls I, noch eine zahlreiche Nachkommenschaft des stuartischen Hauses, unter welcher der Kurfürst von Hannover noch lange nicht der nächste zum Throne war. Er übersprang nicht weniger, als funfzig andre Erbgenossen. Seine Mutter Sophie war die Tochter der Kurfürstin und Königin Elisabeth, der Gemahlin des unglücklichen Friedrichs V von der Pfalz *); die entfernteste nach der Linie, aber nach Savoyen die nächst ein Ansehung der Verwandtschaft. Weil jedoch die übrigen Stämme, als Orleans, Lo-

*) Theil XII, S. 19.

Lothringen, Bourbon-Conde, Salm u. a. m. die katholische Religion angenommen hatten, so entschied sich der Hof und das Parlament dahin, daß, vermittelst einer Parlamentsacte (1708) die Kurfürstin Sophie und ihre Erben, und, nach dem Abgange des hannöverischen Hauses, das von der Tochter der Sophie, der Königin Sophie Charlotte abstammende preussische Haus, die nächste Anwartschaft zum Throne haben sollte. Die Kurfürstin Sophie starb (1714 May) nur wenige Monathe vor der Königin Anna.

In die Rechte derselben trat nun der Kurfürst Georg Ludwig, der Sohn Ernst Augusts, der, 1692 zur Belohnung für die Verdienste, die er sich im französischen Kriege um den Kaiser und das Reich erwarb, die achte Kurwürde erhalten hatte. Dieser wurde nun in London sogleich als König von Großbritannien ausgerufen. Die Mäßigung, mit welcher er alle Einladungen der Whigs, die Regierung schon während dem Leben der Anna zu übernehmen, abgelehnt hatte, trug zu seiner Empfehlung bey der Nation nicht wenig bey. Als er (27. Sept.) zu London an-

langte, waren Oxford und Bolingbroke, die vertrautesten Minister der Anna, schon entfernt. Der Großschatzmeister Oxford hatte, noch vor dem Tode der Königin (im Jul.) seinen Abschied bekommen; aber Bolingbroke's Freude, dadurch auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ansehns gelangt zu seyn, war von kurzer Dauer. Der talentvolle Mann hätte wenn ihn der Tod der Königin nicht übereilte, vielleicht noch mächtig zum Nachtheile des Hauses Hannover wirken können. Jetzt mußte er aber vom politischen Schauplatze abtreten, und den neuen Minister des Königs Georgs I Platz machen. Der Graf von Halifax, ein sehr edelmüthiger Gönner der Wissenschaften, wurde Commissär der Schatzkammer; als er aber bald (1715) starb, trat Walpole, ein sehr geschickter Staatswirthschafter an seine Stelle. Die bisherige Stelle eines Lords Großschatzmeister wollte Georg nicht besetzen. Townshend und Stanhope, der bekannte General, bekamen, als Staatssecretäre, die Besorgung der auswärtigen Angelegenheiten. Der Graf von Nottingham, der einzige Tory unter den Ministern, wurde Präsident des ge-

geheimen Raths. Marlborough erhielt von neuem die Stelle eines Obergenerals.

Doch Bolingbroke verlohr nicht allein seine Stelle; man unterwarf auch (1715) seinen Einfluß auf den der Nation verhaßten Frieden zu Utrecht einer genauen Untersuchung. Bolingbroke eilte, dem ihm drohenden politischen Sturme zu entgehen, nach dem festen Lande. Seine Papiere bewiesen ein heimliches Einverständniß mit Frankreich. Auch der Herzog von Ormond, Marlboroughs Nachfolger, flüchtete nach Frankreich. Bolingbroke versah sechs Monathe lang die Stelle eines Staatssecretärs des Prätendenten; Ormond blieb beständig im Dienste desselben. Oxford bemühete sich, seinen ehemahligen Collegen Bolingbroke von dem Entschlusse, England zu verlassen, zurückzuhalten; dieser ermahnte ihn aber um so standhafter, sich durch die Flucht zu retten. Sie schieden endlich von einander. „Lebe wohl, Oxford ohne Kopf! — Lebe wohl, Herzog ohne Herzogthum.“ Dieß waren die letzten Worte, die sie zu einander sagten. Oxford, dessen Vertrauen sich auf seine unerschütterliche Ergebenheit für das hannöverische Haus gründete, wurde dennoch, auf Befehl des Oberhauses, in Verhaft genommen.

Das Verfahren gegen Ormond und Oxford erregte bey dem Volke, von welchem sie geliebt wurden, (im Nov.) Unruhen, die in der Provinz Northumberland so weit giengen, daß man den Prätendenten zum Könige ausrief. Dieser kam, auf einem französischen Schiffe, nach Schottland; er äusserte aber in seinen Unternehmungen so viel Mangel an Kenntnissen, und so viel Unbesonnenheit, daß er sich seinen Anhängern schlecht empfahl, und daß Georgs I unpolitisches Verfahren deswegen nicht die nachtheiligen Folgen hatte, die vielleicht sonst unvermeidlich gewesen wären. Der Prätendent wollte, unter dem Vorwande, daß es ihm seine Religion nicht erlaube, die Freyheiten der englischen und schottischen Kirche nicht feyerlich versichern. Dieß entzog ihm das Vertrauen der Nation, und die Empörung wurde daher eben sowohl in Schottland, als in England, in kurzer Zeit unterdrückt. Die Gefahr, in welcher sich der Staat und die Kirche befunden

den hatte, und die Besorgniß, die man sowohl wegen des heimlichen Ränkespiels der Anhänger des Prätendenten, als wegen auswärtiger Angriffe, hegte, war (1716) Ursache; daß die Freunde des Vaterlandes ein siebenjähriges Parlament, und eine beträchtliche stehende Armee, die gewöhnlich mehr als die Flotte kostete, durchsetzten. Die stehende Armee brauchte man ziemlich oft bey den Händeln auf dem festen Lande, an welchen Großbritannien, seitdem die hannöverischen Fürsten auf seinem Throne saßen, mehr als ehedem Theil nahm.

Diese Händel wurden hauptsächlich durch Spanien und Frankreich veranlaßt. In Frankreich hatte sich, seit dem Tode Ludwigs XIV, der endlich (1715 am 1. Sept.) im 77sten Jahre seines Lebens, und im 72sten seiner Regierung starb, der politische Schauplatz merklich geändert. Als der alte Ludwig XIV die Welt verließ, verlohr Frankreich an ihm weiter nichts *), als einen Monarchen von mehr glänzenden, als wirklich vorzüglichen Fähigkeiten, dessen größtes Verdienst ehe-

*) Theil XIII, S. 158 fg.

ehedem in der glücklichen Wahl seiner Minister und Generale bestand, der, seitdem er sich aber von seinen Lieblingsfrauen leiten ließ, einen immer zunehmenden Despotismus zeigte, in allen Provinzen mehrere Schlösser in Bastillen verwandelte, und sein ganzes Bestreben dahinrichtete, der Knechtschaft, der er die Nation unterwarf, einen vortheilhaften Anschein zu geben. Den Adel durch beständige Kriege beschäfftigend, unter die Prälaten Hofstellen, einträgliche Pfründen, Titel, Ordensbänder, austheilend, die niedern Classen der Willkühr des von ihm despotisirenden Adels überlassend, von allen Ehrenstellen entfernend, und durch Abgaben drükkend, hatte er es dahin gebracht, daß das Parlament, von welchem die Pairs abgesondert wurden, keine Vorstellungen mehr wagte, daß kein Reichstag, ja nicht einmahl eine Versammlung der Notablen, oder der vornehmsten Männer der Nation, stattfand. Der Despotismus der Regierung zeigte sich unter andern in der Einrichtung, daß der königliche Oberpostmeister den Inhalt der erbrochnen Briefe regelmäßig berichtete, daß nicht nur inländische, sondern auch auswär-

tige

tige Bücher und Schriften, der Censur einer besondern Commission unterworfen wurden, daß für die Gerichtshöfe blos die Entscheidung eigentlicher Gerichtshändel übrig blieb, daß die gesetzgebende und vollziehende Gewalt nicht leicht in einem andern Staate so eng verbunden war.

Dennoch gab es nicht leicht einen Monarchen, der, so wie Ludwig XIV, zumahl, im zunehmenden Alter, mehr von andern beherrscht wurde. Sein Hof vereinigte eben so viele Widersprüche, als sein Leben und seine Regierung; äussern Glanz mit innerm Elende, mannigfaltige, geräuschvolle Freuden, mit einförmiger Grabesstille, abscheuliches Sittenverderbniß mit ängstlicher Frömmigkeit, pomphaftes Ceremoniell mit schamloser Verletzung alles natürlichen Wohlstandes, Verfeinerung der Sprache und des gesellschaftlichen Tones mit auffallendem Mangel an wahrer Aufklärung. Wenn Frankreich, unter Ludwig XIV in den schönen und nützlichen Künsten größere Fortschritte, als jedes andre Land in Europa, und in den Wissenschaften (England ausgenommen) wenigstens eben

eben so große machte, so hatte Ludwig XIV an dieser Erscheinung den wenigsten Antheil. Die Pensionen, die er an Gelehrte austheilte waren unbedeutend, (zusammen nicht über 66,300 Livres) oder sie wurden an unwürdige verliehen, und schlecht bezahlt. Ludewig selbst besaß wenig Kenntnisse, und unter seinen Ministern und Vertrauten gab es keinen einzigen wahren Kenner, keinen warmen Verehrer und Beförderer echter Kunst und Wissenschaft. Achtung genossen nicht einmahl die Gelehrten und Künstler, die für den Hof arbeiteten; sie mußten sich nach den Launen des Königs richten. Ausser einigen Dichtern und Hofrednern, wurden alle übrigen großen Schriftsteller, als Feinde der Religion und des Staates, verfolgt oder vernachlässigt. Nur die Gelehrten von hohem Range und Stande fanden am Hofe Zutritt; andre waren Gegenstände des Spottes und der Verachtung. Die französische Aufklärung vom Jahre 1700 blieb von den königlichen Pallästen, wo Glaube an Vorbedeutungen, an Wahrsagerey, an Geistererscheinung und Zauberey wieder herrschend war, entfernt.

Nicht

Nicht nur gebildeter, sondern auch aufgeklärter, als die Männer, waren die Weiber der höhern Stände. Sie übertrafen wenigstens die Hofleute an Geist und Kenntnissen. Die vornehmsten Damen machten sich um die Verbesserung der Sprache, des guten Gesellschaftstones, des Geschmacks in den Schriften, verdient; sie gaben die höchsten Muster des feinen und gefälligen Witzes ab. Unter den männlichen Schriftstellern des Hofes waren keine vom ersten Range; desto mehr glänzten die Damen, die die lateinischen Schriftsteller oft eben so gut, als die gelehrtesten Hofleute, lasen. Die durch den Aufenthalt am Hofe oder in der Hauptstadt zerstreuten Eltern, schickten ihre Töchter in Klöster, ihre Söhne auf Schulen. Dennoch herrschte die Meynung, daß Gelehrsamkeit für Männer vom Stande herabwürdigend, für Weiber pedantisch sey. Einige Damen, die darauf nicht achteten, machten Molieres Schauspiele aufmerksam. Man kehrte zur kunstlosen Natur zurück. Dieß zeigte sich in der Sprache, im Geschmacke, in den Romanen. Dieß zeigte sich vornehmlich in dem feinen Benehmen der Damen, die, selbst wenn die Natur ihr Aeusseres vernachlässigt hatte, durch die hinreissendste Grazie bezauberten, die, wie Adelaide von Savoyen, Henriette von England, die Muster für andre abgaben, die sich das Verdienst erwarben, den feinen Gesellschaftston an Ludwigs Hofe angestimmt zu haben, die Urheberinnen der leichten, höchst einnehmenden, von den bürgerlichen so sehr abstechenden Manieren zu seyn, die auf die feine Ausbildung des Geistes, auch in Schriften, einen so großen Einfluß hatten.

Daß die Damen an Ludwigs XIV Hof so viel bewirken konnten, dieß war eine Folge seiner großen Neigung für das weibliche Geschlecht, seiner Galanterie. Den ersten Unterricht in derselben empfieng er am Hofe seiner Mutter, der Königin Anna und der Gräfin von Soissons. Seine Achtung für das Frauenzimmer gieng so weit, daß er selbst vor einem Kammermädchen den Hut abzog; doch handelte er, seiner Maitressen wegen, auch manchmal den Gesetzen des Wohlstandes entgegen! doch bewies er den Damen des Hofes so wenig Schonung, daß er

er sie gleichsam als Sclavinnen behandelte. Auch verstand es keine seiner Geliebten, ihn so glücklich und so anhaltend zu zerstreuen, als die Frau von Maintenon, in deren Umgang er seinen Stolz, seine Würde vergaß. Seit der Herrschaft der Maintenon verschwand die ehemahlige Rittergalanterie. Die Damen machten den Herren die Erwerbung ihrer Gunst gar zu leicht. Sie erzeugten dadurch in ihnen Abneigung gegen den Genuß, den sie gewährte. Die Herren des Hofes, zu welchen die größten und vornehmsten Männer, ein Orleans, ein Conti, ein Vendome u. a. m. gehörten, vereinigten sich durch einen Bund, die Sinnlichkeit durch einen unnatürlichen Genuß zu befriedigen. Ludwig XIV zerstörte zwar diesen Bund; dennoch dauerte dieser gar zu sehr eingerissene Geschmack fort. Die alte ehrerbietige Galanterie verlohr sich völlig; Keuschheit und eheliche Liebe wurden Gegenstände des Spottes. Zugleich riß die Neigung zum Trinken, zu den gröbsten und pöbelhaftesten Ausschweifungen, zur unersättlichsten Ergötzungssucht, Prachtliebe und Verschwendung, ein. Vom Hofe verbreitete sie sich in die Hauptstadt, und in die Provinzen.

Die Frömmigkeit des alternden Königs brachte weiter nichts, als Heucheley hervor. Unbescholten waren unter allen Damen des Hofes nur die beyden Gemahlinnen Ludwigs. Seine Töchter trieben hingegen die Galanterie sehr weit. Von den Hofdamen nannte man nur diejenigen kokett, die mehr als einen Liebhaber hatten. Die Damen vom ersten Range waren ihren Männern fast sämmtlich ungetreu. Man nennte dieß guten Ton, und die Männer lachten über das Schicksal, von ihren Frauen sich hintergangen zu sehen. Die Frauen und Töchter der Vornehmen suchten durch ihre Reitze sich der Gunst der Einfluß habenden Männer zu versichern. Es gab am Hofe nicht leicht eine Familie, die auf die Schönheit einer Tochter nicht das Glück baute, daß sie als königliche Maitresse glänzen möchte. Es geschah wohl gar, daß ein Mädchen über diese Nachricht, daß ihr diese Ehre zu Theil werden sollte, sich bis zur Ohnmacht freute.

Zu den Leidenschaften, die am Hofe und in der Hauptstadt herrschend waren, gehörte die

die Spielsucht, durch die man einen Theil der Mittel, den großen Aufwand des Luxus in der Kleidung, Wohnung und der ganzen Lebensart, zu bestreiten, erwerben wollte. Die vornehmsten Herren uud Damen machten sich ein Geschäft daraus, eine Bank zu halten. Sie schickten Emissarien umher, um reiche und unerfahrne Kunden für ihren Pharotisch aufzusuchen. Eifersucht, Rachsucht, die Gefährtinnen der Leidenschaften, waren Ursache, daß sich manche Leute eine abscheuliche Giftmischerey zum Gewerbe machten, daß sie in dem Rufe standen, ihre Nebenmenschen bezaubern zu können. Die Montespan fürchtete sich, vergiftet zu werden. Louvois war wegen Zauberey besorgt. Ludwig XIV wurde überredet, ein Gericht, das den Nahmen der chambre ardente (des Höllengerichts) führte, im Arsenal zu entrichten. Die vornehmsten Herren und Damen des Hofes, als Luxemburg, die Gräfin von Soissons, wurden nun der Giftmischerey und Zauberey beschuldigt, und das Tribunal zog sich deswegen Verdacht und Haß zu. Man befürchtete, ein Franzose und ein Giftmischer würden künftig für eingehal-

gehalten werden. Aber Henriette von England, Louvois, und die Dauphins, die innerhalb 11 Monaten starben, wurden wahrscheinlich vergiftet.

An dem schrecklichen Verfalle der Moralität, der am französischen Hofe, und in der Hauptstadt, einriß, war Ludwigs XIV ausschweifender Hang zum schönen Geschlechte hauptsächlich Ursache. Er hatte mehrere anerkannte Maitressen *), die ihn auf Reisen und ins Feld begleiteten, die mit der Königin in einem Wagen saßen, die nicht nur auf den Hof, sondern auch auf den Staat einen entscheidenden Einfluß hatten. Die sanfte, gutmüthige la Valiere, Ludwigs erste Maitresse, wurde bald (1675) durch die Montespan verdrängt, und starb in einem Carmeliterkloster (1710). Die Montespan bath, um den Versuchungen Ludwigs auszuweichen, ihren Mann, sie auf seine Güter zu bringen; als er aber dennoch am Hofe blieb, war sie endlich doch zu schwach, sich vom Monarchen nicht besiegen

 zu

*) Theil XIII, S. 166.

zu lassen. Doch die Marquise von Maintenon war diejenige, die mehr und länger, als eine andre, den Hof, das Reich, und einen großen Theil von Europa, regierte. Francisca d'Aubigne war im Jahr 1635 in dem Gefängnisse zu Niort, wo ihr Vater schlimmer Vergehungen wegen, und ihre Mutter freywillig saß, gebohren. Aubignene gieng hierauf, als er seine Freyheit wieder bekommen hatte, nach Westindien. Auf der Insel Martinique ward er Besitzer eines ansehnlichen Vermögens. Dieses verspielte er, und nun mußte er von einem kleinen Dienste kümmerlich leben, und, als er starb, seine Familie in der bittersten Armuth zurück lassen. Seine Wittwe kehrte mit ihren Kindern nach Frankreich zurück. Die Tochter Francisca wurde bald nur die schöne Indianerin genennt. Sie wurde die Gattin des berühmten Dichters Scarrons, den die Natur nichts weniger als schön gebildet hatte; auch soll er die Rechte eines Ehemannes wenig ausgeübt haben, und Francisca gegen die Verehrer, die ihren Reitzen huldigten, nicht immer unerbittlich gewesen seyn. In der guten Gesellschaft, die,

die, seit dem sie Scarrons Frau war, noch stärker als sonst herbeyströmte, bildete sich Francisca immer mehr für die schöne und feine Welt. Nach dem Tode ihres Mannes (1660) wirkte ihr die Montespan endlich eine mäßige Pension aus. Sie machte sie zur Gouvernante ihrer Kinder, die sie mit ausserordentlicher Sorgfalt erzog. Ludwig, der sie für ein gelehrt seyn wollendes Frauenzimmer hielt, hatte anfangs einen Widerwillen gegen dieselbe. Er bewilligte ihr (1675) das Geld zum Ankaufe der Herrschaft Maintenon nur unter der Bedingung, sie nicht wieder zu sehen. Doch, der Sohn der Marquise von Montespan, der Herzog von Maine, ihr Liebling, war auch der Liebling Ludwigs. So gelang es ihr allmählig, sich dessen Vertrauen zu erwerben. Dabey versäumte sie nun keine Gelegenheit, den Monarchen auf die Reitze und Annehmlichkeiten ihres Körpers und Geistes aufmerksam zu machen. Jemehr die Montespan in der Gunst des Königs sank, je höher stieg die Maintenon. Ludwig entsagte (1680) allen genauen Umgang mit der Montespan, und kehrte wieder zur lang unter-

unterbrochnen Vertraulichkeit mit seiner Gemahlin, Marie Theresie, zurück. Doch diese starb schon nach einigen Jahren (1683 Jul.), und nun war die Maintenon diejenige, die die Herrschaft über Ludwigs Herz ganz ungetheilt besaß. Er ließ sich bald (1684) mit ihr trauen, welches lange ein Geheimniß, oder ein Räthsel blieb. Die Montespan wurde endlich (1692) ganz entfernt, und starb (1707) in einem Kloster. Ihre glückliche Nachfolgerin, die Maintenon hatte nun über den schwachen Ludwig eine so entschiedene Gewalt, daß er blos durch Louvois verhindert wurde, sie öffentlich für seine Gemahlin zu erklären; aber Louvois entgieng der Bastille auch blos durch einen Schlagfluß, oder durch Gift. Das Verhältniß, das zwischen der Maintenon und Ludwig statt fand, äusserte sich durch die königliche Achtung, die man ihr erwies; doch ließ sie bey feyerlichen Gelegenheiten den Damen des vornehmsten Adels den Rang. Dabey benahm sie sich überaus bescheiden und liebreich; ihre Dienerschaft war gar nicht zahlreich, ihr ganzer Aufzug ein-

einfach, und ihre Mäßigkeit in jeder Art von sinnlichem Genusse musterhaft.

Diese Maintenon war es nun, die 30 Jahre hindurch auf Ludwigs XIV Entschließungen den wichtigsten Einfluß hatte. Ludwig setzte auf ihren Rath ein so großes Vertrauen, daß er das geheime Conseil endlich gar in ihrem Zimmer hielt. Sie sprach nicht eher, als bis sie Ludwig fragte; aber das, was sie alsdenn sagte, zeigte große Vorsichtigkeit und anscheinende Unpartheylichkeit. Doch sie war mit den Ministern heimlich einverstanden; denn seit Louvois Abgang waren alle Minister Männer, deren Schicksal von ihr abhiengen. Die Beichtväter la Chaise und Tellier waren die einzigen, gegen die sie ihr Ansehn nicht geltend machen konnte. Die meisten Minister und Generale, die sie wählte, waren jedoch Leute, deren größtes Verdienst in ihrer Gunst bestand. Dadurch hat sie auf Frankreichs Schicksal einen so unglücklichen Einfluß gehabt. Wenn sie die Verfolgung der Protestanten auch nicht gerade zu veranlaßte, so hat sie dieselben wenigstens nicht nachdrücklich genug zu verhindern gesucht.

Der

Der Ehrgeitz der Maintenon war noch größer, als ihr Verstand. Sie wollte noch frömmer scheinen, als sie wirklich war; sie nahm beständig die Maske der Tugend und Frömmigkeit vor. Aber bey Ludwigs Tode ließ sie ihren eigentlichen Charakter ziemlich durchschimmern. Sie verließ den sterbenden König vier Tage vor seinem Tode, und als sie sich, auf sein ernstliches Verlangen, wieder bey ihm einstellte, verweilte sie nur einige Augenblicke. Nach der Versicherung des Zeitgenossen Duclos trennte sie sich in den letzten Tagen nicht von Ludwigs Sterbebette. Aber das Schicksal von denen, die sein Vertrauen am meisten besaßen, in den letzten Stunden seines Lebens sich verlassen zu sehen, hatte Ludwig XIV überhaupt. Auch Maine und Tellier blieben nicht bey ihm. Nur einige Bedienten hielten bis zu seinem letzten Athemzuge aus.

So sehr sich übrigens die Maintenon geehrt und gefürchtet sah, so sehr fühlte sie es doch, daß sie nicht allgemein geliebt wurde, so wenig war sie doch im Ganzen glücklich, weil ihr die Krone fehlte, weil man

man sie zum Gegenstande von Spottgedichten machte, weil sie den von jedermann abgesonderten Ludwig allein unterhalten mußte; diesen Ludwig, der die Gabe, sich unterhalten zu lassen, so wenig besaß.

Ludwigs Beyspiel in Ansehung der Maintenon wirkte natürlich auf seine Familie. Der sogenannte große Dauphin, Ludwigs XIV Sohn, ließ sich von einem Kammermädchen der Prinzessin von Conti, Nahmens Choin, die der Maintenon an Geist und Körper weit nachstand, zu einer heimlichen Ehe verleiten. Die Madame Choin spielte auch die Rolle der Maintenon ziemlich genau nach. Eben so ließen sich die übrigen Prinzen des königlichen Hauses, die Minister, die Generale, und andre Großen, von ihren Maitressen beherrschen.

Der Hof zu Versailles gab auch, in Ansehung der Kleidung und des Putzes, das Muster ab. Die neuen Stoffe und Formen des weiblichen Anzuges wurden von den jüngsten und schönsten Damen des Hofes, besonders von den Maitressen des Königs,

mei-

meistens erfunden. Die Montespan und die Fontange machten sich durch solche Erfindungen sehr berühmt. Der Kopfputz Fontange ist lange herrschend geblieben. Um diese Zeit wurde auch die Schminke ein Hauptbedürfniß der Damen, welche die natürliche Blüthe ihres Gesichtes, die die Ausschweifungen zerstört hatten, durch ein künstliches Mittel wieder herzustellen suchten. In der Kleidung, und in dem Putze der Mannspersonen, giengen noch viel größere und dauerhaftere Veränderungen vor. Zu Ludwigs XIV Zeiten verschwand der Bart. Dagegen wurde der Kopf in eine ungeheure Perücke eingehüllt; wenigstens mußte das Haar nach Peruckenart gekräuselt seyn. Der Schnitt der männlichen Kleidung näherte sich allmählig dem jetzigen.

Die Veränderlichkeit und die Annehmlichkeit der französischen Moden waren aber nicht allein für das Gewerbe, sondern auch für den politischen Einfluß Frankreichs, wichtig. Es war für die Franzosen wichtig, daß sie, auch in Ansehung der Kleidung und des Putzes, im größten Theile des übrigen Europa als Muster galten. Der französische

sche Hof, der schon seit anderthalb Jahrhunderten das Vorbild für andre abgegeben hatte, bekam seit Ludwig XIV eine völlig entschiedene Ueberlegenheit. Die Verwaltung der Staatseinkünfte, die Einrichtung des Militärs, die Pracht des Hofes, das Maitressen-Wesen — alles wurde an den übrigen Höfen, vornehmlich an manchen deutschen, nachgeahmt. Wer nur einigermaßen eine feine Bildung erlangen wollte, mußte nach Frankreich reisen. Man verschrieb aus Frankreich nicht nur Erzieher und Erzieherinnen, sondern auch Gesellschafter, Maitressen, Gemahlinnen, die ihre Verwandten bald genug anzubringen wußten. Die französische Sprache wurde die Sprache der großen und feinen Welt. Dieß geschah vornehmlich unter Karl II in England, Philipp V in Spanien, unter Friedrich I in Preußen; unter Georg Ludwig in Hannover, unter August II in Sachsen, unter Maximilian in Bayern. In Bayern war Madame de la Peyrousse, die Maitresse des Kurfürsten, diejenige die nicht nur ihn, sondern auch die Mutter der Dauphine, der Prinzessin Marie Anne, regierte;

regierte; aber der Hof zu Versailles erstaunte auch über die feine Bildung dieser Prinzessin.

So vielfach wirkte Ludwig XIV in seiner zwey und siebzig jährigen Regierung! Als er diese endigte, hatte er drey Dauphins überlebt; der erste war der sogenannte große Dauphin Ludwig, der Vater der Herzoge von Bourgogne, von Anjou, von Berri. Anjou saß als Philipp V auf dem spanischen Thron. Berri starb nicht lange vor dem Großvater (1714 May). Der Herzog von Bourgogne, ein Zögling des berühmten Fenelons, Verfassers des Telemachs, der sich zur künftigen Regierung sorgfältig vorbereitete, der, über den traurigen Zustand Frankreichs unter seinem Großvater, oft im Stillen seufzend, auf Verbesserungen dachte, der vereitelte die schönen Aussichten, die er zeigte, leider durch seinen Tod. *) Er hinterließ zwey Söhne, die Herzoge von Bretagne und von Anjou. Jener folgte (1712 März) seinem Vater bald

*) Theil XIV, S. 336. 349.

bald nach. In weniger als 11 Monathen starben also drey Dauphins. Der vierte, der Herzog von Anjou, war (geb. 1710 am 15. Febr.) bey dem Tode des Urgroßvaters ein schwaches Kind von zwey Jahren. Ludwig XIV hatte mit der Montespan zwey Söhne gezeugt, den Herzog von Maine uud den Grafen von Toulouse, die (1694) den Rang gleich nach den Prinzen des königlichen Hauses erhielten.

Die Maintenon, und ihr Liebling Maine, wünschten auch nach Ludwigs XIV Tod zu regieren. Die Maintenon brachte es daher dahin, daß der alte, schwache Ludwig seinen legitimirten Söhnen nicht nur das Recht der Thronfolge, sondern auch (1715 May) gleiche Rechte mit den Prinzen vom Hause, verlieh. Sein Bruders-Sohn, der Herzog von Orleans, war derjenige, der zur vormundschaftlichen Regierung das größte Recht hatte. Diesen suchten die Maintenon und Maine unter andern durch die Beschuldigung der Giftmischerey, die sie von seiner Neigung für die Chemie herleiteten, von der Vormundschaft zu entfernen; aber ihre Bemühun-

mühungen gelangen ihnen nicht ganz. Ludwig XIV verordnete in seinem letzten Willen einen Regentschaftsrath, dessen Mitglieder Orleans, Bourbon, Maine und Toulouse, und dessen Präsident Orleans ausmachen sollte. Die Aufsicht über die Erziehung des jungen Königs bekam Maine. Zu seinem Hofmeister war Villeroy ernennt. Befehlshaber der Maison du roy wurde Toulouse.

Orleans, der die vormundschaftliche Regierung mit niemand theilen wollte, beschloß, von einer ansehnlichen Parthey, besonders von dem über die Erhebung der legitimirten Prinzen eifersüchtigen Bourbon unterstützt, Ludwigs XIV Anordnung umzustoßen. Das Parlamentshaus wurde von Gardesoldaten, von welchen jeder sechs scharfe Patronen hatte, umringt. Solche furchtbare Anstalten waren im Grunde überflüßig, weil das Parlament ohnedieß sich schon geneigt fühlte, an Ludwig XIV, der es so despotisch behandelt hatte, Rache auszuüben. Es erklärte sich daher (2. Sept.) ohne weitere Umstände für den Herzog von Orleans, nach dessen Meynung Ludwigs Testament verfas-

sungs-

sungswidrig war. Orleans ließ sich hierauf durch den fünfjährigen Monarchen, Ludwig XV, vermittelst einer Lit de justice, zum Regenten des Reichs ernennen. Dem Regentschaftsrathe, der fast aus lauter schon von Ludwig XIV bestimmten Mitgliedern bestand, wurden sechs Conseils für geistliche und weltliche Sachen untergeordnet.

Eine der ersten Wirkungen der neuen Regierung war die Entfernung des Beichtvaters Ludwigs XIV, des Abbé le Tellier, der über so manchen braven Bürger, über so manchen guten Schriftsteller das Schicksal der Verbannung gebracht, der so manche Religionszänkerey erregt hatte. Aus der Niedernormandie, von bürgerlicher Abkunft, mit einem kraftvollen Körper, und einem festen, unerschütterlichem Geiste ausgerüstet, verbarg er seinen stolzen Plan unter der Maske einer abgesonderten, menschenscheuen Lebensart so lange, bis er seinen Beichtsohn, Ludwig XIV, ganz unterjochte, bis er, unter seinem Namen, vornehmlich gegen alle diejenigen, welche die Jesuiten nicht begünstigten, den Tyrannen spielen konnte. Sei-

ne

ne Stelle erhielt, als Ludwigs XV Beichtvater, der auch als Geschichtschreiber bekannte Abbé Claude Fleury. Fenelon wurde zurückgerufen, und sein Telemach kam unter die Buchdruckerpresse. Dieß erwarb der neuen Regierung das Vertrauen der Nation. Hierzu trug auch die Wahl der Minister das Ihrige bey. Diese waren der Herzog von St. Simon, der Verfasser von historischen Nachrichten, die für die Geschichte dieses Zeitraums sehr lehrreich sind, und der Herzog von Noailles, der mit seinen vorzüglichen Geistesgaben und Kenntnissen, eine seltene Rechtschaffenheit, und eine warme Liebe für den Staat, und dessen Regenten, vereinigte, der eigentlich den ersten Minister machte. Man suchte in allen Conseils die Fehler der vorigen Regierung zu verbessern. Aber der edle Noailles wurde schon nach wenig Jahren (1718 Jan.) verdrängt. Seine Stelle nahm der bisherige Polizeydirector d'Arganson ein, und nun währte es nicht lange, so schlichen sich Günstlinge und Ränkespieler unter die Mitglieder des Conseils ein.

Das Parlament zu Paris, wollte nun sein Ansehn geltend machen. Allein Arganson gab dem Herzog-Regenten den Rath, von dem Zwange, den ihm dasselbe auflegte, sich zu befreyen. Orleans erschien hierauf (1718 Aug.) von Militär begleitet, im Parlamente, und verboth, vermittelst eines Lit de justice, demselben alle Einmischung in Staats- und Finanzsachen. Als die Mitglieder diesem Verbothe widersprachen, wurden sie von Paris verbannt, bis sie sich endlich (1720) in den Willen des Regenten fügten. Auch die Conseils wurden aufgehoben, weil sie sich zu dem Geiste der neuen Regierung nicht paßten. Einzelne Minister oder Staatssecretäre besorgten nun die Geschäffte.

Was die Nation von der neuen Regierung vorzüglich erwartete, war die Verminderung der großen von Ludwig XIV veranlaßten Staatsschuldenlast, und die wiederhergestellte Ordnung der Finanzen. Jene betrug 2600 Millionen Livres damahligen Geldes, welche jetzt mehr als noch einmahl so viel ausmachen würden. Je mehr das

Reich sich in einer traurigen Lage befand, um so weniger durfte man auf die gewöhnlichen Mittel, Staatsschulden zu bezahlen, das heißt, auf neue Abgaben, Rechnung machen. Der sogenannte große Ludwig hatte seine Unterthanen so arm gemacht, daß sie kaum die bisherigen Abgaben entrichten konnten. Der Hof befand sich daher in großer Verlegenheit. Eine Zusammenberufung der Stände war für den Despotismus gefährlich. Einen Nationalbanquerutt konnte man, ohne allen Credit und alle Ehre des Staates zu untergraben, nicht erklären. Endlich versuchte man (1716 März), wie weit man durch genauere Erörterung der Staatsschulden ihre Summe vermindern, wie man von denen, die sich durch ungetreue Verwaltung der Finanzen bereichert hatten, zur Bezahlung derselben beträchtliche Beyträge bekommen könnte. Das erste Mittel bewirkte, daß sich die Staatsschulden um ein Fünftel verminderten. Eine eigne Commission untersuchte hierauf den ungeheuren Unterschleif der Finanzbeamten, und diese mußten auf 70 Millionen zahlen. Die Nation freute sich über dieses Schicksal der Finanzpächter und ihrer Beamten,

ten, die, während seines Elendes, ein schwelgerisches Leben geführt hatten, ausserordentlich. Aber die Commission, die diese Freude veranlaßte, und die man in der Sprache des Volkes nur die Chambre ardente nannte, machte sich so vieler Mißbräuche und Ungerechtigkeiten schuldig, daß man sie nach einem Jahre wieder aufheben mußte.

Hätte Noailles das Ruder der Staatsverwaltung fortgeführt, so würde die Abtragung der Staatsschulden gewiß einen sichern Gang gewonnen haben. Er hatte sie bald (1717) schon um 81 Millionen vermindert, und dennoch überstiegen die Staatseinkünfte die gewöhnlichen Staatsausgaben um 47,665,000 Livres. Aber des Noailles Ersparungssystem gefiel dem Herzog-Regenten weniger, als die glänzenden Plane des Schottländers Law, obgleich deren Untersuchung anfangs nicht günstig ausgefallen war. Law hatte daher die Errichtung einer Zettelbank in Vorschlag gebracht. Dieser Bank, die eigentlich nur eine Privatsache seyn sollte, widmete man ein Capital von sechs Millionen Livres. Bald bediente man sich aber

der Banknoten, um die Staatsschuld in Papiergeld zu verwandeln. Nicht lange vorher hatte man aus den zu 16 Livres angenommenen Louisd'or neue zu 20 Livres geprägt.

Da Law sein eignes beträchtliches Vermögen, 2 bis 300,000 Livres, der Bank anvertraute, so reitzte dieß andre reiche Personen, seinem Beyspiele zu folgen. Das baare Geld der Bank vermehrte sich dadurch ausserordentlich; aber es vermehrte sich besonders seit der Zeit, da Law die glänzendsten Aussichten mit derselben zu verbinden wußte. Er errichtete (1717 Aug.) bevollmächtigt von dem Herzog-Regenten, eine westindische Handlungscompagnie, die, weil sie das Land Luisiana zum Hauptgegenstande hatte, auch die mississippische genennt wurde. Mit dieser wurden (1719) die ostindische, die afrikanische, die chinesische Handlungsgesellschaft vereinigt. Sie hieß nunmehr die indische. Da sie sich verbindlich machte, 1600 Millionen Livres Staatsschulden in Banknoten zu übernehmen, so wurden ihr große Vorrechte zu Theil. Man sicherte ihr, ausser 48 Millionen jährlicher Interessen, den Tabackspacht, und

und das Münzrecht, zu. Man lockte durch die vortheilhaftesten Beschreibungen, die man von dem Mississippi-Lande machte, zum Ankaufe desselben an. Eine Quadratmeile desselben wurde für 30,000 Livres verkauft, und man erhielt dabey noch das Versprechen, daß man die nöthige Anzahl von Negern bekommen würde. Man machte auch zur Ausbeute ergiebiger Goldminen Hoffnung. Man versprach für die Actien eine Dividende von 40 Procent. Um so eher glaubte man auf die Erhöhung der Actien von 500 auf 5000 antragen zu können. Die Begierde nach Actien wuchs von einem Tage zum andern. Die Zahl der Actien stieg von zwey bis auf sechs mahl hundert tausend. Der Handel mit denselben bekam eine solche Lebhaftigkeit, daß der Werth derselben von 5000 allmählig bis auf 18 und 20,000 erhöht wurde, daß (1719) der eingebildete Werth der Actien die Menge alles baaren Geldes in Frankreich achtzigmahl übertraf.

Auf den wiederholten Antrag von Law wurde, zu Anfang des Jahres 1719, diese Bank in eine königliche, in eine Staatsbank, ver-

verwandelt, die den Law zum Director bekam. Die Actionäre erhielten ihre Einlagen zurück. Die neu ausgestellten Banknoten enthielten aber nicht das Versprechen, daß sie, nach der Währung des Geldes zur Zeit der Errichtung, eingelöset werden sollten. Ihre Menge vervielfältigte sich ganz ungeheuer. Die Speculationen der Actionäre wurden auf die leidenschaftlichste Art betrieben. Es zeigte sich endlich ein fühlbarer Mangel an baarem Gelde, welches fast alles in die Bank geflossen war. Der Handel fieng an verdächtig zu werden, und nun sank auch der Credit der Actien auf einmahl. Viele, die ihre Papiere zu rechter Zeit in Geld umsetzten, gewannen große Reichthümer. Die Regierung erschrak wegen des Ausganges dieser Sache. Um von dem weitern Verlangen, die Actien zu realisiren, abzuhalten, setzte sie (1720 May), ohne auf Laws Vorstellungen Rücksicht zu nehmen, den Werth der Actien auf die Hälfte herab. Sie bewirkte dadurch aber gerade das Gegentheil ihrer Absicht. Jedermann wollte nun baares Geld haben. Der Credit der Actien fiel nun gänzlich. Während daß durch diesen trügerischen Handel manche nichtswürdige Leute sehr reich geworden waren, geriethen 20,000 Familien an den Bettelstaab, und alle Mittel, den schlimmen Folgen vorzubeugen, waren fruchtlos. Law, weniger ein Betrüger, als ein Betrogener, mußte das Land, wo man ihn fast abgöttisch verehrt hatte, verlassen. Er starb zu Venedig in dürftigen Umständen. Der unglückliche Ausgang seiner Entwürfe hatte eine gewaltige Abneigung gegen das Papiergeld erzeugt. Indessen hatte man durch dasselbe doch 1500 Millionen Schulden bezahlt, ohne daß es dem Staate etwas kostete. Diesem Staate verursachte aber der Antheil, den Frankreich um diese Zeit an dem Kriege gegen das eroberungssüchtige Spanien nahm, neue Schulden.

Zweyter Abschnitt.

Die Königin Elisabeth und Alberoni benutzen Karls VI Krieg mit der Pforte, in Italien Eroberungen zu machen. Friede zu Passarowitz. Tripel- Quadrupel-Allianz. Don Carlos erhält die Anwartschaft auf Parma, Piacenza, und Toscana. Schlechte Regierung des Herzogs von Orleans, und seines Ministers Dubois. Verschwörung gegen den Herzog-Regenten. Alberoni's Sturz. Philipp V tritt der Quadrupelallianz bey. Congreß zu Cambray.

Philipp V; der erste König von Spanien aus französischem Geschlechte, hatte das Mißvergnügen, daß die Catalonier ihre Unterwürfigkeit standhaft verweigerten. Ungeachtet er ihnen nicht nur allgemeine Begnadigung, sondern auch alle Freyheiten der Castilianer versprach, und ungeachtet Stahremberg mit dem östreichischen Kriegsvolke abzog, so weigerte sich die Hauptstadt Barcelona doch noch hartnäckig, sich dem Könige Philipp zu unterwerfen. Sie rechnete dabey auf den Schutz der Seemächte, die sich auch für sie verwendeten. Aber die Catalonier bestanden auf ihren ehemahligen Freyheiten, auf dem Rechte, sich selbst zu besteuern. Sie errichteten, nach dem Abzuge der Oestreicher, eine eigne Regierung, eine eigne Armee von Spaniern, die unter den Kaiserlichen gedient hatten. Sie gaben sich noch immer für Unterthanen Karls von Oestreich aus. Sie unterstanden sich sogar, den Königen Philipp und Ludwig ihre Feindschaft zu erklären. Barcelona wurde hierauf (1714 Jul.) von dem Marschall von Berwik belagert. Vergebens drohete die englische Flotte den Cataloniern, die auf den Himmel und die Engländer rechneten. Die Stadt wurde verwüstet, und viele von den vornehmsten Bewohnern derselben theils in das Gefängniß geworfen, theils hingerichtet.

Philipp V, der mit so unbarmherziger Strenge den Abfall der Catalonier bestraft hatte, verlohr um diese Zeit (1714 Febr.) seine erste Gemahlin, die Tochter des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen, die sich die Liebe der Spanier so sehr erwarb, daß sie lange nach ihrem Tode, wenn sich Philipps V zweyte Gemahlin sehen ließ, in den Ausruf ausbrachen: „es lebe die Prinzessin von Savoyen!“ Ihre Nachfolgerin war (im Sept.) die Prinzessin Elisabeth, die Tochter Eduards III, Herzogs von Parma. Den Unterhändler machte ein italienischer Geistlicher, Nahmens Alberoni, der in Gesellschaft des Marschalls von Vendome nach Spanien gekommen war. Der Abbate Giulio Alberoni war der Sohn eines Gärtners. Der Herzog von Parma, schickte ihn, als seinen Abgeordneten, an den französischen Obergeneral, den Herzog von Vendome, von dessen unachtungsvoller Behandlung ein ordentlicher Gesandter sich innig gekränkt gefühlt hatte. Alberoni nahm es dem Herzoge nicht übel, als er ihn an einem Orte empfieng, wo man Personen, denen man Ehrerbietung schuldig ist, nicht zu empfangen pflegt.

pflegt. Er ließ sich vielmehr dadurch so wenig irre machen, daß er, als jener von seinem Sitze aufstand, in den Ausruf: ah culo d'Angelo! ausbrach. Vendome wollte nun mit niemand, als mit ihm, zu thun haben. Er war sein Hausgenosse, sein Capellan, sein Secretär, sein Koch; er bereitete ihm wohlschmeckende Käsesuppen zu; er belustigte ihn durch schmutzige Erzählungen. Nach Vendome's Tod kehrte er nach Parma zurück. Der Herzog schickte ihn hierauf als seinen Residenten nach Madrid. Durch die Königin Elisabeth, die seiner Unterhandlung die spanische Krone zu danken hatte, ward er erster Minister. Alberoni vereinigte mit ausserordentlichen Fähigkeiten, zu deren Ausbildung sein unbegränzter Ehrgeiz sehr viel beytrug, eine unerschöpfliche Kunst in der Anspinnung politischer Händel, eine rastlose, kühne, aber doch behutsame Thätigkeit, eine unerschütterliche Standhaftigkeit. Philipp V, der jetzt unter die Herrschaft seiner zweyten Gemahlin kam, war von Natur sanft und nicht sehr thätig, dabey ausserordentlich fromm und schüchtern! Seine vornehmste Leidenschaft war der Umgang mit Frauen-

zim-

zimmern, den er durchaus nicht entbehren konnte. Dieses Bedürfniß wußte die Herzogin von Ursini sehr gut zu ihrem Vortheile zu brauchen. Gebohrne Anna Maria de la Tremoille, Wittwe des Herzogs von Braccanio, aus dem Hause Ursini, welchen Nahmen die Franzosen in des Ursins verwandelten, wußte sie, als Hofdame der ersten Gemahlin Philipps V, dessen Gunst sich so glücklich zu erwerben, daß sie, als diese starb, sich sogar mit der Hoffnung schmeichelte, ihre Nachfolgerin zu werden. Leuchtete ihr doch das Beyspiel der Maintenon vor! Aber sie war zu alt, um dem Könige Philipp, ausser den drey Söhnen, die er schon hatte, noch mehr Kinder zu schenken. Sie machte indessen doch einen listigen Plan, ihre Absicht zu erreichen. Als Gouvernante des Infanten, wozu sie sich ernennen ließ, wohnte sie mit dem Könige in einem Pallaste, in welchem nur wenige Hofleute Platz hatten. Ihr Plan war aber durch den Beichtvater vereitelt. Sie beschloß hierauf, den König zur Wahl einer Prinzessin, die aus Erkenntlichkeit ihrer Leitung folgen würde, zu bestimmen. Allein ihre

ihre Erwartung wurde getäuscht. Die neue Königin ließ sie, als sie ihr (1714 Dec.) entgegen gieng, in Verhaft nehmen, und nach Bayonne bringen. Sie hielt sich zuletzt am Hofe des Prätendenten auf, wo sie (1722 Dec.) achtzig Jahre alt, ihr Leben endigte.

Desto größer zeigte sich jetzt die Gewalt des Abbate Alberoni. Als Vertrauter der Königin Elisabeth war er derjenige, der die spanische Monarchie nach seinen Willen lenkte. Dieses Zutrauen befestigte er besonders durch die glänzenden Plane, durch die er dem Unternehmungsgeiste seiner Gönnerin schmeichelte. Einer dieser Plane hatte hauptsächlich zum Gegenstande, dem Don Carlos, aus den der spanischen Monarchie in Italien entrissenen Ländern, einen besondern Staat zu bilden. Für die Ausführung dieses Planes war das Bündniß, welches Großbritannien erst kürzlich (1716 Jun.) mit dem Kaiser Karl VI geschlossen hatte, freylich nicht günstig. Um so willkommner waren daher dem Cardinal Alberoni die Anträge, die ihm der Baron Görz wegen der Wiederherstellung des

des Prätendenten machte *), und obgleich dieser Plan vereitelt wurde, so ließ sich Alberoni von der Ausführung seines italienischen Entwurfes doch nicht zurückhalten. Einen derselben sehr günstigen Zeitpunkt both ihm Karls VI damahliger Krieg mit der Pforte an.

Karl VI trat in diesem Kriege als Bundesgenosse der Venezianer auf, denen die Türken Morea wieder weggenommen hatten. Kumurdschi, der jetzt das hohe Amt eines Großwessirs selbst verwaltete, **) beschloß einen Krieg gegen Venedig, um demselben Morea zu entreissen. Der damahlige Zeitpunkt, wo sich der Kaiser Karl VI durch den langen spanischen Erbfolgekrieg sehr geschwächt fühlte, schien ihm besonders günstig. Kumurdschi rüstete zur Eroberung von Morea ein Heer von 70,000 Mann, und eine Flotte von 175 Schiffen, aus. Die Venezianer wurden von niemand, als von dem Pabst, von dem Großherzog von Toscana, und

*) Oben S. 97.

**) Oben S. 71.

und von dem Johanniterorden auf Maltha, unterstützt. Ihre eigenen Kriegsanstalten waren, während eines langen Friedens, sehr vernachlässiget worden. Die Festungen in Morea befanden sich in einem höchst unverwahrten Zustande, obgleich diejenigen, die für ihre Erhaltung zu sorgen hatten, große Summen berechneten. Die türkische Flotte bemächtigte sich erst (1715) derjenigen Oerter die den Venezianern noch auf der Insel Candia übrig geblieben waren; sodenn vollendeten sie die leichte Eroberung der Halbinsel Morea, deren Einwohner sie, aus Haß gegen die unduldsamen Venezianer, mit offnen Armen aufnahmen.

In der großen Gefahr, in welcher der venezianische Staat jetzt wegen der überlegenen Macht der Türken schwebte, blieb zu seiner Rettung kein andres Hülfsmittel, als eine Verbindung mit dem Kaiser übrig, und dieser both, wegen des bedenklichen Glücks der Pforte, einer solchen Verbindung bereitwillig die Hand. Der venezianische Staat machte sich in dem deswegen (1716 April) geschlossenen Vertrage verbindlich, nicht nur selbst

selbst mit 40,000 Mann, und 36 Kriegsschiffen, den Krieg fortzusetzen, sondern auch dem Kaiser, für seinen Beistand, gleich anfangs 5 Millionen, und jährlich, so lange dieser Krieg währte, 4 Millionen Gulden, zu bezahlen. Karl VI kündigte hierauf (im Jun.) der Pforte den Krieg an. Eugen stellte sich an die Spitze eines Heeres von 60,000 Mann, welches viele Freywillige aus den vornehmsten Häusern vergrößerten.

Der Großwessir stand bey dem schon durch einen Sieg des Prinzen Eugens berühmten Szalankemen. Ein Theil seiner Armee war schon über die Sau gegangen, um Peterwardein anzugreifen. Diesen Umstand benutzte Eugen (1716 am 5. Aug.) so glücklich, daß die Türken auf 30,000 Mann, und unter denselben ihren Großwessir, und 10 Paschen, verlohren. Die Oestreicher büßten nicht mehr, als 4000 Mann, ein. Sie erbeuteten 178 Kanonen, 5 Millionen baares Geld, und im Lager unter andern das Zelt des Großwessirs, dessen Werth allein auf 300,000 Gulden geschätzt wurde. Eine Folge dieses Sieges war (im Oct.) die Eroberung von Temeswar, nebst dem Banat.

Der neue Großwessir Kari Ahmed both (1717) alle Staatskräfte der Pforte auf, um ein zahlreiches und wohlversehenes Heer ins Feld zu stellen. Doch der Kaiser Karl VI hatte seine Armee auch ansehnlich vergrößert. Der Kurfürst von Bayern lieh ihm 6000 Mann, und es schlossen sich wieder viele Freywillige an die Kaiserlichen an. So hatte ein Feldzug gegen die Türken von jeher sehr viel anziehendes! Die Pforte sollte nun auch ihre Provinzen auf der rechten Seite der Donau verlieren. Man unternahm daher (im Jun.) die Belagerung von Belgrad. Die kaiserliche Armee war auf der einen Seite von der Festung, der Donau, und der Sau, und auf der andern von der türkischen Macht unter dem Großwessir eingeschlossen. Sie war, durch eine ansteckende Krankheit, und durch das Kanonenfeuer der Türken, schon bis auf 40,000 Mann geschmolzen. Ohne Zeitverlust mußte also ein kühner Entschluß gefaßt werden. Eugens Angriff (1717 am 16. Aug.) wurde durch einen starken Nebel verborgen.

 Die

Die Türken hatten wieder 18,000 Todte und Verwundete. Zwey Tage hernach ergab sich Belgrad. Auch Semendria mußte die Thore öffnen. Indessen nahmen die Venezianer einige Oerter in Albanien und Dalmatien weg.

Die Pforte, die sich jetzt in einem lebhaften Gedränge befand, ersuchte die Seemächte, die Vermittlung des Friedens zu übernehmen. Die Forderungen des kaiserlichen Hofes schienen jedoch dem Diwan zu Constantinopel so übertrieben, daß er sich dieselben blos durch die geringe Achtung gegen den Großwessir erklären konnte. Dieser mußte daher einem neuen, dem bisherigen Kaimakam Ibrahim, Platz machen. Ibrahim rüstete sich zwar eifrig zum Kriege; aber weil der Kaiser, wegen der spanischen Unternehmungen in Italien von seinen Forderungen nachließ, so kam (1718 am 21. Jul.) der Friede zu Passarowitz, nicht weit von Semendria, dennoch zum Schlusse. Die Pforte trat an den Kaiser die Festung Belgrad, nebst einem beträchtlichen Theile von Servien und Bosnien, imgleichen den Banat,

nat, und die Walachey bis an die Alutha, auf 24 Jahre, ab. Morea blieb im Besitze der Venezianer.

Der Pabst Clemenz XI bewilligte dem Kaiser auf drey Jahre den zehnten Theil von allen Einkünften der geistlichen Stiftungen seiner Erbländer, um den Krieg gegen die Pforte mit desto größerm Nachdrucke fortsetzen zu können; auch der König von Spanien versprach ihm seinen Beystand, und er ließ auch wirklich einige Kriegsschiffe zur Flotte der Venezianer stoßen. Die übrigen Zurüstungen, die er damahls machte, schienen gleichfalls die Absicht zu haben, an dem Kriege gegen die Pforte einen lebhaften Antheil zu nehmen, als ganz unerwartet (1717 Sept.) eine spanische Flotte mit 10 bis 12,000 Mann Landtruppen auf der Insel Sardinien landete, deren Eroberung ihnen wenig Mühe machte. Oestreich und Spanien waren damahls, wegen des spanischen Erbfolgestreites, noch nicht völlig verglichen. Die Oestreicher hatten noch nicht alle besetzten Oerter geräumt. Dieß brauchte der spanische von Alberoni geleitete Hof zum Vorwande eines Krieges, durch den er die

in Italien verlohrnen Länder wieder erobern wollte. Erst im folgenden Jahre (1718) landeten 18,000 Mann, unter dem Oberbefehle des Marquis de Lede, auf der Insel Sicilien, die von Sardinien her bis auf 30,000 Mann vermehrt wurden. Da es hier noch viele Anhänger des spanischen Königshauses gab, so ließen sich bald 20,000 Mann von den Einwohnern bewaffnen, und die Hauptstadt Palermo wurde bald (13. Jul.) erobert.

Der König Georg I von Großbritannien wollte Spaniens Macht nicht größer werden lassen; auch war er ein treuer Anhänger des Hauses Oestreich. Seine Vorstellungen im Haag bewirkten, daß die Generalstaaten sich anschlossen. Aber auch Frankreich hatte Ursache, einer Verbindung gegen Spanien beyzutreten. Der damahlige Regent, der Herzog Philipp von Orleans, Ludwigs XIV Brudersſohn, war der nächste Prinz vom königlichen Hause, und also in dem Falle, wenn der schwache König Ludwig XV sterben sollte, der Erbe der Krone. Diese Erbfolge machte ihm aber der König Philipp von Spanien, seiner Verzichtleistung ungeachtet *), streitig. Der Herzog von Orleans trat daher auf die Seite seiner Feinde. Sein vornehmster Unterhändler bey dieser Sache war Wilhelm von Dubois, der Sohn eines Apothekers, ein biegsamer, in der Kunst zu schmeicheln sehr bewanderter Mensch, der bey einem Pfarrer zugleich Schreiber und Bedienter war. Dieser gewann ihn so lieb, daß er ihn als Abbé erscheinen ließ, daß er ihn bey dem jungen Herzog von Orleans, als Abschreiber seiner Schulübungen, anbrachte. Aus dem Abschreiber wurde ein Lehrer, der sich die Gunst seines Schülers erwarb, der, um sich in derselben zu erhalten, allen Wünschen desselben mit der geflissentlichsten Sorgfalt schmeichelte. Ludwig XIV setzte auf sein Gewicht bey dem Herzoge von Orleans ein so großes Vertrauen, daß er sich seiner bediente, um denselben zur Heyrath mit Mademoiselle de Blois, der Tochter der Marquise von Montespan, zu bereden. Als Orleans Frankreichs Regent wurde, ernennte er seinen Vertrauten Dubois zum Staatsrathe. Dieser war nun eigentlich derjenige, der das französische Staatsruder lenkte, der jetzt

(1717)

*) Theil XIV, S. 351.

(1717) den Herzog = Regenten zum Bündnisse mit Georg I von Großbritannien beredte, der, um dieses Bündniß zur Richtigkeit zu bringen, selbst nach London reisete. Georg I wollte diese Gelegenheit benutzen, um den Prätendenten, der sich noch immer zu Avignon aufhielt, aus Frankreich zu entfernen. So gedieh (1717 Jan.) die Trippelallianz, oder das dreyfache Bündniß zwischen Frankreich, Großbritannien und Holland. Für Georg I war diese Verbindung um so wichtiger, je mehr Alberoni damit umgieng, ihm, durch eine Revolution, den großbritannischen Thron zu entreissen. Nach seinem Plane sollte (1718 May) eine Armee nach Schottland gehen, und Karl XII, nach der Eroberung Norwegens, gleichfalls mit einem ansehnlichen Heere dahin kommen. Aber der französische Gesandte zu Stockholm erfuhr einen Theil dieses Planes, und Georg I gewann dadurch Zeit, Gegenanstalten zu machen.

Um den Vergrößerungsplanen Spaniens entgegen zu arbeiten, und dem Kaiser bey dem Besitze seiner italienischen Länder zu erhalten,

schloß Georg I mit dem Kaiser und Frankreich (1718 Jul.) zu London eine sogenannte Quadrupelallianz. Nach dieser sollte der Kaiser der ganzen spanischen Monarchie, Philipp aber allen Ländern, die an Oestreich abgetreten worden waren, entsagen. Der Kaiser sollte Sardinien, für Sicilien, an Savoyen abtreten. Dem Prinzen Carlos sicherte man die Anwartschaft auf das Grpßherzogthum Toscana, imgleichen die Herzogthümer Parma und Piacenza, zu. Auf beyde Staaten machte Elisabeth, die Mutter des Don Carlos, angeerbte Ansprüche.

Die beyden Herzogthümer Parma und Piacenza wurden vom Kaiser Karl V (1521) der päbstlichen Kammer abgetreten, weil Leo X diesem Kaiser Beystand geleistet hatte, die Franzosen aus Italien zu vertreiben *). Paul III verlieh sie, (1545) nebst andern Besitzungen, seinem natürlichen Sohne, Peter Ludwig Farnese, ohne auf den Widerspruch Karls V, der ihm die Belehnung versagte, Rücksicht zu nehmen. Dieser freute sich daher gewiß nicht wenig, als der mit ausgezeich-

*) Theil IX, S. 369.

zeichneter Grausamkeit regierende Farnese, schon zwey Jahre hernach (1547) in seinem Pallaste zu Piacenza ermordet wurde. Auch nahm sein Statthalter zu Mayland sogleich von Piacenza Besitz. Parma behielt des ermordeten Sohn, Ottavio Farnese, der sich durch seine Heyrath mit der Wittwe des Herzogs Alexander von Medici, einer unehelichen Tochter Karls V, festsetzte. Sein Nachfolger war der berühmte Feldherr, Alexander Farnese *), der, als er (1592) die Stadt Rouen von Heinrichs IV Belagerung retten wollte, tödtlich verwundet wurde. Elisabeth von Parma, welche in dieser Geschichte die wichtigste Rolle spielte, war die Tochter Odoardo's, des letzten Herzogs aus dem Hause Farnese.

In Toscana hatte, seit der Regierung des Großherzogs Ferdinands II (1621 - 1670) der ehemahls so glückliche Wohlstand aufgehört **). Die Mönche rissen den größten Theil der Herrschaft an sich, und die von den Vorfahren gesammelten Schätze wurden verschleu-

*) Theil X, S. 359 rc.

**) Theil XII, S. 375.

schleudert. Einen großen Theil derselben verzehrte die Anhänglichkeit an dem Hofe zu Wien. Der folgende Großherzog, Cosmus III, der (starb 1723) leider 53 Jahre regierte, vermehrte die Schuldenlast bis zu einer ungeheuren Menge, und untergrub den Wohlstand der Unterthanen völlig. Dabey ärgerte er sich über nichts mehr, als über die Kriegssteuern, die er, als Vasall des deutschen Reiches, nach Wien liefern mußte. Sein Erbprinz Johann Gasto hatte sich, durch seine sinnlichen Ausschweifungen, so entkräftet, daß man dem Aussterben seines Stammes mit Gewißheit entgegen sah. Cosmus III hatte erst den seltsamen Gedanken, dem Lande Toscana wieder eine republikanische Verfassung zu geben; endlich wollte er, durch eine besondre Erbfolgeordnung (1713) seine einzige Tochter, die Kurfürstin von der Pfalz, zur Erbin des Großherzogthums einsetzen. Allein der vermeyntliche Lehnsherr, der Kaiser, versagte seine Einwilligung, und die Seemächte wurden mit dem Herzog-Regenten von Frankreich einig, daß Don Carlos, der Sohn der Königin Elisabeth, die von einer Tochter des Großherzogs Cosmus II abstammte, die Anwart-

wartschaft auf Toscana, so wie auf Parma und Piacenza, bekommen sollte.

Karl VI ließ sich endlich für den Plan der Quadrupelallianz gewinnen; aber Philipp V und Elisabeth fanden ihn um so weniger annehmlich. Alberoni unterhandelte mit dem Herzog von Savoyen, daß er, für das Herzogthum Mayland, die Insel Sicilien an Spanien abtreten möchte. Die Eroberung derselben gelang den Spaniern, ungeachtet der englische Admiral Byng der spanischen Flotte unter Castannada, bey dem Vorgebirge Passaro (1718 am 11. Aug.) eine solche Niederlage zufügte, daß sechs spanische Schiffe verbrennt, und 14 erobert wurden, und doch fochten nur 21 englische Schiffe gegen 35 spanische. Alberoni wollte aber, wegen des Besitzes von Sicilien, gar nicht nachgeben. Der Krieg mußte also ernstlicher fortgesetzt werden. Man hatte bey der Quadrupelallianz, als man sie (1718 am 2. Aug.) völlig abschloß, die vierte Stelle für die vereinigten Niederlande offen gelassen. Diese fanden sich aber beleidigt, daß man die Verbindung, vor ihrem bestimmten Beytritte, abgeschlossen hatte.
Sie

Sie traten daher nicht eher bey, als bis ihr Beystand zu spät kam. Um so enger schloß sich der Herzog von Savoyen, dem man bereits sein Königreich Sicilien entrissen hatte, und dem von Spanien auch mit dem Verlust seines Antheils an Mayland und Montferrat gedroht wurde, an die Mitglieder der Quadrupelallianz an.

Alberoni verfolgte demungeachtet seinen Plan standhaft. Eine spanische Flotte, die den aus England geflüchteten Herzog von Ormond zum Oberbefehlshaber hatte, lief (1719 März) von Cadix aus, um nach Schottland zu gehen, und dem Prätendenten zur Ausführung einer Revolution behülflich zu seyn. Auch war in Schottland schon ein Aufruhr ausgebrochen. Aber die spanische Flotte wurde durch einen Sturm zerstreut, und der Prätendent eilte nach Italien zurück.

Der kühne, unternehmende Alberoni, gieng, während er in Großbritannien eine Revolution herbeyführen wollte, zugleich mit dem Plane um, dem Herzog-Regenten die Regierung Frankreichs aus den Händen zu
reis-

reissen. So wenig dieser seinem Plane, Spanien zum mächtigsten Staate in Europa zu machen, günstig war, so sehr mißfiel seine Staatsverwaltung den Patrioten unter der französischen Nation, so anstößig war für dieselben sein höchst verderbliches Beyspiel von Ausschweifungen. Seine Gemahlin die Mademoiselle de Blois, die, stolz auf ihren Vater Ludwig XIV, um das Schicksal ihrer Mutter Montespan unbekümmert war, und ihren Gemahl durch ihren Stolz zurück scheuchte, diese trug viel dazu bey, daß Dubois den Herzog ganz in seine Gewalt bekam. Dubois hatte, durch die Grundsätze, die er ihm beybrachte, sein moralisches Gefühl frühzeitig unterdrückt. Das Unerlaubte, pflegte er ihm zu sagen, beruhe blos auf willkührlichen Gesetzen und Gewohnheiten, an welche der Fürst nicht gebunden sey, und strenge Sitten wären daher blos eine Sache der Volksmeynung. Diese Grundsätze paßten sich freylich sehr gut für den Charakter eines Prinzen, der, wie Orleans, so viel Schwankendes hatte, bey dem sich die glücklichsten Talente für Künste und Wissenschaften (als Mahlerey, Musik, Chemie, Mechanik) mit einem unerklärlichen Ekel für alles Schöne und Gute, eine besondre Schnelligkeit, Schärfe und Richtigkeit des Verstandes mit einer ausserordentlichen Trägheit und Leerheit des Geistes, die größten und herrlichsten Tugenden, als Heldenmuth, Versöhnlichkeit, mit den schimpflichsten Lastern, eine vorzügliche Anlage und Würdigkeit zu herrschen, mit einem unwiderstehlichen Hange, von den nichtswürdigsten Menschen sich beherrschen zu lassen, vereinigten. Orleans war, noch schwächer und weiblicher, als sein alter Großvater, entfernt von aller Rachsucht, wenn man ihn persönlich beleidigte, und selbst da, wo es das öffentliche Beste erforderte, die Strafe erlassend, in der beständigen Knechtschaft von Dubois. Seine sonderbare, räthselhafte Krankheit des Geistes läßt sich vielleicht blos dadurch erklären, daß die angebohrnen Fähigkeiten desselben durch das Uebermaaß der sinnlichen Ausschweifungen großentheils unterdrückt waren.

In Ansehung dieser Ausschweifungen gab der Herzog-Regent nicht leicht einem der verabscheuungswürdigsten römischen Kaiser nach. Sein Hang zu den Weibern war ganz unbezwing-

zwinglich, und nicht leicht gewährte ihm etwas ein lebhafteres Vergnügen, als wenn er sich eines glücklichen Liebeshandels rühmen konnte, als wenn seine Liebeshändel recht häufig abwechselten. Die Gegenstände für dieselben waren ihm ziemlich gleichgültig; er wählte sie von jedem Alter, von jedem Stande. Am meisten reitzten ihn die Frauenzimmer in der Nachbarschaft des Palais royal. Ehrliebende Mütter und Töchter sahen sich dadurch bewogen, sich aus dieser gefährlichen Nachbarschaft zu entfernen. Die Gefährden der nächtlichen Liebesabentheuer Orleans hießen Roués, das heißt Leute, die gerädert zu werden verdienten, oder in unserer Sprache vielleicht Galgenschwengel. Mit diesen zog er in jeder Nacht, von 9 Uhr an, umher. Zuweilen versammelte er in seinem Palais royal (eine Erfindung von Dubois und seiner Maitresse la Tencin) eine Schaar von Schauspielern und Schauspielerinnen, die, wenn zu einer bestimmten Stunde, alle Thüren verschlossen, aller Unterschied der Stände aufgehoben, und alles Licht entfernt war, sich der Befriedigung aller ihrer Wünsche überlassen konnten, um, durch eine künstliche, plötz-

plötzliche Erleuchtung, dem wollüstigen Sinne des Herzogs-Regenten das anziehendste Schauspiel zu gewähren. Seine Günstlinge wetteiferten in der Erfindung der Mittel, der abgestumpften Sinnlichkeit desselben neue Reitze zu geben. Vornehmlich arbeitete Dubois dahin, ihn gar nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Man glaubte endlich, um den Wohlstand nicht gar zu sehr zu verletzen, für diese Wollustscenen das Schloß St. Cloud zum Schauplatze wählen zu müssen. Hierhin brachte man des Nachts Mädchen mit verbundenen Augen, die man mit Masken vor dem Gesicht empfieng. Hier mußten die ersten Tänzer und Tänzerinnen des Theaters nackend tanzen. Hier spielte man sogenannte Adamsfeste. Nachdem diese zwölfmahl gegeben worden waren, erzeugten sie mehr Ueberdruß, als Vergnügen. Man suchte nun der Sinnlichkeit durch das Spiel der Flagellanten, zu welchem sich die Roués brauchen ließen, einen neuen Reitz zu geben. Man gab getreue Darstellungen von den wollüstigen Ergötzlichkeiten der Griechen und Römer.

Daß

Daß ein Fürst, der, wie Orleans in dem Genusse der wollüstigen Vergnügungen so schrecklich ausschweifte, keine eigentliche Liebe für das schöne Geschlecht empfinden konnte, das versteht sich von selbst. Daher war es ihm auch sehr gleichgültig, wenn seine Maitressen, deren überdieß sehr viele waren, noch andre Liebhaber hatten. Sein Beyspiel war natürlich höchst verführerisch. Da selbst zwey von seinen Töchtern von seinen blutschänderischen Angriffen nicht verschont blieben; da die Prinzessinnen Berry und Valois zu den bekannten Werkzeugen seiner Wollust gehörten; da die Berry ihre Liebhaber eben so oft, als ihr Vater seine Maitressen, wechselte; da die Aebtissin de Chelles; die talentvollste Tochter des Regenten, auch unter den Jungfrauen ihres Klosters Geliebte hatte, so mußten nur wenige Herren und Damen des Hofes von dem abscheulichen Sittenverderbnisse unangesteckt bleiben. Eins verführte das andre. Von der Aebtissin de Chelles lernte ihre Schwester, die Gemahlin Ludwigs I, des Nachfolgers Philipps V, aus den schönsten Damen des Hofes ein weibliches Serail sich bilden.

bilden. Die übrigen französischen Prinzessinnen liebten in eben diesem Geschmacke. Dabey kamen sie fast jährlich, eben so öffentlich als eine Opertänzerin, in das Kindbett. Die Damen thaten aber auch ihrer Verliebtheit so wenig Einhalt, daß sie die Herren mit ihren Liebesanträgen gleichsam bestürmten. Zu diesen gehörte unter andern der berühmte Richelieu, um den sich sogar zwey Damen duellirten.

Der Zeitgeist, der unter Ludwigs XIV Regierung sich so mächtig entwickelte, leitete zwar schon zu dieser unmäßigen, unnatürlichen Ausübung der sinnlichen Wollust hin, und es war zwischen der Regierung des Herzogs-Regenten und seines Großvaters im Grunde kein andrer Unterschied, als daß dasjenige, was sonst im Verborgenen geschah, jetzt öffentlich getrieben wurde; aber der schändliche Dubois war doch gar zu sehr ein eifriger Beförderer dieses Sittenverderbnisses. Die Hauptrolle spielte dessen Maitresse la Tencin, die sich, als Nonne, von ihrem Bruder, dem Abbé und nachmahligen Cardinal Tencin, in den Mutterstand ver-

setzen ließ, und, nach ihrer Flucht aus dem Kloster, durch ihre Reitze, Buhlereyen und Ränke, sich bis zur Maitresse des vielgeltenden Dubois emporschwang. Diese war die eigentliche Erfinderin der Wollustspiele an dem Hofe des Herzogs-Regenten. Doch auch Laws Lotteriesystem schadete der Moralität, und zwar noch mehr, als dem Wohlstande. Es reitzte die Personen, die durch dasselbe zu großem Reichthume gelangt waren, nicht nur zu einer gränzenlosen Schwelgerey und Ueppigkeit, sondern auch zu einer eben so großen Erwerbsucht. Der Herzog-Regent sah sich daher genöthigt, die unmäßige Spielsucht gesetzlichen Einschränkungen zu unterwerfen; aber diese Einschränkungen wirkten um so weniger, je öfterer selbst die vornehmsten Personen Pharobänke hielten.

Eine Staatsverwaltung wie die damahlige unter dem Herzog-Regenten erregte bey den Patrioten Frankreichs den natürlichen Wunsch, sie gegen eine bessere vertauscht zu sehen. Diesen Wunsch wollte die Herzogin von Maine benutzen, um an dem Herzog-Re-

Regenten Rache auszuüben. Auf dessen, oder vielmehr Dubois, Antrag waren nicht nur (1717) Ludwigs XIV Edict vom Jahre 1714, sondern auch dessen Erklärung vom Jahre 1715, welches den unehlichen Söhnen desselben die Rechte der königlichen Prinzen verliehen, aufgehoben worden. Dieß kränkte den Stolz der Herzogin von Maine so gewaltig, daß sie an einer Verschwörung gegen den Herzog-Regenten, deren Urheber Alberoni war, den thätigsten Antheil nahm. Sie ließ sich mit ihm, und mit der Königin Elisabeth, in schriftliche Unterhandlungen ein; sie schloß mit den Häuptern der Jesuiten, und andern Mißvergnügten, einen heimlichen Bund. Schon waren über 20 Obersten für die Ausführung des Plans gewonnen. Die ersten Rollen übernahmen, ausser einem verabschiedeten französischen Obersten, mehrere französische Flüchtlinge. Der spanische Gesandte zu Paris, der Prinz Cellamare, hatte die Banptttheilung zu besorgen. Zur Ausführung wählte man einen Spatziergang des Herzogs-Regenten im Gehölze von Boulogne, wo er blos von seiner Tochter begleitet seyn würde. Einige der

 Ver-

Verschwornen begaben sich dahin; sie bemächtigten sich aber einer unrechten Person. Einem vielleicht glücklichern Versuche kam (1718 Dec.) die Entdeckung zuvor. Ein Secretär des Prinzen von Cellamare stellte sich zu einem Besuche bey einem Mädchen zu spät ein. Als ihm nun dasselbe wegen seines Zuspätkommens Vorwürfe machte, entschuldigte er sich dadurch, daß er für einen schnell abreisenden, einen jungen Abbé Portocarrero, Briefe habe expediren müssen. Die Geliebte des Secretärs war bey einer berühmten Kupplerin, Nahmens Fillon, die mit dem Herzog-Regenten so gut bekannt war, daß sie wohl gar bey dessen öffentlichen Audienzen erschien. Diese eilte, während daß sich der Secretär bey dem Mädchen befand, zum Minister Dubois, um ihm von dem, was derselbe gesagt hatte, Nachricht zu geben. Dubois schickte dem Abbé Portocarrero, einem Neffen des berühmten Cardinals, sogleich einen Courier nach, der ihn in Verhaft nehmen ließ, und sich aller seiner Papiere bemächtigte. Cellamare selbst hatte das Schicksal, daß man ihm alle seine Briefschaften wegnahm, daß man

man ihn über die Gränze brachte. Die Verschwornen, die man durch die weggenommenen Papiere überführen konnte, kamen in die Bastille. Die Herzogin von Maine wurde auf dem Schlosse von Dijon eingesperrt.

Dubois betrieb nun den Krieg gegen Spanien, dessen Minister Alberoni den Herzog-Regenten durch eine Verschwörung hatte entfernen wollen, mit großem Ernst. Der Herzog von Berwick setzte sich (1719 April) an der Spitze von 36000 Mann gegen die spanische Gränze in Bewegung. Berwick, Grande von Spanien, und Ritter des goldnen Vließes, zog gegen einen Hof, an welchem sein Sohn eben diese Vorzüge genoß. Während daß er (Jun.) in Biscaya eindrang, landeten die Engländer bey Vigos in Galizien, welches sie durch Brandschatzungen heimsuchten. Ihre Flotte unter dem Admiral Byng behauptete im mittelländischen Meere eine entschiedene Ueberlegenheit. Alberoni befand sich, wegen des Einfalls der Franzosen, ausser Stand, die Armee in Sicilien zu ergänzen. Diese bedurfte aber der

der Ergänzung gar sehr, weil der Kaiser, seit dem Frieden zu Passarowitz, seine Kriegsmacht in Neapel so ansehnlich verstärkte, daß der General Mercy, mit 14000 Mann, nach Sicilien übersetzen konnte, der, nach einer langen Belagerung, von den Engländern unterstützt, sich (9. Aug.) der Stadt Messina bemächtigte. Die Engländer vernichteten die ganze spanische Flotte, die sich im Hafen von Messina befand. Eben dieses Schicksal hatten die Kriegsschiffe zu St. Sebastian in Biscaya, welches Berwick (17. Aug.) eroberte.

Bey dieser Lage der Dinge war es für Spanien rathsam, mit seinen Feinden sich zu vergleichen. Nun machten sich die Generalstaaten, die, theils aus Empfindlichkeit, weil man auf ihren Beytritt nicht wartete, theils aus Erkenntlichkeit gegen Spanien, welches sie mit einer gewissen Schonung behandelte, an der Quadrupelallianz keinen Theil genommen hatten, sich eine vorzügliche Angelegenheit daraus, den Frieden zu stiften. Man setzte dem Könige von Spanien eine bestimmte Frist, sich zu bedenken, die

die sich mit dem 18ten November dieses Jahres (1719) endigen sollte. Die Generalstaaten droheten in dem Falle, daß Philipp V sich während der Zeit nicht vergleichen würde, mit ihrem Beytritte zur Quadrupelallianz. Ihre Drohung war jetzt um so wirksamer, jemehr sich Spanien ohnedieß schon in Noth befand, jemehr seine Seemacht vernichtet, seine Landarmee geschlagen, Sicilien und Biscaya in Gefahr war. Dem Vergleiche mußte aber erst Alberoni's Sturz vorausgehen.

An diesem Sturze arbeitete Dubois, weil Alberoni Urheber der Verschwörung gegen den Herzog-Regenten war, mit desto größerm Eifer. Er schmeichelte der Königin Elisabeth, um sich ihrer Gunst zu versichern, mit der Aussicht, daß der junge König Ludwig XV ihre Tochter heyrathen sollte. Da diese aber kaum zwey Jahre alt war, und Frankreich auf einen Nachfolger seines Königs also noch lange warten mußte; da die Entscheidung der wichtigen Frage, welche von den beyden Linien des bourbonischen Hauses den französischen Thron behaupten würde, um so mehr ver-

verspätet wurde, so hatte die Königin gar sehr Ursache, gegen den Dubois, den Beförderer dieses Plans, sich gefällig zu erweisen. Dieser wünschte aber vornehmlich Alberoni's Entfernung. Da er diese nicht so gerade zu von ihr verlangen konnte, so bediente er sich, sie für dieselbe zu stimmen, ihrer ersten Kammerfrau, Laura Piscatori, die Alberoni, weil er ihren Einfluß bey der Königin befürchtete, gern fortgeschafft hätte, und die deswegen einen unversöhnlichen Haß gegen ihn empfand. Diese wußte das Unglück, welches Alberoni über Spanien gebracht hatte, der Königin so eindringend vorzustellen, daß diese endlich den Entschluß faßte, ihn dem Staate zum Opfer zu bringen. Ein königliches Handschreiben kündigte ihm (1719 Dec.) den Befehl an, die Hauptstadt Madrid in 24 Stunden, und das Reich in Zeit von 3 Wochen, zu verlassen. Man hatte vergessen, ihm seine Papiere abzunehmen. Unter denselben befand sich auch das Testament Karls II, dem Philipp V die spanische Krone schuldig war. Man befürchtete, Alberoni würde dieses Testament nach Wien bringen. Es wurden ihm daher Leute nachgeschickt,

geschickt, die sich aller seiner Papiere bemächtigten. Er gieng nach Rom.

Nach Alberoni's Entfernung gelang es dem Dubois um so leichter, den König Philipp und seine Gemahlin zur Aussöhnung mit Frankreich zu stimmen. Er wurde dabey von Philipps Beichtvater D'Aubenton unterstützt. Man verabredete die Heyrath zwischen dem jungen Könige Ludwig und der Infantin Maria Anna Victoria. Diese wurde auch bald darauf nach Frankreich gebracht, wo man sie unter dem Titel der Königin-Infantin erzog. Aber die Hauptsache, die nun zur Richtigkeit kam, war Philipps Annahme der Quadrupelallianz im Haag (1720 am 26. Febr.). Philipp V überließ die Insel Sicilien dem Kaiser, der dafür die Insel Sardinien dem Herzog von Savoyen einräumte, und in dessen Königstitel einwilligte. Um die Punkte derselben durch einen förmlichen Friedensschluß zu befestigen, veranstaltete man einen Congreß zu Cambray. Die Zahl der Bevollmächtigten, die sich (seit der Mitte des Jahrs 1721) daselbst versammelten, war groß genug; aber dennoch

dennoch wurde wenig ausgerichtet. Karl VI wollte durchaus nicht aufhören, sich einen König von Spanien zu nennen, und Philipp V weigerte sich dagegen standhaft, dem Ritterorden des goldnen Vließes zu entsagen. Gegen die Anwartschaft von Toscana, Parma und Piacenza, die man dem Don Carlos zusicherte, erhoben sich lebhafte Einwendungen ihrer jetzigen Besitzer, welche ihre Länder durchaus nicht als deutsche Reichslehne behandelt wissen wollten. Ganz vorzüglich beschäfftigten aber die Versammlung zu Cambray die Streitigkeiten, zu welchen Karls VI pragmatische Sanction, und ostendische Handelsgesellschaft, die Veranlassung gaben.

Drit-

Dritter Abschnitt.

Ludwig XV tritt die Regierung an. Orleans wird, an Dubois Stelle, erster Minister. Auf diesen folgt erst Bourbon, der sich und Frankreich von der Marquise von Prie beherrschen läßt, und hernach der Cardinal Fleury. Marie Lescinska wird Ludwigs XV Gemahlin. Spanien vergleicht sich nun mit Oestreich. Der Congreß zu Cambray löset sich auf. Dagegen wird die hannöverische Allianz geschlossen, werden zu Soissons, Sevilla und Wien mancherley Unterhandlungen gepflogen. Indessen verliehrt Holland seinen Heinsius, und England seinen Georg I. — Geschichte der Prinzessin von Ahlen.

Karl VI, der Besitzer einer durch den utrechter Frieden so ansehnlich vergrößerten Monarchie, hatte die traurige Aussicht, der letzte seines Mannsstammes zu seyn. Um sei-

seinen Staat von dem Schicksale der spanischen Monarchie zu retten, hatte er schon vor sieben Jahren (1713) als seine vierjährige Ehe mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christina zur Zeit kinderlos geblieben war, durch eine sogenannte pragmatische Sanction, die künftige Erbfolge bestimmt. Nach derselben sollten die Erbländer des östreichischen Hauses, nach Erlöschung des Mannsstammes, zuerst an seine Töchter, und, in deren Ermangelung, oder nach deren Abgang, an die Töchter seines Bruders Josephs I, oder an seine Schwestern rc. fallen. Nun bekam zwar Karls VI Gemahlin drey Jahre (1716) hernach einen Sohn; dieser starb aber noch in eben dem Jahre. Dafür wurden ihm jedoch drey Töchter, Marie Theresia (1717) Maria Anna (1718) und in der Folge noch Maria Amalia (1724) gebohren. Jetzt mußten die Töchter Josephs I, Marie Josephe und Marie Amalie, von welchen jene an den Kurprinzen Friedrich August von Sachsen, und diese an den Kurprinzen Karl Albrecht von Bayern vermählt war, auf die Erbfolge ausdrücklich Verzicht leisten.

Es

Es kam jedoch darauf an, daß Karls VI Erbfolgeordnung nicht allein von seinen Reichs- und Landständen, sondern auch von den auswärtigen Mächten, genehmigt wurde. Dieß war nun 20 Jahre hindurch der vornehmste Zweck von Karls VI Bemühungen. Bey den Ständen der verschiedenen Erbländer wurde (von 1720 bis 1723) dieser Zweck ohne große Mühe erreicht; desto lebhaftere Unterhandlungen aber kostete es, die übrigen Mächte für die Annahme der pragmatischen Sanction zu stimmen, und dieß war jetzt ein Hauptgegenstand des Congresses zu Cambray, der endlich nach zwey Jahren (1724 April) eröffnet wurde, aber im folgenden Jahre (1725) ein Ende nahm, ohne daß etwas ausgemacht worden war. Die Uneinigkeit dauerte vielmehr ununterbrochen fort. Die kaiserlichen, spanischen und sardinischen Bevollmächtigten schienen die Absicht zu haben, in Ansehung übertriebener Forderungen zu wetteifern; am meisten aber überspannte sie der Herzog von Parma, der, ausser der Unabhängigkeit seiner Herzogthümer, die Ersetzung aller Contributionen, die er an den Kaiser hatte entrichten müssen,

und

und eine alte Schuld von mehr als 1,850,000 Ducaten, verlangte. Oestreich und Spanien unterhandelten hierauf zu Wien einen besondern Vergleich. Der Kaiser war über die Seemächte, die ihn bei der Ausführung seiner Entwürfe nicht weiter unterstützen wollten, unzufrieden, und er wollte ihnen daher durch eine Verbindung mit Spanien Besorgniß erregen; Spanien aber wünschte sich an Frankreich, das ihm die Infantin zurückgeschickt hatte, zu rächen. Doch schon vorher hatte sich Karl VI wahrscheinlich durch den Pabst bewogen, mit Spanien in heimliche Unterhandlungen eingelassen. Philipps V Bevollmächtigter, den er deswegen (1724 Oct.) nach Wien schickte, war der Baron von Ripperda, ehemahls holländischer Gesandter am spanischen Hofe, der sich zur Abschwörung der reformirten Religion hatte verleiten lassen. Dieser nahm jetzt den Nahmen eines Barons von Pfaffenberg an. Als dieser schon alles gut eingeleitet hatte, kam (1725 März) die Infantin zurück.

In.

In Frankreich, wo sie als Braut des jungen Königs Ludwigs XV lebte, war indessen eine wichtige Veränderung vorgefallen. Des Herzogs-Regenten und Dubois Regierung hatte aufgehört. Ludwig XV war (1722 am 25. Oct.) zu Rheims gekrönt worden, und 4 Monathe hernach (1723 am 22 Febr.) trat er seine Volljährigkeit an. Der junge Monarch war nicht ohne Fähigkeiten, aber man hatte die Ausbildung derselben vernachlässigt. Man hatte einen kleinmüthigen, schüchternen Frömmling aus ihm gemacht; man hatte ihm Liebe zur Jagd eingeflößt. Sein Lehrer, Andreas Hercules von Fleury, Bischof von Frejus, ließ ihn auch zu der Zeit, wie er sich den Jahren der Regierungs Fähigkeit näherte, mit den Staatsgeschäfften unbekannt. Dubois, der (seit 1721) Erzbischof von Cambray und (seit 1723) Cardinal war, blieb sein erster Minister, und im Zusammenhange der Regierungsverwaltung wurde noch wenig geändert; aber Dubois starb wenige Monathe nach Ludwigs XV Regierungsantritt (1723 am 10. Aug.) als ein Opfer seiner wollüstigen Ausschweifungen. Er wollte, als der neue König

nig seine Garderegimenter musterte, die Ehre eines ersten Ministers, die der königlichen ziemlich gleich kömmt, genießen. Er mußte sich deswegen zu Pferde setzen. Durch die Bewegung des Reitens brach aber ein altes Geschwür auf. Die Aerzte erklärten dasselbe gleich für so gefährlich, daß sie eine schnelle Operation für nöthig hielten. Dubois gerieth über die Aerzte in die äusserste Wuth. Kaum war es dem Herzog-Regenten gelungen, ihn etwas zu besänftigen, als ihn der Vorschlag der Aerzte, sich, durch den Empfang des h. Abendmahls, zum Tode vorzubereiten, von neuem in den tobendsten Unwillen versetzte. Endlich verstattete er, ganz erschöpft, einem Geistlichen den Zutritt. Aber sowohl während, als nach der Operation, fuhr er beständig fort, auf die Aerzte zu schimpfen, und zu den Todesverzuckungen gesellten sich die Convulsionen der Verzweiflung. Als Minister besaß er mehr Verstand, als Kenntnisse, war er weniger in der Staatskunst, als in den Staatsränken, geübt, entbehrte er des Umfanges und der Biegsamkeit des Geistes, deren ein Minister so sehr bedarf. Daher machte ihn ein

ein Geschäffte, das er eben besorgte, für alle übrigen unfähig. Da er alles selbst thun wollte, und doch nicht thun konnte, warf er, um, wie er sich ausdrückte, wieder in den Gang zu kommen, ganze Haufen unerbrochner Briefe ins Feuer. Nicht leicht hat ein andrer dirigirender Minister von seiner Stelle sich größere Vortheile zu verschaffen gewußt. Ausser dem Erzbisthume Cambray, besaß er sieben einträgliche Abteyen, und diese waren ihm noch nicht einmahl genug. Als erster Minister zog er einen Jahrgehalt von 150,000 Livres. Die Stelle eines Oberaufsehers der Posten brachte ihm 100,000 ein. Von England genoß er eine Pension von 40,000 Pfund St. Seine ordentlichen Einkünfte betrugen zusammen über 2 Millionen Livres. Dabey waren die Interessen von seinen großen Capitalien noch nicht gerechnet. Sein Erbe war sein Bruder, der Cabinetssecretär.

Der Herzog von Orleans, der der Herrschaft, die er über ihn ausübte, schon lange überdrüssig war, freute sich über seinen Tod ganz besonders. Der junge König übertrug ihm

ihm nun die Stelle des ersten Ministers, und es schien auch anfangs, als wenn er sich den Staatsgeschäfften mit größerm Eifer widmen wollte. Aber seine Trägheit, seine Zerstreuungen, riefen ihn von der rühmlichen Laufbahn bald wieder zurück. Er befand sich den größten Theil des Vormittags in einer Betäubung, die eine Folge seiner nächtlichen Ausschweifungen war. Daher mußte er die Arbeit den Staatssecretären überlassen. Vergebens warnten ihn die Aerzte wegen des bedenklichen Einflusses, den der überspannte Genuß der sinnlichen Vergnügungen auf seine Gesundheit äusserte. Ehe er einen ernstlichen Anfang machte, diesem nachtheiligen Einflusse vorzubeugen, sank er (am 2. Dec.) in die Arme einer Maitresse, Nahmens Phalaris, die neben ihm am Feuer saß. Es war niemand bey der Hand, weil Orleans um diese Zeit, auf einer Hintertreppe, zum Könige zu gehen pflegte. Als endlich ein Wundarzt herbey kam, fand er den Herzog des Lebens schon völlig beraubt. Er war noch nicht viel über 49 Jahre alt.

Fleury, Ludwigs XV alter Lehrer, hätte jetzt das wichtige Amt eines ersten Ministers leicht

leicht selbst erhalten können, weil er das ganze Vertrauen seines königlichen Zöglings besaß. Als der Sohn eines Zolleinnehmers, hatte er die Stelle eines königlichen Capellans blos der Empfehlung der frommen Damen am Hofe zu danken, wurde er, ungeachtet es Ludwig XIV ungern sah, Bischof von Frejus, hatte er, obgleich die ränkevollen Jesuiten ihm entgegen arbeiteten, das Glück, Ludwigs XV Lehrer zu werden. Jetzt wollte er, unter der Ministerverwaltung eines regierungsunfähigen Prinzen, auf seine eigne Staatsgewalt desto sicherer vorbereiten. Daher rieth er dem Könige, dem Herzoge von Bourbon die Stelle des ersten Ministers anzuvertrauen, und er hatte die Sache so gut vorbereitet, daß, eine Stunde nach Orleans Tode, alles schon in Richtigkeit war. Doch Bourbon war eben so wenig, als Orleans, im Stande, der Verwaltung der Regierungsgeschäfte sich mit Ernst zu unterziehen. Er theilte sie vielmehr mit seiner Maitresse, der Marquise von Prié, einem Frauenzimmer, welches alle möglichen Leidenschaften, vornehmlich aber eine unersättliche Begierde, zu herrschen und

 sich

sich zu bereichern, besaß. Diese regierte nun den Herzog von Bourbon und Frankreich, mit Hülfe der Brüder Paris, der Söhne eines Gastwirths am Fuße der Alpen, die (1710) das Glück hatten, die Aufmerksamkeit eines Proviantliferanten auf sich zu ziehen. Durch diesen wurde sie dem Herzog von Vendome bekannt. Da sie mit einer schönen Figur, ausgezeichnete Fähigkeiten, und eine große, auf den gemeinschaftlichen Zweck, ihr Glück zu machen, gerichtete Thätigkeit vereinigten, so hoben sie sich bald empor, und dem ältesten wurde (1722) die Stelle eines dritten Aufsehers des königlichen Schatzes, zu Theil. Als Bourbon das wichtige Amt des ersten Ministers erhielt, waren die übrigen Minister gleichsam nur Secretäre, oder Bediente der Marquisin von Prie, und der Brüder Paris. Die Marquisin von Prie hatte auch auf Ludwigs XV Vermählung einen entscheidenden Einfluß. Da ihr Glück von dem Leben des jungen Königs, und von seinem und seiner Nachkommenschaft fortdauernden Besitze des Thrones abhieng, so zitterten sie, so lange Ludwig XV ohne Erben war,

bey

bey jeder Unpäßlichkeit, die dem jungen Monarchen zustieß. Es währte jedoch zu lange, bis dieser die Vermählung mit der Infantin, die erst acht Jahre alt war, vollziehen konnte. Bourbon setzte es daher durch, daß man (1725) den Entschluß faßte, die kleine Braut nach Spanien zurück zu schicken. Kaum nahm man sich so viel Zeit, dem Hofe zu Madrid vorher davon Nachricht zu geben.

Philipp V, der Vater derselben, hatte indessen eine sonderbare Rolle gespielt. Die Einsamkeit, in welcher ihn seine herrschsüchtige Gemahlin erhielt, überspannte seine melancholische Stimmung so sehr, daß sie endlich in eine tiefe Schwermuth übergieng, daß er zuweilen mehrere Monathe lang immer im Bette zubrachte. Als der Herzog von Orleans in Frankreich gestorben war, kam er (1724 Jan.) auf den Gedanken, die Regierung seinem ältesten Sohne, dem Prinzen Ludwig, zu übergeben; dieser starb aber schon nach 7 Monathen (1. Aug.) an den Kinderblattern, nachdem er kaum das 17te Jahr zurückgelegt hatte. Die Nation, die

ihn,

ihn, seiner Leutseligkeit wegen, den Vielgeliebten nennte, bedauerte seinen Einfluß um so inniger, je größer die Hoffnungen waren, die man sich von der Selbstständigkeit seiner künftigen Regierung machte. Vor seinem Tode übertrug er seinem Vater, der indessen zu San-Idefonso ein eingezogenes Leben geführt hatte, die Staatsverwaltung, von neuem, und dieser hatte sich kaum bereden lassen, ihr wieder seinen Nahmen zu geben, als seine Tochter von Paris zurückkam. Man wollte das Schreiben, durch welches ihre Zurücksendung angekündigt wurde, gar nicht erbrechen. Der französische Gesandte zu Lissabon, der es überreichte, wurde sogleich fortgeschickt. Niemand durfte sich unterstehen, die erlittene Kränkung in einem mildern Lichte darzustellen. Ganz Europa sollte sie rächen helfen. Das Volk zu Madrid fiel die Franzosen auf öffentlichen Straßen an. Die französischen Consuln mußten sich entfernen. Die Spanier suchten das französische Gebieth durch Streifereyen heim. Der Hof konnte wohl nichts geringeres thun, als daß er auch die Mademoiselle de Beaujolois, die an den Prinzen Don Carlos verlobt

lobt war, imgleichen ihre Schwester, die Wittwe Ludwigs I, nach Frankreich zurückwandern ließ.

Hier schlug die Marquise von Prié die Tochter des Königs Stanislaus Lescinski, die Prinzessin Marie, zur Gemahlin Ludwigs XV vor, weil sie mit Sicherheit darauf rechnete, daß die arme Prinzessin, die Dankbarkeit, die sie ihr, als der Urheberin ihres Glücks, schuldig war, gewiß nicht vergessen würde. Ihr Vater Stanislaus fand, so lange Karl XII lebte, zu Zweybrücken seinen Unterhalt; seit dessen Tode wurde er aber, von der neuen Regierung in Schweden, so sehr verfolgt und aller Unterstützung beraubt, daß er, sich glücklich schätzen mußte, als ihn der Herzog-Regent auf einem Dorfe bey Landau aufnahm. Aber auch hier war er gegen die Verfolgungen seiner Feinde nicht gesichert. Er fand jedoch in Landau, und hernach in Weißenburg, seine Zuflucht. An dem letztern Orte erhielt er das Schreiben des Herzogs von Bourbon, welcher ihm das seiner Tochter bestimmte Glück meldete. Aeusserst gerührt machte

machte er es seiner Familie bekannt, und bald darauf (1725 am 4. Sept.) wurde Maria Lescinska Ludwigs XV Gemahlin.

Die Regierung blieb aber noch immer in den Händen der Marquisin von Prié, und ihrer Lieblinge Paris. Die Königin blos mit dem Wunsche, sich die Liebe ihres Gemahls zu erwerben, beschäfftigt, widmete den Staatsgeschäfften gar keine Aufmerksamkeit, und der König ließ, durch Jagd, Lustbarkeiten und Reisen zerstreut, den Herzog von Bourbon, und die Prié, regieren. Verhafte, Landesverweisungen, falsche Anklagen — nichts wurde gespart, wenn es nur ihre Leidenschaften befriedigte. Zu diesen gehörte vornehmlich die Habsucht. Die Marquise von Prié, und ihre Vertraute, die Paris, brauchten aber nicht allein für ihren Luxus, und für ihre Verschwendung, sehr vieles Geld; sie theilten auch unter die Hofleute ihrer Parthey so viele und so reiche Geschenke aus, daß die Staatscasse ganz erschöpft wurde. Um sie wieder zu füllen, wollte man neue Auflagen von den Unterthanen erpressen. Diese sollten den 50ten Theil

Theil von dem Ertrage ihrer liegenden Güter entrichten. Vergebens machten die Parlamente dagegen Einwendungen. Die Geistlichkeit wollte sich, von Fleury aufgemuntert, durchaus zu nichts verstehen. Die Prié trieb nun, in Verbindung mit dem Vorsteher der Kaufleute, und dem Policeydirector, Getreidewucher. Darüber entstand so großer Brodmangel, daß ein Pfund Brod 9 Sous kostete; darüber brachen Unruhen aus. Der Policeydirektor, der die Schuld allein übernehmen mußte, wurde verabschiedet. Man verminderte viele Pensionen, oder zog sie ganz ein.

Dieser Gang der Staatsverwaltung gab dem Bischoff Fleury die beste Gelegenheit, bis zur Stufe des ersten Minister empor zu steigen. Er war, seitdem man ihn zum Mitgliede des Staatsrathes gemacht hatte, jedes mahl bey dem Könige, wenn Orleans, und hernach Bourbon den obersten Staatsbeamten spielten. Bourbon überließ ihm auch bald, gleichsam als seinem ersten Amtsgehülfen, die alleinige Besorgung der geistlichen Angelegenheiten, obgleich die Marquise

quise von Prié sich darüber gewaltig ärgerte. Sie arbeitete daher mit allem Eifer an seiner Entfernung. Sie ließ in dieser Absicht den König, durch den Herzog von Bourbon, bereden, die Staatsgeschäffte in dem Zimmer der Königin, die er damahls noch liebte, vorzunehmen. Dahin konnte der alte Lehrer dem jungen Monarchen nicht nachfolgen, und nun wurde er nach Issy, nicht weit von Paris, verbannt. Aber Ludwigs XV Liebe für seinen alten Lehrer regte sich bald so lebhaft, daß er mit den stärksten Unwillen auf dessen augenblickliche Zurückberufung drang. Fleury benutzte diese Gelegenheit, den jungen König auf die unverantwortliche Staatsverwaltung des Herzogs von Bourbon aufmerksam zu machen. Bourbon sollte die Marquise von Prié fortschicken. Als er sich hierzu nicht entschließen konnte, erhielt er (1726 Jun.) durch ein königliches Handschreiben, den Befehl, sich auf sein Landgut Chantilly zu begeben. Die Prié wurde auf ihr Landgut in der Normandie verwiesen, wo sie (st. 1727) ihren Fall nur wenige Monathe überlebte.

Frank-

Frankreich befand sich, als Fleury die Staatsverwaltung übernahm, in der bedenklichsten Lage. Seine Finanzen waren zerrüttet, seine Handlung, sein Credit näherten sich dem gänzlichen Verfall; der Hof war wenig geachtet, das Sittenverderbniß allgemein, die Nation verarmt. Genug Frankreich bedurfte damahls gerade eines solchen Ministers, als Fleury war, den (seit 1726 Sept.) auch die Würde eines Cardinals zierte. Siebzig Jahre alt, seine Plane mit einer gewissen Aengstlichkeit entwerfend, und die Hülfsmittel furchtsam aufsuchend, bewies er in der Ausführung eine desto größere Beharrlichkeit, war er, ohne Rücksicht auf sich und seine Familie, blos mit dem Gedanken beschäfftigt, sein Vaterland in einen ruhigen und glücklichen Zustand zu versetzen. Daher suchte er dem Ausbruche eines Krieges durch Unterhandlungen entgegen zu arbeiten. Er wollte den Staat ausruhen lassen; er wollte Zeit gewinnen, um eine genaue Staatswirthschaft einzuführen, um dem Spiele der Ränke sein Ende zu bestimmen. Auch erreichte er seine edle Absicht. Frankreich kehrte zum

Wohl-

Wohlstande zurück. Fleury selbst lebte immer einfach, mäßig, anspruchslos, ohne sichtbaren Sinn für Reichthum und Wohlleben. Daß er aber den König von den Regierungsgeschäfften zu geflissentlich zurückhielt, daß er aus Kargheit die Seemacht vernachlässigte, daß er sich gegen die protestantischen Franzosen unduldsam und verfolgend zeigte, daß er seinem alten Kammerdiener zu viel Einfluß auf Geschäffte und Stellenbesetzung ein räumte, das gereicht ihm allerdings zum Vorwurfe.

Jetzt konnte Fleurys Politik es nicht verhindern, daß sich der mit der französischen Königsfamilie verwandte Monarch von Spanien an Oestreich fester anschloß. Man wußte zu Wien den Baron von Riperda, Philipps V Bevollmächtigten, zu einer Vermählung der Prinzessin Marie Theresie, Karls VI ältesten Tochter, mit dem Don Carlos, auf eine so schlaue Weise Hoffnungen zu machen, daß der Hof zu Madrid seinen Gesandten vom Congreß zu Cambray nicht nur auf der Stelle zurückrief, sondern auch dem Baron von Riperda den Befehl gab, in alle Wünsche des Kaisers einzuwilligen. Auf diese Art kam (1725 am 30. April) der Friede und das geheime

heime Bündniß zwischen Karl VI und Philipp V zum Schlusse. Karl VI genehmigte des Don Carlos Anwartschaft auf Parma, Piacenza und Toscana; er versprach sogar, dem Könige von Spanien zur Wiedereroberung von Gibraltar und Minorca behülflich zu seyn. Philipp verbürgte sich dagegen für die Befolgung von Karls VI pragmatischer Sanction; auch gestand er seiner Handelsgesellschaft von Ostende große Vortheile in den spanischen Ländern zu. Der Congreß von Cambray, der einen allgemeinen Vergleich bewirken sollte, lösete sich nun von selbst auf.

Einer von den Puncten dieses zwischen Oestreich und Spanien geschlossenen Friedens, der, vornehmlich bey den Seemächten, eine lebhafte Unruhe erregte, war die Bereitwilligkeit Spaniens, mit welcher sich dasselbe zur Beförderung der ostendischen Handelsgesellschaft verbindlich gemacht hatte. Diese Handelsgesellschaft war eine Lieblingsidee Karls VI, die englische Kaufleute, die zur Zeit der Königin Anna, wegen des Prätendenten, ausgewandert waren, in dem Kaiser erzeugten. Derjenige, der die Ausführung die-

dieses Gedankens am meisten betrieb, war Johann Ker von Kersland, ein schottischer Edelmann. Einige Kaufleute in Brabant und Flandern, die sich in dieser Absicht vereinigt hatten, schickten (1716) von Ostende aus, verschiedene Schiffe nach Ostindien. Diese kehrten mit einer so reichen Ladung zurück, daß die Gesellschaft jährlich zwey bis drey Schiffe abgehen ließ. Ihr Glück reitzte bald den Neid der Holländer so lebhaft, daß sie ihr (1721) drey Schiffe wegnehmen ließen. Um sie für die Zukunft gegen so gewaltsame Beeinträchtigungen zu schützen, beschloß man dieser Gesellschaft, die bisher nur eine Privatsache gewesen war, den Schutz des Staates zu gewähren. Der Kaiser verlieh ihr (1722) einen Freyheitsbrief, dessen Gültigkeit 30 Jahre dauern sollte. Ihre Mitglieder legten nun ein Capital von sechs Millionen Gulden zusammen, welches in 6000 Actien, jede zu 1000 Gulden, getheilt wurde. Gegen diese neue Handelsgesellschaft äusserten aber die Semächte des westlichen Europa, als England, Holland, Frankreich und Spanien, den lebhaftesten Widerspruch. Sie wäre, meynten sie, dem westphälischen Frieden,

dem Barrieretractat, und andern Vergleichen zuwider. Auch war diese Handelsgesellschaft eine Hauptursache von der Uneinigkeit auf dem Congresse zu Cambray. Zum großen Verdrusse von Frankreich und den Seemächten gestand ihr nun Spanien, dem wiener Frieden zufolge, vermittelst eines besondern Handelsvergleiches, seine Genehmigung zu.

Frankreich, und die Seemächte England und Holland, fanden eine Verbindung zwischen dem Kaiser und Spanien überhaupt sehr bedenklich. Um so eher hielten sie es für nöthig, am Tage des wiener Friedens, (1725 am 30. April) ein Schutzbündniß, welches die Aufrechthaltung der Quadrupelallianz zum Zwecke hatte, zu errichten. Georg I, der besonders wegen des Beystandes, den Karl VI in Rücksicht der Eroberung von Gibraltar und Minorca versprochen hatte, sehr besorgt war, brachte es dahin, daß Frankreich mit ihm, und mit dem Könige von Preussen, eine engere Verbindung schloß. Dieß war die sogenannte hannöverische Allianz, die (1725 am 3. Sept.) zu Her-

Herrenhausen, einem hannöverischen Lustschlosse, wo der König Friedrich Wilhelm I den König Georg besuchte, zur Richtigkeit kam. Diese beyden Könige machten sich, als Kurfürsten von Brandenburg und von Hannover, sogar verbindlich, gegen Frankreich kein Reichscontingent zu stellen. Der Landgraf Karl von Hessen-Cassel, dessen braves Kriegsvolk schon manchmahl für andre Mächte gefochten hatte, lehnte den Beytritt zur wiener Verbindung, zu welcher ihn der Kaiser einlud, ohne langes Bedenken ab, und machte sich dagegen (1726 März) verbindlich, für den König Georg I immer 12000 Mann in gerüstetem Zustande zu erhalten. Auch die Generalstaaten traten (im Aug.) der hannöverischen Verbindung bey, weil der Kaiser seine ostendische Handelsgesellschaft blos einschränken, aber nicht ganz aufheben wollte. Schweden, Dänemark, und verschiedene Reichsfürsten, als der Herzog von Braunschweig, ließen sich (1727) vom Könige Georg gleichfalls zu seinem Systeme hinziehen.

Der Hof zu Wien setzte dieser furchtbaren Verbindung bald eine andre entgegen. Erst ge-

lang es ihm, durch die Bemühungen des Grafen von Seckendorf, den König von Preussen dahin zu bringen, daß er (1726 Oct.) von dem hannöverischen Bunde wieder abgieng, und sich dagegen an den Kaiser anschloß; auch verstanden sich die fünf vordern Reichskreise zur Erneuerung der Verbindung mit dem Kaiser. Rußland erklärte sich gleichfalls für Oestreich. Es gewann dadurch das Ansehn, als wenn ein neuer großer Krieg zwischen den Mächten in Europa ausbrechen sollte. Der König Georg ließ schon drey Flotten auslaufen, von welchen die erste nach Amerika, die zweyte in das mittelländische Meer, und die dritte in die Ostsee, gieng. Spanien fieng auch schon die Belagerung von Gibraltar an. Allein Karl VI fühlte sich im Ernste gar nicht geneigt, Spaniens Hoffnungen Gnüge zu leisten; vielweniger wollte er, der ostendischen Handelsgesellschaft wegen, sich der Gefahr eines Krieges mit einer überlegenen feindlichen Macht aussetzen. Um so bereitwilliger nahm er daher die päbstliche Vermittlung eines Friedens mit Frankreich an, die ihm Grimaldi, der päbstliche Bothschafter, antrug. Man verabredete (1727 am

am 31. May) zu Paris die vorläufigen Punkte eines Vergleiches, nach welchem die ostendische Handelsgesellschaft auf sieben Jahre aufgehoben, und, zur Ausgleichung aller streitigen Punkte, zu Soissons, in der Nähe von Paris, ein neuer Congreß gehalten werden sollte. Zu Madrid merkte man zwar die listigen Absichten des wiener Hofes, seinen übernommenen Verbindlichkeiten auszuweichen, ganz wohl; aber man stellte sich, um Zeit zu gewinnen, als wenn man die zu Paris entworfenen Punkte genehmigte, und nahm daher auch an dem Congresse zu Soissons (1728 Jun.) durch Bevollmächtigte Antheil. Indessen unterhandelte man aber mit Frankreich und Großbritannien allein, um von diesen beyden Mächten dem Don Carlos den Besitz der italienischen Länder, auf welche man ihm die Anwartschaft gegeben hatte, zusichern zu lassen. Dieß geschah durch einen Vertrag, der (1729 am 9. Nov.) zu Sevilla unterzeichnet wurde. Durch denselben erhielt Spanien das Recht, 6000 Mann nach Italien zu schicken, um Toscana, Parma, Piacenza vorläufig besetzen zu lassen. Der Congreß zu Soissons lösete sich nun eben so, wie der zu Cambray, auf.

Der Kaiser fand sich durch den Tractat zu Sevilla sehr gekränkt. Er betrachtete ihn als eine Verletzung der Quadrupelallianz, und er forderte (1730 März) die deutschen Reichsstände auf, die Rechte, die das deutsche Reich in Italien besaß, standhaft zu vertheidigen. Auch ließ er eine Abtheilung seines Kriegsvolks über die Alpen gehen, und das Herzogthum Parma, dessen letzter Herzog um diese Zeit (1731 Jan.) gestorben war, als ein erledigtes Reichslehn in Besitz nehmen. Da nun die verabredten 6000 Spanier gleichfalls nach Italien gehen sollten, so bekam die Sache ein sehr kriegerisches Ansehn. Der König von England leitete jedoch so glücklich auf den Weg der Unterhandlungen, daß Karl VI in einem neuen Vertrage, der (1731 März) zu Wien abgeschlossen wurde, nicht nur in die spanische Besetzung der italienischen Länder einwilligte, sondern auch die gänzliche Aufhebung der ostendischen Gesellschaft versprach. England und Holland genehmigten dagegen seine pragmatische Sanction. Spanien trat (im Jun.) dieser Verabredung bey. Die deutsche Reichsversammlung billigte sie (im Jul.) durch ein Reichs-

gutachten. Mit dem Großherzoge von Toscana, Johann Gasto und seiner Schwester, der Kurfürstin von der Pfalz, ließ sich die Königin von Spanien (1731 Jul.) in besondre Unterhandlungen ein, um ihrem Sohne dem Don Carlos den Besitz von Toscana zu versichern. Der Kaiser behauptete zwar, daß dieser Vergleich mit seinen Rechten eines Reichsoberhauptes im Widerspruche stehe; aber seine Einwendungen brachten weiter keine Folgen hervor. Spanien nahm wirklich Besitz, und der noch minderjährige Don Carlos verlegte seinen Aufenthalt nach Florenz. Die Wünsche seiner Mutter schienen nun befriedigt; aber bald zeigte die Erfahrung, daß sie die italienischen Länder, die sie für ihren Sohn schon besetzt hatte, zur Versorgung desselben noch nicht groß genug hielt. Sie wollte demselben noch die beyden Königreiche Neapel und Sicilien verschaffen. Daher schickte sie weit mehrere Truppen, als die verabredten 6000 Mann, nach Italien; daher ließ sie die Kriegsrüstungen ohne Unterbrechung fortsetzen. Daher schloß sie mit Frankreich eine neue Verbindung, und sie erwartete nun die Ausführung ihres Planes von

von einer schicklichen Gelegenheit, mit Oestreich einen neuen Krieg anzufangen. Diese Gelegenheit both ihr bald genug der Streit über die polnische Thronfolge dar, an welchem, zum Vortheile Spaniens und Frankreichs, die beyden Seemächte, Großbritannien und die vereinigten Niederlande, keinen Antheil nahmen.

In Großbritannien hatte sich indessen Georgs I Regierung geendigt. Dieser König hatte auf die europäischen Angelegenheiten seiner Zeit den entschiedensten Einfluß. Dieß beweisen vornehmlich die Händel, welche die ländersüchtigen Entwürfe der Königin von Spanien veranlaßten. An ihn schloß sich jedesmahl die niederländische Republik an, die ihn als einen eifrigen Beförderer ihres Wohls betrachtete. Unter andern war er derjenige, der den Barrieretractat zur Richtigkeit brachte, der den vereinigten Niederlanden eine nur kleine Entschädigung für den ungeheuren Aufwand, den ihnen der spanische Erbfolgekrieg verursachte, gewährte. Die Generalstaaten hatten während desselben eine Armee von 130,000 Mann, und eine Flotte

Flotte von mehr als 50 Linienschiffen, unterhalten; sie hatten das Heer der Allirten mit Geschütz, mit Vorräthen von Kriegs- und Lebensbedürfnissen versorgt; jeder Feldzug hatte ihnen auf 55 Millionen Gulden gekostet, und der ganze Krieg verschlang auf 600 Millionen. Dafür schmeichelten sie sich mit dem Besitze der den Franzosen abgenommenen niederländischen Festungen; aber sie mußten sich mit einer größern Sicherheit ihrer Gränze begnügen. Der Barrieretractat, den Georgs I eifrige Bemühungen endlich (1715 Nov.) zur Folge hatten, verschaffte ihnen das Recht, an der Besetzung von sieben niederländischen Festungen, als Namur, Dornik, Menin u. a. m., Theil zu nehmen, oder sie vielmehr aus ihrem Kriegsvolke zu bestreiten. Die Befehlshaber derselben mußten aber auch dem Kaiser schwören, der zur Unterhaltung der Festungen und ihrer Garnisonen die jährliche Summe von 1,250,000 Gulden bezahlen sollte. Der geringe Vortheil, den die Generalstaaten für ihre kostbare Unterstützung des östreichischen Vortheils eingeerndtet hatten, hielt sie von der Theilnahme an den Kriegshändeln der übrigen Mächte, die

die zu Lande vorfielen, lange zurück. Ihre Staatsweisen sahen ein, daß es für ihre Republik am rathsamsten wäre, sich auf den Seekrieg einzuschränken. Sie dankten daher nicht nur alle ausländischen Truppen, auf 75,000 Mann, sondern auch von den übrigen noch so viele ab, daß ihre Landarmee wenig über 40,000 Mann ausmachte. Selbst dieses mäßige Heer war aber manchen Provinzen noch zu groß, und diese verabschiedeten daher noch mehr Truppen. Dieß veranlaßte Uneinigkeit, bis durch eine allgemeine Versammlung (1716) festgesetzt wurde, daß die Landarmee künftig nur aus 34000 Mann bestehen sollte.

Die Generalstaaten bewiesen ihre Behutsamkeit aber auch in Ansehung des Actienhandels. Dieser fand, sonderbar genug, zu der Zeit, wie sein Ansehn in Frankreich schon zu wanken anfieng, in England Beyfall. Man wollte ihn hier eben so, wie dort, als ein Mittel brauchen, die Schuldenlast zu tilgen. Man gründete ihn auf ein Capital von 30 Millionen Pfund Sterlinge. Dieses übernahm die (1713) von Oxford gestiftete Südsee-

see-Gesellschaft mit der Bedingung, sechs Millionen in die königliche Schatzkammer zu zahlen. Dieser Plan war gut genug angelegt, aber die Ausführung desselben fand wegen der Eifersucht, die zwischen der Südseegesellschaft und der londonschen Bank herrschte, große Hindernisse. Die Actien wollten nicht steigen. Zwar bewirkte eine falsche Nachricht, die sich von der Vertauschung von Gibraltar und Minorca gegen einige Oerter in Peru verbreitete, daß in kurzer Zeit ihr Werth von 130 bis auf 1000 erhöht wurde; aber bald fielen sie auf den vorigen Preis herunter, und manche Speculanten sahen sich dadurch in Bettler verwandelt. Der Handel mit diesen Actien verbreitete sich indessen auch nach Amsterdam. Es wurden zu Rotterdam, Middelburg, und fast in allen größern Städten der Niederlande, Actiengesellschaften gestiftet; aber die Generalstaaten selbst wollten sich auf diese bedenkliche Sache durchaus nicht einlassen.

Ihre Republik verlohr um diese Zeit (1720) ihr Oberhaupt, den Rathspensionär Heinsius, nachdem er dieses Amt 31 Jahre hin-

hindurch verwaltet, und, bey einem Gehalte von nicht mehr als 12,000 Gulden, ein Ansehn, wie einst Johann de Wit, behauptet hatte *). Der Prinz von Oranien war sogar von dem Staatsrathe ausgeschlossen worden. So wenig er in seinem Leben eine große Rolle gespielt hatte, so traurig war das Ende desselben. Auf einer Reise nach dem Haag setzte er (1711 am 14. Jul.) bey Moerdyk über das Wasser. Durch einen plötzlich entstandenen Wind wurde aber sein Fahrzeug so schnell umgeworfen, daß man ihm nicht zu Hülfe kommen konnte. Erst nach neun Tagen fand man seinen Leichnam. Er war noch nicht 24 Jahre alt; aber mit Recht versprach man sich in ihm einen der besten Feldherren seiner Zeit. Erst sechs Wochen hernach (1. Sept.) gebahr seine Gemahlin den Prinzen Wilhelm Karl Friso. Dieser war glücklicher, als sein Vater. Er hob sich immer mehr empor. Schon Erbstatthalter von Friesland, und (seit 1718) auch Statthalter von Gröningen, wurde er jetzt (1722) durch die eifrigen Bemühungen seiner Freunde auch Statthalter von dem Lande Drenthe, und von der Pro-

*) Theil XIV, S. 323.

Provinz Geldern. Die Theilnahme an der hannöverischen Allianz war Ursache, daß die Generalstaaten (1726) ihre See- und Landmacht wieder vermehrten, daß sie 18 Kriegsschiffe in die See schickten, und die Landarmee erst durch 10,000 Mann, und sodenn noch durch mehr Truppen, vergrößerten.

Nicht lange hernach endigte derjenige, der auf ihre Entschließungen einen großen Einfluß hatte, der König Georg I, sein Leben. Er war nach Holland gegangen, um seine hannöverischen Erblande zu besuchen; in der Nähe von Osnabrück tödtete ihn aber (1727 am 11. Jun.) ein Schlagfluß, in einem Alter von 67 Jahren. Der große Einfluß, den er sich auf die politischen Händel seiner Zeit zueignete, war eigentlich das Verdienst seiner Minister, vornehmlich des klugen Walpole. Dieser vortreffliche Staatswirthschafter, legte zwar seine Stelle bald wieder nieder, weil er Georgs I politisches Verfahren mißbilligte; nach einigen Jahren widmete er sich aber von neuem dem Dienste des Staates, und zwar in der Stelle eines ersten Ministers. Seine weise Administration ver-

minderte die Staatsschuld um 7 Millionen, und die Interessen bis auf die Hälfte.

Georg I, dessen Regierung er so wohlthätig machte, hatte zwar keine glänzenden Talente, keine heroischen Tugenden; aber er verrieth auch keinen auffallenden Mangel an Verstand und Einsichten, und er kann im Ganzen betrachtet immer für einen der klügsten und glücklichsten Fürsten seiner Zeit betrachtet werden.

Nicht lange vor ihm (1726 Nov.) starb seine Gemahlin, die sogenannte Prinzessin von Ahlen, die Mutter Georgs II. Ihre Geschichte ist eben so anziehend, als traurig. Das braunschweigische Fürstenhaus theilte sich, in der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, in die beyden Hauptlinien zu Zelle und Hannover, welche Georg Wilhelm und Ernst August stifteten. Der letztre war derjenige, der seinem Hause die Kurwürde verschaffte. Georg Wilhelm zu Zelle, einer der tapfersten Fürsten seiner Zeit, der so manchmahl für den Kaiser Leopold focht, lernte, auf einer Reise nach Holland, die Mademoiselle d'Olbreuse aus

aus einer adlichen Familie in Poitou, kennen, und fand sie so äusserst liebenswürdig, daß er, über das Mißverhältniß des Standes sich hinaussetzend, sie zu seiner Gemahlin wählte. Die einzige Frucht dieser Ehe war eine Tochter, Sophie Dorothee. Diese wurde an dem Hofe ihres Vaters, wo, wie einst ein witziger Franzose sich äusserte, der Herzog der einzige Fremde, das heißt, der einzige Deutsche war, nach französischen Grundsätzen erzogen. Die muntre, frohsinnige, aber auch ausserordentlich reitzbare, mit einem unwidersetzlichen Hange zur Spötterey begabte Prinzessin, fand, zur Befriedigung dieses Hanges, an dem steifen Hofe von Hannover mehr als zu viele Gelegenheit. Sie mußte nehmlich, um den politischen Absichten ihrer Eltern Gnüge zu leisten, den Kurprinzen Georg Ludwig, den nachmahligen König Georg I, heyrathen. Dessen Vater, der Kurfürst Ernst August, ein schwacher, argwöhnischer, heftiger Fürst, hatte an der Sophie, der Tochter der Elisabeth, der Gemahlin des unglücklichen Friedrichs V, eine Ehegenossin, die das, was ihm fehlte, durch ihre Kenntnisse und Hu-

Humanität reichlich ersetzte, die durch ihre klugen Einleitungen dem hannöverischen Hause nicht allein die Kurwürde, sondern auch die großbritannische Thronfolge, verschaffte. Aber die Schwiegertochter war in Rücksicht auf Alter, Charakter und Geschmack zu sehr von ihr verschieden, als daß sie dieselbe anders, als mit Kaltsinn, hätte behandeln können. Eine wichtige Rolle am Hofe zu Hannover spielte aber auch die Maitresse des Kurfürsten, die schöne Gräfin von Platen, deren Stolz und gemeine Denkart der Prinzessin Sophie Dorothee zu manchen Spöttereyen Anlaß gab. Um so bitterer waren die feindlichen Gesinnungen, die sie gegen sie hegte. Der Kurprinz war ein kalter, nachlässiger Ehemann. Um so mehr blieb das Herz seiner jungen Gemahlin für eine feurige Liebschaft empfänglich.

Unter den Personen, die sich an dem hannöverischen Hofe befanden, zeichnete sich ein junger Graf von Königsmark, ein Bruder der berühmten Aurora, der Schwester an den Vorzügen des Körpers und Geistes, aber auch an Leichtsinn gleichend, so vorzüglich

lich aus, daß alle junge Damen ihn zum Gegenstande ihrer Eroberungsbegierde machten. An dem Hofe zu Zelle mit der Prinzessin Sophie erzogen, theilte er mit ihr frühzeitig ein inniges Gefühl der Freundschaft. Königsmark folgte der Prinzessin Sophie nach Hannover, um durch sie zu einem Dienste zu gelangen. Der Prinz Karl, des Kurfürsten Bruder, gewann ihn bald sehr lieb. Eben derselbe hegte aber auch viele Freundschaft für die Prinzessin Sophie. Diese und Königsmark bekamen dadurch öftere Gelegenheit, einander zu sehen und zu sprechen. Während daß in den Herzen der Sophie das Gefühl für den schönen und feurigen Königsmark immer inniger sich regte, ward ihr die kaltsinnige Art, mit welcher sie ihr Gemahl behandelte, immer unerträglicher. Die Klagen, die sie gegen die Gräfin von Platen darüber äusserte, brachten keine andre Wirkung hervor, als daß sie die Rachsucht derselben reitzten, daß sie Georgs Abneigung gegen sie vergrößerten. Um ihre traurigen Empfindungen zu besänftigen, reisete Sophie manchmahl an den elterlichen Hof, nach Zelle. Aber auch dieser Aufenthalt besiegte ihren Kummer nicht. Sie wurde gefährlich krank. Ihr Gemahl ließ sie, als ihre Genesung angefangen hatte, auf ein Lustschloß bringen, um sich der Vollendung ihrer Genesung desto ungestörter überlassen zu können. Königsmark begleitete indessen (1683) den Prinzen Karl vor Wien. Der Prinz starb daselbst den Heldentod, Königsmark aber kehrte glücklich zurück. Die Freude, die Sophie über seine Rückkunft empfand, war um so lebhafter, je höher das feindschaftliche Verhältniß zwischen ihr und ihrem Gemahle sich indessen gespannt hatte. Georg vergaß sich bey einer Unterredung, wo ihre Vorstellungen und ihre Vorwürfe ihn in Zorn brachten, so sehr, daß er sie bey der Kehle faßte, und daß nur ihr ängstliches Schreyen, durch welches Leute herbeygelockt wurden, sie vielleicht von einer noch schlimmern Mißhandlung rettete. Wüthend kündigte ihr nun Georg seine unversöhnliche Feindschaft an. Um so unentbehrlicher wurde ihr der Umgang mit Königsmark.

Dieß konnte den scharfsichtigen Augen der Damen vom Hofe nicht lange verborgen bleiben. Man sprach von dem Umgange zwi-

zwischen der Prinzessin und dem Grafen bald ziemlich laut. Die Gräfin von Platen, die Königsmarks Herz auch auf eine kurze Zeit gewonnen hatte, warnte ihn, während daß ihre Rachsucht seinen Untergang schon völlig entschieden hatte. Alles, selbst der alte Kurfürst Ernst August, war gegen die Prinzessin Sophie, und den Grafen, eingenommen. Sophie suchte in diesem Gedränge bey ihrem Vater zu Zelle eine Zuflucht; dieser schickte sie aber nach Hannover zurück. Sie beschloß hierauf, mit Hülfe des Fräuleins von Molk, ihrer Hofdame, und des Grafen von Königsmark, zu entfliehen; ihr Plan wurde jedoch entdeckt. Dem Kurfürsten wurde die nächtliche Zusammenkunft, die sie, wegen der Verabredung der Flucht mit Königsmark gehalten hatte, von einer verdächtigen Seite vorgestellt. Königsmark flüchtete, durch einen anonymen Brief gewarnt, nach Polen. In einer lustigen Gesellschaft war er, vom Wein zur Offenherzigkeit gestimmt, so unvorsichtig, von seinem Einverständnisse mit der Sophie zu erzählen, und von ihrem Gemahle in sehr unehrerbiethigen Ausdrücken zu sprechen. Alles dieses schrieb ein ehemahliger Officier des

Kur-

Kurfürsten nach Hannover. Königsmark kehrte indessen zurück. Das Fräulein von Molk berichtete ihm einst, daß die Prinzessin zu einem neuen Versuche der Flucht völlig bereit sey; er sollte sich nur um Mitternacht in ihr Zimmer verfügen. Als der Tag anbrach, verließ es Königsmark wieder. Kaum war er aber auf die Gallerie gekommen, als er sich von vier Gardisten angefallen sah. Zwar wehrte er sich so gut, daß er einem derselben eine tödtliche Wunde beybrachte; aber seine Klinge zerbrach, und er sank bald darauf von mehrern Stichen durchbohrt nieder. „Durch mein Blut" rief er sterbend„ mag seine Rache befriedigt werden, aber Sophie ist unschuldig!" Georg gab maskirt selbst einen Zuschauer dieser Mordscene ab. Der Leichnam des unglücklichen Königsmarks wurde in eine Kloake geworfen, die man zumauerte. Unter seinen Papieren fand man verschiedene Briefe von der Prinzessin Sophie. Sie und ihre Hofdame Molk wurden gleich darauf verhaftet. Ein Gardecapitain brachte ihr, während daß er ihr Königsmarks Tod meldete, die Nachricht, daß das Lustschloß Ahlen zu ihrem künftigen Aufenthalte be-

 stimmt

stimmt sey. Sie wurde daselbst von lauter fremden Domestiken bedienet. Die Consistorien zu Hannover und Zelle erkannten auf die Ehescheidung. Nach dem Tode des Kurfürsten Ernst August (1698) erhielt die unglückliche Sophie in ihrer Gefangenschaft mehr Freyheit; aber eben diese Gefangenschaft dauerte bis an ihren Tod, oder 43 Jahre. Dennoch war eben diese Sophie die Mutter Georgs II, des Nachfolgers seines Vaters, als Königs von Großbritannien, und Kurfürstens von Hannover, damahls (geb. 1683 am 9. Nov.) schon 43 Jahre alt.

Auch unter Georg II blieb Walpole erster Minister, und wenn er auch nicht alles das Gute, was er sich vorgesetzt hatte, durchsetzen konnte, so blieb seine Staatswirthschaft doch immer musterhaft, so hatte er doch, ungeachtet das Parlament die Subsidien für 5000 Braunschweiger und 12,000 Hessen bezahlte, das große Verdienst, Großbritannien von der Theilnahme an dem nordischen Kriege zurückzuhalten.

Drey-

Dreyßigstes Kapitel.

Krieg wegen der polnischen Thronfolge.

Erster Abschnitt.

Ende der Geschichte Peters des Großen. Trauriges Schicksal seines Sohnes Alexiei. Kurze Regierung der Kaiserin Katharine I, und des Kaisers Peters II. Der mächtige Menschikow wird endlich gestürzt. Anna besteigt den Kaiserthron, und Biron, ihr Liebling, regiert.

An diesem Streite, und an dem daraus erfolgenden Kriege, nahmen wieder mehrere von den europäischen Mächten Antheil. Auf der einen Seite standen Oestreich und Rußland; auf der andern Frankreich, Spanien und Savoyen. Die Seemächte England und

 Hol-

Holland wußte der schlaue Fleury entfernt zu halten, und der Erfolg zeigte in die Augen fallend, daß Oestreich, ohne den Beystand derselben, der Macht seiner Feinde nicht gewachsen war. Rußland konnte es gegen seine Feinde im westlichen Europa nicht kraftvoll genug unterstützen. Peter der zu seiner jetzigen Macht den Grund legte, hatte das traurige Gefühl, das Wohlthätige seiner Anordnungen und Neuerungen von seinem eignen Sohne verkannt und gemißbilligt zu sehen.

Alexjei, sein ältester Sohn von der ersten Gemahlin Eudoxia, war, als seine Mutter den zaarischen Pallast gegen das Kloster vertauschen mußte, erst acht Jahre alt. Sein Vater ließ ihn, unter Weibern und Pfaffen, ohne feine Bildung aufwachsen, und wenn er auch seit dem zehnten Jahre bessere, und zwar ausländische Lehrer bekam, die unter Menschikows Leitung standen, so waren diese Lehrer doch immer Pedanten, die demselben in Dingen, die für einen Prinzen gar nicht passen, in der Kirchen- und Ketzergeschichte, Unterricht gaben. Menschikow,

kow, der die Aufsicht über seinen Unterricht führte, konnte ja selbst nicht lesen. Der beste Lehrer wurde fortgeschickt. Man behandelte den Prinzen mit auffallender Härte. Er mußte verschiedenen Feldzügen als Gemeiner beywohnen. Peters Abneigung gegen seinen Sohn, der ihm zu wenig Talente hatte, erregte in ihm den Wunsch, daß seine zweite Gemahlin Katharine ihn mit einem dem Vater ähnlichern Abkömmling beschenken möchte. Eben diese zweyte Heyrath aber gab dem Prinzen Alexjei zu unwilligen Aeußerungen die Veranlassung, die dem Vater nicht verborgen blieben. Die Geistlichkeit, die mit Peters Einschränkung ihrer Macht nicht zufrieden war, brachte ihn gegen die Anordnungen seines Vaters immer mehr auf, und er schmeichelte ihr schon mit der Hoffnung, daß er dareinst als Regent das Alte wieder herstellen würde. Sein Vater ernannte ihn während des Türkenkrieges (1710) zum Reichsverweser; aber der Sohn drang in den Geist seiner Regierung so wenig ein, daß Peter schon damahls den Entschluß faßte ihn vom Throne zu entfernen. Indessen hoffte er doch noch, daß eine Vermählung ihn

ihn vielleicht auf den rechten Weg bringen würde. Er wählte für ihn (1713) eine jüngere Schwester der Gemahlin Karls VI, aus dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, eine Prinzessin, welche die schönsten Eigenschaften des Geistes und Herzens vereinigte.

Doch Alexjei wurde weder durch seine liebenswürdige Gemahlin, noch durch seinen einjährigen Aufenthalt zu Braunschweig, zu bessern, dem Vater willkommnern Gesinnungen umgestimmt; vielmehr behandelte er seine Gemahlin, die Mutter einer Prinzessin Natalie, und eines Prinzen Peter, sehr unfreundlich. Er opferte die Liebe für sie dem Umgange mit der Euphrosyne, einer finnischen Leibeigenen, auf. Doch seine Gemahlin überlebte die Geburth ihres Prinzen (1714 Nov.) nur wenige Tage. Aber auch Peters zweyte Gemahlin Katharine gebahr dem Peter damahls einen Sohn. Um so mehr reifte nun bey dem Vater der Entschluß, den Alexjei von der Thronfolge auszuschließen. Schon die ausserordentlichen Freudenfeste, die der Vater wegen der Geburth des Sohnes der Katharine anstellte, brachten im Alexjei die innigste Kränkung hervor; aber noch mehr erschüt-

erschütterte ihn eine schriftliche Warnung, die er nun von seinem Vater erhielt. „Lieber" sagte er ihm in diesem vortrefflich abgefaßten Aufsatze „lieber will ich mein Reich einem würdigen Fremden, als meinem eignen unwürdigen Sohne, überlassen. „Wenn" sagte der ganz niedergeschlagene Alexjei „Ew. Maj. mich, wegen einer Unfähigkeit, der Krone berauben wollen, so geschehe Ihr Wille; ja, ich bitte inständig darum — nur sichern Sie mir auf meine künftige Lebenszeit einen geringen Unterhalt zu." Der Vater, damit noch nicht zufrieden, verlangte, er sollte in ein Kloster wandern. Alexjei erklärte sich hierzu bereit. Als Peter einige Tage hernach eine Reise nach Deutschland antrat, gab er ihm bis zu seiner Rückkehr Bedenkzeit. Aber es verstrichen sechs Monathe, ohne daß der Prinz seine Gesinnungen änderte. Nachrichten, die Peter von ihm erhielt, machten ihm sein Benehmen immer verdächtiger. Er schrieb ihm daher, von Kopenhagen aus, er sollte entweder in Zeit von acht Tagen, zu ihm kommen, und dem Feldzuge gegen Schweden beywohnen, oder sich

sich sogleich in ein Kloster begeben. Alexjei ergriff nun die Flucht.

Derjenige, der den Prinzen in der Ausführung seines Planes leitete, war der Admiralitätsrath Kikin, der, am Hofe der Eudoxia erzogen, über die harte Behandlung, die sie erfuhr, und über Peters Neuerungen, so unzufrieden war, daß er die Ermordung desselben für ein verdienstliches Werk hielt. Sein Anschlag, diesen Mord zu begehen, mißlang. Peter verzieh ihm nicht nur; er beförderte ihn sogar. Nun machte sich Kikin einiger großen Veruntreuungen so sehr schuldig, daß er zu seiner Bestrafung nach Sibirien geschickt wurde. Der großmüthige Zaar rief ihn bald zurück; dennoch regte sich, als er von des Prinzen Ausschließung vom Throne hörte, sein Haß gegen den Vater von neuem. Als eine Gelegenheit zur Flucht, auf die sein Rath den Prinzen leitete, benutzte man die Reise nach Kopenhagen. Der Prinz und Kikin giengen nach Wien. Karl VI wurde durch seine Ankunft in große Verlegenheit versetzt. Er ließ den Prinzen nach dem Schlosse Ehrenberg in Tyrol bringen. Alles geschah so heimlich, daß es dem russischen Residenten zu Wien verborgen blieb. Doch Peter erfuhr es bald. Er schickte, von Amsterdam aus, einen Hauptmann seiner Garde nach Wien, durch den er, als Souverain, als Vater, auf die Auslieferung des Prinzen, drang. Karl VI ließ den Prinzen nach Neapel flüchten. Er wurde hier, auf dem Schlosse St. Elmo, unter fremden Nahmen, als ein Gefangner gehalten. Aber auch sein hiesiger Aufenthalt blieb dem Vater nicht lange unbekannt. Er schickte einige Bevollmächtigte, mit einem Schreiben, nach Neapel, und nach einem langen innerlichen Kampfe ließ sich der Prinz, (1717 Oct.) durch den Vicekönig, und durch seine Geliebte Euphrosyne, endlich bereden, in die Arme seines Vaters sich zu werfen.

Alexjei kam (1718 Febr.) zu seinem Vater nach Moskau. Dieser geboth ihm nun, den Ansprüchen auf den Thron feyerlich zu entsagen. Als ein Gefangner, ohne Seitengewehr, trat er in den Saal des Senats, überreichte er, dem Vater sich zu Füßen werfend, ein schriftliches Bekenntniß seines Verbre-

brechens, und die Bitte, ihm Gnade widerfahren zu lassen, entdeckte er einige Theilnehmer und Mitwisser. Peter hielt sich hierauf berechtigt, den Sohn der Katharine, den Prinzen Peter, für seinen Nachfolger zu erklären. Kikin wurde hingerichtet. Eben dieses Schicksal erfuhren die Vertrauten der zu Susdahl sich befindenden Eudoxia, die an der Verschwörung des Prinzen, und an seiner Flucht, Antheil gehabt haben sollte.

Des unglücklichen Alexjei Schicksal war aber noch nicht völlig entschieden. Sein Vater wurde vielmehr durch neue Entdeckungen bestimmt, eine weitere Untersuchung gegen ihn anzustellen. Er begab sich in dieser Absicht von Moskau nach Petersburg. Hier ordnete er ein hohes peinliches Gericht an, welches aus den vornehmsten Geistlichen, den Ministern, den Senatoren, dem Gouverneur, den Generalen, den Staabsofficieren der Leibgarde, zusammengesetzt war. Dieses Gericht wurde (25. Jun. 1718) im Senatssaale, bey offnen Thüren und Fenstern, unter Peters eignem Vorsitze, feyerlich eröffnet. Peter sagte seinem Sohne, als

als er vor ihm erschien, daß die bisherigen Versicherungen seiner Unterwürfigkeit nur Verstellung gewesen wären, daß aus seinen Reden und Briefen, noch mehr aber aus seinem eignen Bekenntnisse, die Absicht hervorleuchte, jede Gelegenheit zu einer Revolution zu benutzen. Der Prinz zeigte die Ursachen seines Benehmens, den Einfluß seiner schlechten Erziehung, gut genug. Die Geistlichkeit forderte den Vater, ihn auf Jesu Beyspiel verweisend, zur Barmherzigkeit auf. Aber die weltlichen Mitglieder des Gerichtes verurtheilten ihn, gleichfalls nach der Biebel *), zum Tode. An ihrer Spitze stand Menschikow, und der geheime Rath Tolstoy, der Urheber dieses Verfahrens gegen den Prinzen. Katharine, die ihren Gemahl zu mildern Gesinnungen umzustimmen suchte, trug darauf an, den Prinzen in ein Kloster einzusperren; aber Peter ließ (6. Jul.) das gesprochene Urtheil, das er zur Sicherheit seines Reiches für nöthig hielt, dem Prinzen feyerlich bekannt machen. Alexjei wurde dadurch

*) Moses V, 21; 18 : 21.

durch so sehr erschüttert, daß er sich äusserst krank fühlte. Seine Krankheit gieng in convulsivische Verzuckungen über, die ihn der Sinne beraubten. Der Vater besuchte den Sohn. Dieser bath ihn noch einmahl um Verzeihung, und um den Widerruf seines Fluches. Peter verzieh ihm, segnete ihn, und gieng. Als er ihn auf sein Verlangen, noch einmahl besuchen wollte, war er todt. (Nach der Erzählung der meisten Geschichtschreiber ließ Peter seinen Sohn durch einen General enthaupten.) Seine Leiche stand zwey Tage lang in einer Kirche zur Schau. Peter, Katharine, und die Großen des Reiches, folgten dem Leichenzuge. Peter vergoß viele Thränen.

Die Strenge, durch die er die Fortdauer seiner Anordnungen zu sichern bemüht war, mußte er mehr als einmahl gegen seine ungetreuen Staatsdiener ausüben. Nicht lange nach dem Tode seines Sohnes (im Dec.) kündigte er dem Senate eine neue Untersuchung an, die, wie er sagte, die Absicht haben sollte, seinen unterdrückten Unterthanen gegen die Blutigel Hülfe zu leisten. Er

Er verordnete deswegen wieder ein besondres Gericht. Zum großen Erstaunen des Senats befanden sich sein Präsident, der Fürst Dolghorucki, der Großadmiral Apraxin, und der Fürst Menschikow, unter den Angeklagten. Doch Peter erließ ihnen die eigentliche Strafe, die sie verdient hatten, und legte ihnen blos die Entrichtung ansehnlicher Geldsummen auf. Menschikow erhielt von ihm die Versicherung, daß er nie am Leben gestraft werden sollte; dafür erfuhr er aber auch die Demüthigung, daß ihm, von einer Zeit zur andern, das Verzeichniß seiner Vergehungen, an der Tafel des Zaars vorgelesen wurde. Andre wurden hingerichtet. Dieß Schicksal hatte unter andern der Fürst Gagarin, Statthalter von Sibirien, weil er zu einer unglücklich ausgefallenen Unternehmung gegen die Bucharey gerathen hatte. Sein großes Vermögen wurde eingezogen, und sein Sohn mußte gemeiner Matrose werden. Die Strafgelder, zu welchen Peter seine ungetreuen Staatsbeamten verurtheilte, betrugen mehrere Millionen, die der erschöpften Staatscasse sehr heilsam waren.
Das

Dagegen hob er fast alle bisherigen Monopolien der Krone auf, weil er den Handel seiner Unterthanen von allen Einschränkungen zu befreyen wünschte. Um den lebhaftern Umschwung desselben zu befördern, stellte er in allen vornehmen Handelsstädten von Europa Consuln an, erklärte er, daß die Beschäfftigung mit dem Handel auch den Adelsrechten nicht zum Nachtheile gereichen sollte, zog er angesehene Kaufleute an seine Tafel, besuchte er sie in ihren Häusern, nahm er an ihren Familienfesten Theil, schickte er zwölf junge Kaufleute nach Holland und Venedig, um sich daselbst mit den Handelsgeschäfften genauer bekannt zu machen.

Peter fuhr indessen aber auch fort, die kirchliche und weltliche Staatsverfassung seines Reiches immer zweckmäßiger einzurichten. Er ordnete zehn Regierungs-Collegien an, die an die Stelle der sogenannten Prikasen (Departementskanzleyen) kamen, und setzte eine Gesetzcommission nieder, welche das Gesetzbuch seines Großvaters Alexjei vollständiger machen sollte. Für die kirchlichen Angelegenheiten errichtete er (1720) die heiligst-dirigirende Synode. Als die Geistlichkeit auf die Ernennung eines neuen Patriarchen, dessen Stelle er seit Adrians Tode (1700 Nov.) unbesetzt gelassen hatte, mit vielem Eifer drang, sagte er zu derselben, sich auf die Brust schlagend, „ich bin euer Patriarch!" Derjenige, den er bey seinen Veränderungen im Kirchenstaate hauptsächlich zu Rathe zog, war Theophanes Prokowitsch, aus Kiew, der, nachdem er seine glücklichen Naturgaben, während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Italien, und vornehmlich in Rom, ausgebildet hatte, auf der hohen Schule zu Kiew eine Lehrerstelle erhielt, und sich, durch Gedichte und Lobreden auf Peter und Menschikow, so bekannt machte, daß ihn Peter (1718) nach Petersburg berief, daß er ihn zum Bischof von Pleskow ernennte, daß er ihm die Stelle eines Vicepräsidenten der heiligst-dirigirenden Synode anvertraute, daß er ihm die Entwerfung seiner Anordnung des Kirchenstaates, ein Denkmahl seines aufgeklärten Geistes auftrug.

Doch Peter verlohr um diese Zeit denjenigen, der, nach seinem Tode, die von ihm

ihm angefangne Umschaffung des russischen Reichs fortsetzen sollte. Sein Lieblingssohn Peter Petrowitsch starb (1719 May) erst fünf Jahre alt. In die Betrübniß über seinen Tod mischten sich peinigende Erinnerungen an das, was sich mit dem unglücklichen Alexjei zugetragen hatte. Dieses Gefühl schlug ihn so schrecklich nieder, daß er, drey Tage und drey Nächte hindurch, niemand, selbst seine Katharine, nicht sehen, und keine Nahrung zu sich nehmen wollte. Endlich wagte es Dolghorucki, an der Spitze des Senats, vor ihm zu erscheinen. „Willst du" so redte er ihn an, „daß die Russen sich einen andern Zaar wählen sollen? Das Reich geräth in Verwirrung; die überwundenen Feinde erheben ihr Haupt von neuem; kannst du das Reich fallen sehen?" — Diese Anrede machte in dem Zaar Peter das Gefühl seiner Regentenpflichten von neuem so lebhaft rege, daß er sich, auch in den letzten Jahren seines Lebens, für das Wohl des Staates sehr thätig bewies.

Mit einer jährlichen Einnahme von zehn Millionen Rubel hatte er den Krieg gegen

gegen Schweden nicht nur, ohne Schulden zu machen geführt, sondern auch noch so viel Geld gesammelt, daß er davon die zwey Millionen Thaler, die er den Schweden zu Nystadt versprach, bezahlen konnte, daß er im Stande war, auch einen Krieg gegen Persien zu führen. Zu diesem Kriege forderte ihn sein Plan, den persischen Seidenhandel nach seinem Reiche zu leiten, dringend auf. Er hatte, die Ausführung dieses Planes zu befördern, eine genaue Untersuchung des caspischen Meeres vornehmen lassen; er hatte zu Skamachia eine russische Handelsgesellschaft gestiftet, die aber den Anfällen der benachbarten wilden Lesgier bald unterliegen mußte. Diese wurden, wegen der damahligen Unruhen im persischen Reiche, durch nichts gehindert, die benachbarten Länder durch ihre Streifereyen heimzusuchen. Sie fielen in die Provinz Schirwan ein, plünderten die Stadt Skamachia, erschlugen die russischen Kaufleute, die unter dem Schutze des persischen Schachs Handlung getrieben hatten, und verursachten einen Schaden von 4 Millionen Rubeln. Diese Störung seines Handelsplanes wollte Peter

 durch

durch einen Krieg rächen. Er bestimmte zu demselben (1722 May) eine Flotte von 274 Schiffen, und eine Landarmee, die, die Kosacken nicht mit gerechnet, aus 31,000 Mann bestand. Mit dieser zog er selbst aus, und er eroberte (im Aug.) die wichtige Stadt Derbent, in der am caspischen Meere liegenden Provinz Dagestan, die ihm freylich 7000 Mann kostete. Im folgenden Jahre (1723 Aug.) kamen auch die Städte Rjascht und Baku in die Gewalt der Russen, und Persien fühlte Rußlands Ueberlegenheit so sehr, daß es dadurch bewogen wurde, nicht nur Derbent und Baku, mit den dazugehörigen Bezirken, sondern auch die benachbarten Provinzen, Dagestan, Schirwan, Gilan, Masanderan und Astarabad, an Peter abzutreten. Das ungeheure Reich des glücklichen Monarchen erstreckte sich nun von dem Eismeere bis zum schwarzen Meere, von der Ostsee bis zum caspischen Meere.

Der Besitzer eines so großen Staates konnte auf den Titel eines Großkönigs, oder Kaisers, den gegründetsten Anspruch machen. Dieser

Dieser wurde ihm auch schon vor einigen Jahren (1721 Oct.) von Menschikow, den der Senat und die heiligst-dirigirende Synode dazu bevollmächtigt hatte, wirklich angetragen. Der Senat gab ihm durch diesen Antrag einen Beweis seiner Dankbarkeit. Peter hatte damahls, nach dem nystädter Frieden, viele Schuldner und Missethäter in Freyheit gesetzt. Allmählig verstanden sich auch die übrigen Mächte von Europa dazu, Rußland als ein Kaiserthum anzuerkennen.

Der Kaiser Peter hörte nicht auf, die Einrichtung der russischen Staatsverfassung zu verbessern. Da es für einen Staat von großer Wichtigkeit ist, ob Geburth oder Verdienst den Rang seiner Diener bestimmt, Peter aber der Meynung war, daß hier blos Verdienst entscheiden müsse, so war dieß ein Hauptpunkt seiner neuen Rangordnung. Er hatte damahls (1722) die Edelleute seines Reiches nach Moskau zusammen berufen, um ihren Adel untersuchen zu lassen, und mancher kam dadurch um seine vermeynten Adelsrechte. Dagegen verordnete er, daß eine Officierstelle adeln, daß den ehelichen Nach-

 kommen

kommen von Personen der ersten acht Classen der Rangordnung der Adel zu Theil werden sollte.

Nach seiner Rückkehr vom persischen Feldzuge entdeckte er, wie gewöhnlich, manche Veruntreuungen, welche sich seine Minister, während seiner Abwesenheit, hatten zu Schulden kommen lassen. Menschikow und Schaffirow lebten in Uneinigkeit. Jener wußte es, (1723 Febr.) dahin zu bringen, daß Schaffirow, der im Senate viele Feinde hatte, eines sehr untreuen Verfahrens gegen seinen Monarchen beschuldigt wurde, daß man ihm den Verlust seiner Aemter, seines Vermögens, seines Lebens, zuerkannte. Doch Peter erinnerte sich jetzt an dasjenige, was Schaffirow zu seiner Rettung am Pruth beygetragen hatte. Er schenkte ihm daher die Todesstrafe, aber doch nicht eher, als bis sein Kopf schon unter dem Beile lag. Menschikow, Schaffirows Feind, kam aber endlich auch an die Reihe, seiner ausserordentlichen Habsucht wegen, zur Strafe gezogen zu werden. Peter nahm ihm seine schönen Landgüter in der Ukraine, die Generalstatthalterschaft über Ehstland und Ingermannland, und den Tabackspacht. Er legte ihm ausserdem noch eine Geldbuße von 200,000 Rubeln auf, und schloß ihn lange Zeit von den geheimen Berathschlagungen aus. So wenig schonte Peter selbst seine Lieblinge!

Die Vergrößerung der Seemacht, und die Beförderung des Handels, blieb indessen immer ein Hauptgegenstand für Peters Aufmerksamkeit. Er brachte es so weit, daß er 41 dienstfähige Schiffe, mit 2106 Kanonen, und 14960 Mann Besatzung, zählte. Das, was ihm zu seinen neuen Schöpfungen die erste Idee gegeben hatte, war ihm besonders heilig. Daher ließ er, (1723 Aug.) das kleine Boot, das ihn zum Schiffbau hinleitete, nach St. Petersburg bringen, und mit Kupfer beschlagen; auch stellte er ihm zu Ehren ein Fest an. Um die Schiffahrt auf dem Ladogasee zu verbessern, ließ er, (schon 1719) den großen Ladogakanal, der in den Fluß Wolchow geht, anlegen. Derjenige, der ihn (1724) vollendete, war der Graf Münnich, den der Gesandte am Hofe

Hofe zu Warschau, der Fürst Dolghoruckt, nach Rußland brachte. Bernhard Christoph Münnich, in einem Dorfe bey Oldenburg gebohren, hatte die Kriegskunst im französischen Artilleriedienste, und hernach unter Eugens Fahnen erlernt, hatte sich unter dem hessendarmstädtischen und hessenkasselschen Militär als Ingenieur ausgezeichnet, und war hernach als polnischer und kursächsischer Obergeneralmajor gebraucht worden, der polnischen Krongarde eine neue Einrichtung zu geben, hatte aber vom neidischen Flemming verdrängt, (1720) sich nach Rußland gewendet, wo ihn Peter zum Generalingenieur und Generallieutenant ernennte. Ein andrer um Rußland sehr verdienter Mann war auch Peters Leibarzt Blumentrost, der ihn auf die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften leitete. Den Plan zu derselben entwarf Leibnitz. Zu ihren ersten Mitgliedern gehörten de l'Isle, Bernouilli, Bilfinger, Bayer. Blumentrost war ihr erster Präsident; aber die wirkliche Eröffnung derselben erlebte Peter nicht. Um diese Zeit (1724) stiftete er auch den Ritterorden des Alexan-

Alexander Newski, dessen Leiche er nach St. Petersburg bringen ließ.

So näherte sich Peter dem Ende seines thatenvollen Lebens, und nun war der Gedanke, welches das künftige Schicksal seiner großen Monarchie seyn würde, einer der lebhaftesten, die ihn beschäfftigten. Wäre es, in Ansehung der Thronfolge, auf die Entscheidung seines Herzens angekommen, so hätte dieß ganz gewiß für seine Tochter Anna entschieden. Diese, ganz das Ebenbild ihres Vaters, dessen Züge in ihrem Gesichte ausgedrückt waren, dessen Geist aus ihren Augen glänzte, vereinigte mit einem ausserordentlich schlanken Wuchse, und dem vollkommensten Ebenmaße der Glieder einen majestätischen Anstand, und eben so viel Schärfe des Verstandes, als Güte des Herzens, eben so viel Entschlossenheit, als Geistesgegenwart. Sie sprach Französisch, Deutsch, Italienisch, Schwedisch, gleich fertig und zierlich. Sie war mit dem Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt. Diese Anna hätte Peter seinem Enkel, dem Prinzen Peter Alexjewitsch, gern vorgezogen, um

um auch den Abkömmling des Sohnes, der seinen Haß so sehr erregt hatte, vom Throne zu entfernen; aber er ließ ihm dennoch eine sorgfältige Erziehung geben; er errichtete für ihn eine Leibwache von 40 Grenadieren, lauter jungen Leuten von feiner Bildung, die ihm Geschmack für die Kriegskunst einflößen sollten.

Peter hatte nun einmahl das Schicksal, in seiner Familie nicht ganz glücklich zu seyn. Er wurde zuletzt über seine Gemahlin Katharine, der er erst kürzlich (1724 Febr.) die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, eifersüchtig. Die Vertraute derselben waren ihr erster Kammerherr Mons, und dessen Schwester, die verwittwete Generalin von Balk, ihre erste Hofdame. Ihre Schwester war einst die Geliebte des Zaar Peter. Mons besaß Katharinens Gunst so entschieden, daß man durch seine Fürsprache immer sein Glück machen konnte. Personen, die sein Ansehn bey der Kaiserin beneideten, machten endlich (1724 Nov.) dem Kaiser den vertraulichen Umgang, der zwischen seiner Gemahlin und Mons statt fand, so verdächtig, daß er denselben plötzlich in Verhaft nehmen ließ. Nach einigen

nigen Tagen kam auch die Reihe an die Wittwe Balk. Man beschuldigte sie und ihren Bruder öffentlich, durch Geschenke sich bereichert, und das Vertrauen der Kaiserin gemißbrauchet zu haben; heimlich warf man dem Mons eine unanständige Vertraulichkeit mit der Kaiserin vor, und acht Tage hernach wurde er zum Tode verurtheilt. Seine Schwester Balk sollte, nach einer körperlichen Züchtigung, nach Sibirien wandern; die Bitten der Katharine bewirkten aber noch eine Milderung dieser Strafe bis auf fünf Streiche mit der Knute. Mons wurde wirklich hingerichtet. Katharine mußte mit ihrem Gemahl nahe bey dem Richtplatze wo der Kopf des hingerichteten Mons angenagelt war, vorüber fahren. Sie blieb ohne sichtbare Gemüthsbewegung.

Peters Laune wurde aber jetzt nicht allein durch Familienhändel, sondern auch durch körperliche Leiden, verstimmt. Er litt seit einiger Zeit an der Strangurie, die eine Folge seiner sinnlichen Ausschweifungen gewesen seyn soll; dennoch hütete er sich zu wenig vor demjenigen, was seinen entkräfteten Körper

per

per noch mehr schwächen konnte. Um (1725 Jan.) die Leute eines gestrandeten Boots retten zu helfen, gieng er selbst ins Wasser. Dadurch wurde seine Krankheit verschlimmert. Die ehemahligen Lustbarkeiten und Zerstreuungen waren zu wenig wirksam, seinen ehemahligen Frohsinn wieder herbeyzurufen. Auch eine neue Operation half nur auf eine kurze Zeit. Peter unterlag endlich (1725 am 9. Febr.) den Leiden seines Körpers.

Peter war als Mensch, als Regent, ein ausserordentlicher, ein bewundernswürdiger Mann. Mit der wärmsten Liebe für sein Land, mit der bereitwilligsten Empfänglichkeit für alles Nützliche, verband er eine schnelle Entschlossenheit, eine leidenschaftliche Beharrlichkeit, das, was er für Rußlands Cultur heilsam glaubte, durchzusetzen. Wenn sich ihm alsdenn einige Hinderniße entgegenstellten, zeigte sich in seinem Angesichte eine krampfhafte Bewegung, die ein in seiner Jugend ausgestandener Todesschrecken bey ihm zurückgelassen hatte. Sonst besaß er eine ausserordentliche Selbstbeherrschung. Er war der erfahrenste Feldherr, der einsichtsvollste Admiral, der klügste Minister

nister. Es erregte die größte Verwunderung, wie er, bey seinem Hange zum sinnlichen Vergnügen, so viel lernen, so viel thun konnte. Aber er schlief gewöhnlich nicht länger, als vier Stunden; er weckte fast in jeder Nacht seinen Kammerdiener, um ihn etwas aufzeichnen zu lassen; er blieb nur eine halbe Stunde bey der Tafel, und meistens speisete er mit der Katharine allein. Bey der Abendtafel, oder bey dem Nachtische, ließ er, um kein böses Beyspiel zu geben, alle Bedienten abtreten. Aber er trank auch so viel, daß es seiner Gesundheit schadete. Er haßte alle Spiele, das Schachspiel ausgenommen; Jagd, Musik (die militärische abgerechnet) Schauspiel, hatte für ihn keinen Reitz. Um so mehr belustigte ihn das Grotesk-Komische, belustigten ihn Hofnarren. Um neun Uhr gieng er zu Bette. Sein Anzug war gewöhnlich ganz einfach; ein grünes Kleid mit einer schmalen goldnen Tresse. Unter den Nahmen Dentschiks umgaben ihn meistens vier bis sechs junge Leute von guter Bildung, die seine Adjutanten, seine Ordonanzen, seine Vertrauten machten. In der Residenz fuhr er gewöhnlich in einem Schlitten oder in einem

einem Carriol, mit einem Pferde, einen Dentschik neben sich. Selbst wahrhaft und offen, konnte er durch nichts mehr, als durch Unwahrheiten, empört werden. Anerkennung der Schuld, und richtige Angabe der Ursachen, besänftigte ihn oft auf der Stelle. Von verdienten Männern, und besonders von dem Fürsten Dolghorucki, seinem Jugendfreunde, ließ er sich selbst freymüthigen Widerspruch gefallen. Die Gerechtigkeit übte er mit unerbittlicher Strenge aus. Sinnliche Vergehungen verzieh er willig, um so weniger aber den Kindermord. Auch in der Policey war er streng. Er brauchte wohl selbst seine Dubina; er brauchte sie wohl gar gegen den General-Policeydirector. Jedes durfte seinen Herrn als einen Hochverräther angeben. Er unterhielt auch eine geheime Kanzley, die einem Fehmgerichte des Mittelalters ähnlich war. Vielleicht machte der noch gar zu unbiegsame Charakter seiner Nation solche despotische Anstalten nöthig! Den Gottesdienst versäumte Peter nicht leicht; auch hielt er bey demselben auf Stille und Anstand. Den Aberglauben verfolgte er standhaft.

Peter besaß eine Menge Kenntnisse. Er fand vornehmlich die Mahlerey, die Astronomie, und die Schiffkunde sehr anziehend. Chirurgische Operationen gewährten ihm ein besondres Vergnügen; daher hatte er beständig chirurgische Werkzeuge bey sich, und er war mit seiner chirurgischen Hülfe gleich bey der Hand. Je größer seine eignen Kenntnisse waren, um so mehr schätzte er diejenigen, die sich durch Fähigkeiten und Lernbegierde auszeichneten. Er wußte sie, wie z. B. den Menschikow, den Schaffirow, unter andern glücklich herauszufinden. Zu solchen Männern gesellten sich auch Rümanzow und Demidow. Jener, aus einer armen, adlichen Familie, wußte, als Gemeiner bey der preobraschenskischen Garde, Peters Aufmerksamkeit durch seinen muntern Geist auf sich zu ziehen. Demidow, der die größten Lieferungen für die Armee und Flotte übernahm, erwarb sich um Rußland das große Verdienst, seine Eisen und Kupferwerke in einen ergiebigern Zustand zu versetzen, und die kolywanschen Silberbergwerke in Sibirien zu entdecken.

Peter hatte seine Armee bis auf 196,000 Mann und seine Flott bis auf 40 Linienschiffe, und 20 Fregatten, so ansehnlich vergrößert; aber seine Staatseinkünfte waren auch von 5 Millionen bis auf 8,880,000 R. gestiegen, und er brauchte für seinen Hofstaat nicht viel über 60,000 Rubel. Nur seine Gemahlin hatte einen Kammerherrn, und es gab keine Kammerjunker, keine Pagen.

Als Peter starb, hinterließ er, ausser seiner zweyten Gemahlin Katharine, zwey Töchter Anna Petrowna, die an den Herzog Karl Friedrich von Holstein-Gottorp vermählt war, und Elisabetha Petrowna. Von seinem ältesten Sohne, dem unglücklichen Alexjei waren die Prinzessin Natalia Alexjewna, und der Prinz Peter Nachkommen. Ausserdem lebten noch zwey Töchter seines Bruders Iwan Alexjewitsch, Katharina Johanna, die den Herzog Karl Leopold von Meklenburg zum Gemahl hatte, und Anna Iwanowna, die mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland vermählt war. Von jener war die Prinzessin Anna Carlowna eine Tochter. Die ganze Nachkommenschaft und Verwandtschaft Peters des Großen beruhete also auf sieben Prinzessinnen, und einem Prinzen.

Peter hatte schon drey Jahre vor seinem Tode (1722 Febr.) durch eine besondre Verordnung festgesetzt, daß die Thronfolge ganz von der Willkühr eines jedesmahligen Regenten abhängen sollte. Durch die Drohung der Todesstrafe und des Kirchenbannes konnte er es dahin bringen, daß die Großen der Nation diese Verordnung, die den ererbten Rechten des romanowschen Hauses widersprach, beschworen; aber er hatte, vermuthlich vom Tode überrascht, seine Erbfolgeordnung selbst nicht vollzogen; er hatte die Bestimmung der Thronfolge vergessen. Es trat also das Recht der nächsten Verwandtschaft ein. Dieses besaß der Enkel Peter, ein junger Prinz. Daß ihm aber die Stiefgroßmutter Katharine, die ehemahlige Wittwe eines schwedischen Dragoners, und nun Gemahlin des Kaisers Peter, zuvor kam, daran waren, ausser Menschikow, Jaghuhinskoj und Bassewitz Ursache. Jener, Präsident das Senats, ein junger, aber sehr einsichtsvoller, höchst arbeitsamer und rechtschaffner Mann, besaß

Peters

Peters I Zutrauen in so ausserordentlichem Maaße, daß er ihn sein Auge zu nennen pflegte. Henning Friedrich von Bassewitz, von einer alten adlichen Familie in Meklenburg, gieng durch seine Spöttereyen über die Hofdamen vertrieben, nach Holstein, wo er es bis zum herzoglichen Gesandten am petersburger Hofe brachte. Kein großes Genie, aber klug, unternehmend, dreist, Luftschlösser bauend, zuweilen, besonders bey einem Glase Wein, zu offenherzig, unbedachtsam, hitzig; selbstgnügsam, dabey sehr wollüstig und habsüchtig, spielte er bey Katharinens I Thronbesteigung eine Rolle von großer Bedeutung. Während daß Katharine, am Bette ihres sterbenden Gemahls, sich dem ganzen Gefühle ihres Verlustes hingab, traf die Gegenparthey die heimliche Verabredung, sie mit ihren Töchtern in ein Kloster einzusperren, den Prinzen Peter Alexjewitsch auf den Thron zu setzen, und die alte Verfassung, nebst den alten Sitten, wieder herzustellen. Man verschob die Ausführung dieser Verabredung bis zu dem Augenblicke, daß Peter wirklich verschieden seyn würde.

Allein Jaghuhinskoj erfuhr diesen Plan. Er eilte verkleidet zu Bassewitz, und forderte ihn zur Vereitelung desselben auf. Bassewitz brachte es dahin, daß sich Katharine einige Augenblicke vom Bette ihres sterbenden Gemahls entfernte, um einer Berathschlagung mit ihm und Menschikow beyzuwohnen. Menschikow, Oberbefehlshaber des ersten Garderegiments, geboth den Staabsofficieren, und einigen andern Personen, deren Treue man sich versichern mußte, bey der Kaiserin zu erscheinen. Auch Butturlin, der Oberste des zweyten Garderegiments, wurde gewonnen. Die Versammlung wartete nun auf die Kaiserin; aber sie wollte das Bett ihres sterbenden Gemahls nicht verlassen, bis sie endlich Bassewitz mit Mühe nach dem Zimmer hinzog, wo man sie erwartete. Sie besann sich, trat mit einer Ehrfurcht gebietenden Miene, Thränen im Auge, vor die Versammlung, sprach in wenig Worten von den Rechten, die ihr ihre Krönung und Salbung verlieh, und versicherte feyerlich, daß sie den Thron dem Prinzen Peter aufheben wollte. Versprechungen von Beförderungen, von Belohnungen, wurden nicht gespart;

Geldsummen, Wechselbriefe, Kostbarkeiten, wurden in Menge angebothen. Es war unter diesen Umständen für sie sehr wichtig, daß sich der Schatz, daß sich die Festung in ihrer Gewalt befand. Auf ein von Menschikow gegebenes Zeichen marschierten die beyden Garderegimenter auf. Wie erstaunte der Fürst Repnin, das Haupt der Gegenparthey, als er alles dieses sah! Menschikow rief: es lebe die Kaiserin Katharine! und dieser Ruf hallte von allen Seiten wieder. Theophanes war übrigens derjenige, der den Senat zur Ergebenheit für die neue Kaiserin stimmte.

Menschikow beförderte die Thronbesteigung der Katharine, weil er mit Sicherheit darauf rechnen konnte, daß er in ihrem Nahmen regieren würde. Durch die Anhänglichkeit, die er eben sowohl für die Katharine, als für den Kaiser Peter, bewies, hatte er sich ihr Vertrauen, und ihre Dankbarkeit, im größten Maaße erworben. Sie war es, die ihn im Jahr 1713, die ihn noch kurz vor Peters Tode (1725 Jan.) von den Folgen des heftigen Unwillens ihres Gemahls ret-

rettete. Ihm hatte sie aber auch ihre Erhebung auf den Thron vorzüglich zu danken. Alle bisherigen Staatsbeamten blieben in ihren Stellen, aber freylich von Menschikow abhängig. Diese Abhängigkeit befestigte Menschikow (1726 Jan.) durch ein Cabinetsconseil, in welchem die Kaiserin selbst präsidirte, und dem alle andern hohen Collegien untergeordnet waren. Man erreichte dadurch die doppelte Absicht, die Staatsangelegenheiten nicht nur geheimer, sondern auch eigenmächtiger zu behandeln, weil durch dieses Conseil das Ansehn des Senats geschwächt wurde. Menschikow dachte bey allem, was er that, hauptsächlich auf sein und seiner Familie Wohl. Die Befriedigung seiner Herrschsucht war der vornehmste Punct, den er ins Auge faßte. Da er nun auf eine lange Fortdauer der jetzigen Regierung nicht rechnen durfte, so war es ihm darum zu thun, den künftigen Thronfolger, durch eine Vermählung mit seiner Tochter, an seine Familie anzuknüpfen. Sobald er daher überzeugt war, daß der Hof zu Wien seinem Vermählungsplane vollen Beyfall gab, so schloß er (1726 Aug.) eine Verbindung mit Oestreich, so wenig sie

auch dem russischen Staate Vortheil bringen konnte.

Allein unter den Verwandten des Kaiserhauses gab es einige Personen, die seinen viel umfassenden Planen nicht günstig waren. Die Prinzessin Anna Petrowna war (seit 1725 Oct.) mit dem Herzoge Karl Friedrich von Holstein wirklich vermählt. Beyde gehörten zu den Personen, die bey der Kaiserin Katharine in vorzüglichem Ansehn standen; beyde konnten dem herrschsüchtigen Menschikow, wegen ihrer Entschlossenheit, Besorgniß erregen. Einen ausgezeichneten Beweis von dieser Entschlossenheit gab die Prinzessin Anna. Ein junger Graf Apraxin liebte sie so feurig, daß er es wagte, ihr seine zärtliche Neigung zu entdecken. Vergebens wies sie seinen Antrag ab. Sich ihr zu Füßen werfend, überreichte er ihr den bloßen Degen, um mit demselben, wenn sie ihn nicht erhören würde, sein unglückliches Leben zu endigen. „Gieb den Degen her" sagte die Prinzessin, „du sollst sehen, daß die Tochter eines Kaisers Muth genug hat, sich von einem Unverschämten zu befreyen!" Der Graf steckte sei-

seinen Degen wieder ein, und gieng ganz beschämt hinweg. Doch auch die Herzogin von Kurland, die (1726) ihren Gemahl verlohren hatte, gehörte zu den Personen, die Menschikows Ansehn furchtbar waren. Die lebhaften Vorstellungen, die sie der Kaiserin, wegen der eigenmächtigen Regierung ihres Günstlings, machte, brachten die Wirkung hervor, daß sie ihm ihre Gunst zu entziehen anfieng. Um so mehr suchte sich Menschikow an ihren Nachfolger anzuschließen.

Doch Katharine regierte nur kurze Zeit. Sie war seit dem Sommer dieses Jahres kränklich. Zwar schrieb man diese Kränklichkeit einer Vergiftung zu; sie mochte sie aber wohl durch ihre Lebensweise veranlaßt haben. Sie liebte, seit ihren letzten Jahren, die starken Getränke, vornehmlich den ungrischen Wein, den sie durch sogenannte Kringel einsog, ziemlich leidenschaftlich; auch hatte sie die der Gesundheit nachtheilige Gewohnheit, bey heiterm Wetter, selbst im Herbst und Frühjahre, des Nachts spatzieren zu gehen. Dieß zog ihr Brustbeschwerden, und eine davon herrührende Wassersucht, zu; die

(1727

(1727 am 17. May) das Ende ihres Lebens herbeyführte, nachdem sie nicht länger als zwey Jahre, und einige Tage über drey Monathe, regiert hatte. Das wenige Gute, was während dieser Zeit geschehen war, gehört alles auf die Rechnung von Menschikow. Die Landmacht wurde bis auf 180,000 Mann reguläre Truppen vermehrt. Die Seemacht bestand aus 26 Linienschiffen, und 15 Fregatten, mit 2280 Kanonen, und 14,000 Matrosen. Die Staatseinkünfte beliefen sich nur auf 8,779,751 Rubel, während daß die Staatsausgaben die Summe von 9,147,109 Rubel ausmachten. Aber der Hof war besonders glänzend, und Menschikow, der, ausser seinen großen Gütern, auf hunderttausend leibeigene Bauern zählte, brauchte noch immer sehr viel.

Menschikow suchte seiner künftigen Herrschaft alle Sicherheit zu geben. Daher hatte er von dem Grafen von Bassewitz die letzte Verordnung der Kaiserin Katharine ganz nach seinen Wünschen einrichten lassen. Peter Alexjewitsch, der junge Kaiser, sollte bis in sein sechzehntes Jahr, unter der Vormundschaft

schaft der Prinzessinnen Anna und Elisabeth, seiner Tanten, des Herzogs von Holstein, und des Cabinetsconseils, stehen. Diese Regierungsadministration sollte sich bemühen, zwischen dem Kaiser und der Tochter des Fürsten Menschikow, eine Vermählung zu stiften. Menschikow behielt also noch immer den stärksten Einfluß.

Nach dem Tode der Kaiserin marschierten sogleich die beyden Garderegimenter vor dem kaiserlichen Pallaste auf, um dem neuen Kaiser zu schwören. Im Reichssaale, in Gegenwart von 300 Personen, wurde das Testament der Kaiserin eröffnet, und von der Versammlung gehuldigt. Peter II (geb. 22. Oct. 1715) erst zwölf Jahre alt, hatte an dem Reichsvicekanzler, dem Baron von Ostermann, einen ausserordentlich einsichtsvollen Aufseher über seine Erziehung. Heinrich Johann Friedrich Ostermann, der Sohn eines Predigers zu Bockum in der Grafschaft Mark, gieng, nachdem er zu Jena einen Studenten im Zweykampfe erstochen hatte, auf Reisen. In Holland lernte ihn der russische Viceadmiral Cornelius Cruys kennen, der

der sich damahls für den russischen Staat um geschickte Männer bewarb. Dieser nahm ihn (1704) als seinen Privatsecretär mit nach Rußland. Durch einen vortrefflich abgefaßten Bericht wurde er dem Zaar Peter bekannt. Bald erwarb er sich dessen Vertrauen so sehr, daß er sich seiner in den wichtigsten Angelegenheiten bediente, daß er den Gang der Friedensverhandlungen hauptsächlich leitete. Peter empfahl ihn der Katharine noch auf seinem Sterbebette. Unter der Regierung derselben wurde er (1725 Dec.) Reichsvicekanzler und wirklicher geheimer Rath. Die Grafenwürde bekam er erst unter der Kaiserin Anna. Durch eindringenden Verstand, scharfen Blick, große Kenntnisse, ausserordentliche Arbeitsamkeit, unbestechliche Treue, sich auszeichnend, gehörte er zu den ersten Staatsmännern seiner Zeit. Aber gewaltig von sich eingenommen und keinen Nebenbuhler leidend, mißtrauisch, voll Verstellung, niemand gerade in das Gesicht sehend, war er auch ein Minister, vor dem man sich nicht genug in Acht nehmen konnte.

Der eigentlich dirigirende Minister, oder vielmehr Regent, blieb aber doch immer viel-

Menschikow. Es geschah indessen bey dem Anfange der neuen Regierung etwas, was mit seinem Willen im Widerspruche stand. Eudoxia, Peters des Großen geschiedene Gemahlin, hatte (1718) ihre Nonnenkleidung abgelegt, und sich, als Zaarin, in das Kirchengebeth einrücken lassen. Das, was sie aber zu diesem kühnen Schritte am meisten bewog, war nicht sowohl Herrschsucht, als Liebe. Sie unterhielt mit einem Officier, Nahmens Glebow, ein zärtliches Einverständniß. Sie bewarb sich indessen um Anhänger, und ihr Benehmen wurde um so bedenklicher. Man beschuldigte sie der Theilnahme an der Verschwörung ihres Sohnes Alexjei *). Die Schmerzen der Folter erpreßten von ihr ein weitläuftigeres Geständniß, als der Wahrheit gemäß war. Glebow erklärte sie hingegen, von der Knute zerfleischt, und selbst am Spieße steckend, für unschuldig. Eine geistliche Commission verurtheilte sie zu einer Klosterzüchtigung, die auch von zwey Nonnen, in Gegenwart des ganzen Convents, an ihr vollzogen wurde. Man brachte sie nach

*) Oben S. 234

nach Neuladogha in eine enge Verwahrung, wo sie, bey schlechter Kost, kaum das Tageslicht sah. Nach Peters Tode wurde sie nach Schlüsselburg, in ein noch elenderes Gefängniß, gebracht. Eine alte, kränkliche Zwergin konnte ihr hier so wenige Dienste leisten, daß sie oft selbst Feuer anmachen, oft selbst waschen und auskehren mußte. Auch wurde kein Priester zu ihr gelassen. Nach dem Tode der Kaiserin Katharine, erhielt sie, auf die Verwendung einiger Mitglieder des Senats (sie war ja die Großmutter des neuen Kaisers) unvermuthet ihre Freyheit. Man brachte sie nach Moskau in ein Fräuleinkloster, wo man ihr alle Ehre erwies. Ihre Familie wurde aus Sibirien zurückberufen.

Doch den Menschikow, ohne dessen Einwilligung dieß geschah, beschäfftigte jetzt (1727 Jun.) eine Angelegenheit, die für seine Rachsucht wichtig war. Er fand jetzt eine schickliche Gelegenheit, den Untergang seines Todesfeindes, des Grafen Devier, zu beschleunigen. Dieser hatte nebst dem geheimen Rath Tolstoj, und dem General Butterlin, während der letzten Krankheit der Kaiserin Katharine, den

den Plan verabredet, den jungen Kaiser der Thronfolge zu berauben, und aus dem Lande zu schicken. Antheil an diesem Plane nahmen alle diejenigen, die Peter der Große in der Sache seines Sohnes Alexjewitsch gebraucht hatte, und die sich vor der Rache seines Sohnes, des jetzigen Kaisers, fürchteten. Menschikow ließ diese Verschwörung einer strengen Untersuchung unterwerfen, und diese endigte sich damit, daß dem Devier die Knute und Sibirien, dem Tolstoj ein Kloster bey Archangel, und dem Butturlin die Verbannung, zuerkannt wurde.

An eben dem Tage, da dieses strenge Urtheil gesprochen wurde (6. Jun.) verlobte sich der junge Kaiser mit Menschikows Tochter, und der künftige Schwiegervater des Beherrschers der Russen wurde von demselben zum Generalissimus und Oberkammerherrn ernennt. Der verdienstvolle Münnich erhielt die Stelle eines Generals der Infanterie. Um diese Zeit verlohr Rußland einen seiner wichtigsten Männer, den Schöpfer der russischen Kriegsmacht, Cornelius Cruys, den Peter I (1698) als Viceadmiral seiner Flot-

Flotte in Dienst nahm, und dem viele tüchtige Seeleute aus Holland nachzogen. Er war derjenige, der zu St. Petersburg einen Schiffswerft anlegte. Dennoch gelang es den Feinden des verdienstvollen Mannes, den Zaar Peter, als er (1713) in der Ostsee einige Schiffe eingebüßt hatte, so sehr auf ihn unwillig zu machen, daß er ihn nach Kasan verwies. Er sah jedoch das Unrecht, das er ihm zugefügt hatte, endlich ein, und ließ ihn nach 13 Monathen wieder zurückkommen. „Ich bin nicht mehr böse" sagte Peter zu Cruys, ihm die Hand reichend; „ich auch nicht" versetzte Cruys.

Menschikow, der, in Ansehung der Kenntnisse, mit einem Münnich, einem Ostermann, einem Cruys und andern russischen Staatsmännern dieser Zeit, gar nicht verglichen werden darf, aber sie dagegen alle in Ansehung der glänzendsten Glücksumstände übertraf, näherte sich indessen dem Ende der großen Rolle, die er bisher gespielt hatte. Die Herzogin von Holstein und ihr Gemahl bewiesen gegen ihn nicht die Unterwürfigkeit und Ergebenheit, die ihm die übrigen Gro-

ßen

ßen bezeigten. Er war daher gar nicht mit ihnen zufrieden, und er begegnete ihnen sehr kaltsinnig. Die Holsteiner, sagte er, wären zu dreiste geworden; die Prinzessinnen (die Herzoginnen von Holstein und Kurland) verlangten mehr Achtung, als ihnen gebühre, und sie verursachten dem Staate verhältnißmäßig einen zu großen Aufwand. Man rieth dem Herzog von Holstein nach Deutschland zu gehen, um seine Händel mit Dänemark glücklicher zu bestreiten, und der Herzog reisete auch (1727 Aug.) wirklich ab. Aber Menschikows Vorsicht konnte nicht alle diejenigen, die auf seinen Untergang dachten, entfernen. Iwan Dolghorucki, Peters II Liebling, der den jungen Kaiser zu den Jagden begleitete, wohin ihn der ältere und bequemere Menschikow nicht folgen konnte, benutzte diesen günstigen Umstand, um den Monarchen auf Menschikows eigenmächtiges Verfahren aufmerksam zu machen. Dieser beobachtete ihn nun genauer, und bald überzeugte ihn manches von der Wahrheit desjenigen, was man dem Menschikow Schuld gab. Die Maurerinnung zu St. Petersburg hatte dem Kaiser das gewöhnliche Geschenk von

9000

9000 Ducaten überreicht. Peter befahl einen Hofjunker, es seiner Schwester zu bringen. Menschikow, der demselben begegnete, nöthigte ihn jedoch, das Geld in seinem Zimmer niederzulegen. Bey der ersten Zusammenkunft mit der Prinzessin wunderte sich Peter, daß sie des Geschenkes nicht erwähnte. Als er nun von dem Hofjunker, den er darüber zur Rede stellte, die Ursache erfuhr, gerieth er gegen Menschikow in den lebhaftesten Unwillen, und wenn er ihm damahls auch verzieh, so war es nur Verstellung. Die Dolghorucki wußten seine Stimmung gut zu benutzen, um seine Gunst dem Menschikow immer mehr zu entziehen. Ihre Bemühungen gelangen ihnen vornehmlich während einer gefährlichen Krankheit, von welcher Menschikow, wenige Tage nach jenem Vorfalle, befallen wurde. Menschikow bewies sich auch noch unbehutsam. Anstatt nach seiner Wiedergenesung zum Kaiser nach Peterhof zu gehen, begab er sich nach Oranienbaum, um daselbst eine Kapelle einweihen zu lassen. Der Kaiser, den er zu diesem Feste einlud, entschuldigte sich mit Unpäßlichkeit. Menschikows Stolz gieng so weit, daß er sich auf

den

den für den Kaiser bestimmten einem Throne ähnlichen Sessel setzte. Als er hierauf (im Sept.) dem Kaiser zu Peterhof seine Aufwartung machen wollte, traf er ihn nicht an. Er gieng nun nach St. Petersburg, um die Anordnungen zu machen, die zum Empfange des Kaisers in seinem Pallaste, in welchem derselbe bisher mit ihm unter einem Dache gewohnt hatte, nöthig waren. Dieser hatte jedoch seinen Hausrath herausschaffen lassen, und am folgenden Tage ward Menschikow, der bisher das Schicksal so vieler nach seinem Willen lenkte, verhaftet. Es hieß, man wollte ihn nach Oranienburg, einem von ihm angelegten artigen Städtchen an der ukrainischen Gränze, bringen; seine ganze Familie, und eine Menge Bedienten, folgten ihm. Als er jedoch in Twer angelangt war, wurden alle seine Sachen versiegelt, wurde ihm nur das Unentbehrlichste gelassen; auch verdoppelte man seine Wache, und beobachtete ihn genauer. In Oranienburg unterwarf man ihn einem gerichtlichen Verhöre, nach dessen Endigung man ihn seine Verbannung nach Sibirien ankündigte. Auf dem Wege nach diesem Lande des Elends starb

seine

seine tugendhafte Gemahlin, nachdem sie die vielen vergossenen Thränen schon ihrer Augen beraubt hatten. Menschikow, der einst so sehr im Ueberflusse lebte, daß er allein drey Silberservice, jedes von 24 Dutzend Tellern, hatte, ersparte jetzt von den zehn Rubeln, die ihm zu seinem täglichen Unterhalte angewiesen waren, so viel, daß er eine Kirche davon bauen konnte, an welcher er selbst als Zimmermann arbeitete; aber er starb schon nach zwey oder drey Jahren.

Man schmeichelte nun dem jungen Kaiser mit der Idee, daß er nun selbst regieren könne; aber die Dolghorucki suchten unter dieser Maske ihre Herrschaft zu verbergen. Es fand jetzt eine wahre aristokratische Regierung statt. Ein höchster geheimer Conseil von acht Mitgliedern aus den ersten Familien geboth über den Senat, und alle hohen Collegien. Die Seele, desselben war des jungen Kaisers Vertrauter, Iwan Dolghorucki der Sohn seines Unterhofmeisters Alexjei, ein eben so munterer als wohlgebildeter junger Herr, dessen Umgang Peter II gar nicht mehr entbehren konnte. Dieser begab sich nun

nun (1728 Jan.) von Petersburg zur Krönung nach Moskau. Auf dem Wege dahin, zu Twer, bekam er die Masern, die ihn vierzehn Tage zurückhielten. In Moskau sah er seine Großmutter Eudoxia. (Sie starb 1731 Sept.) Peter fand den Aufenthalt in Moskau so angenehm, daß er es, zur großen Freude der alten Russen, zu seiner beständigen Residenz wählte.

Den Aufenthalt zu Moskau machte ihm vornehmlich sein Liebling Iwan angenehm. Dieser, der nun seinen Oberkammerherrn vorstellte, schuf täglich neue Arten von Lustbarkeiten. Nicht leicht hatte aber eine derselben für den Kaiser einen größern Reitz, als die Jagd. Er widmete derselben so viele Zeit, daß ihn sein Oberhofmeister Ostermann weiter nicht, als des Morgens, wenn er aufstand, und des Abends, wenn er zurückkehrte, zu sehen bekam. Doch die allzuheftigen Bewegungen der Jagd griffen den zarten, noch nicht völlig ausgebildeten Körper des jungen Monarchen so gewaltsam an, daß er (1728 Aug.) in eine heftige Krankheit fiel. Die Prinzessin Natalie, die ihren

Bruder oft so freundschaftlich warnte, starb in diesem Jahre (im Dec.) erst 14 Jahre und 4 Monathe alt.

Um so lebhafter regte sich nun bey dem Fürsten Iwan die Hoffnung, seine Familie mit dem Kaiserthrone in Verbindung zu bringen. Den Weg zu dieser Verbindung wollte er durch die Vermählung seiner Schwester mit dem Kaiser bahnen. Katharine, ein eben so schönes, als kluges und gutmüthiges junges Frauenzimmer von achtzehn Jahren, gefiel dem Kaiser, als er sie das erstemahl sah, so sehr, daß er sich auf der Stelle für sie bestimmte. Aber Katharine war nicht eitel genug, um sich das höchste Glück der Ehe in der Verbindung mit dem Beherrscher des russischen Reichs zu denken. Sie hatte ihr Herz bereits einem andern, dem Bruder des östreichischen Gesandten am russischen Hofe, geschenkt. Doch das Interesse ihrer Familie geboth ihr, den Ansprüchen ihres Herzens zu entsagen. Als (1729 Nov.) der Hof sich einfand, um dem Kaiser und ihr zur Verlobung Glück zu wünschen, erschien auch ihr erster Liebhaber, und sie konnte jetzt dem Ausbruche ihres Gefühles so wenig Einhalt thun, daß sie ihre Hand aus der Hand des Kaisers losriß, um sie jenem zum Kusse hinzureichen, daß ihre Mienen die lebhaften Bewegungen ihres Herzens nur gar zu deutlich verriethen. Ihr unglücklicher Liebhaber wurde von seinen Freunden sogleich fortgeschafft.

Aber Katharine setzte diesen ihrer Neigung so wenig entsprechenden Zustand nicht lange fort. Ihr Bräutigam eilte dem Ende seines Lebens zu rasch entgegen. Zu Anfang des neuen Jahres (1730 Jan.) wohnte er, nebst seiner Verlobten, der Wasserweihe auf dem Eise, vier Stunden nach einander, bey. Gleich nach seiner Rückkunft fühlte er Kopfweh. Man brachte ihn in ein kürzlich frisch getünchtes Zimmer. Nach elf Tagen (17. Jan.) bekam er die Kinderblattern, die ihm ein Fürst Dolghorucki, in dessen Hause sie waren, zubrachte. Die Aerzte hielten sie für ein hitziges Fieber. Der junge Kaiser verkältete sich am Fenster. Die Pocken traten zurück, und nach 13 Tagen (am 9. Febr.) starb Peter II in den Armen seines treuen

Ostermanns. Katharine, die durch seinen Tod von ihrem kummervollen Zustande sich befreyt fühlte, sah sich nun auf einmahl von ihrem glänzenden Gefolge so verlassen, daß bloß ein Kammermädchen und ein Bedienter noch bey ihr blieben. Ihr Bräutigam, der Kaiser Peter II, der noch nicht sein funfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, hatte einen langen, gut gebauten Körper, eine bräunliche Gesichtsfarbe, und einen nicht sehr einnehmenden Blick. Mit einer großen Lebhaftigkeit des Geistes verband er Verstand, Gedächtniß, Gutmüthigkeit, und man konnte sich von seinem reifern Alter um so eher schöne Hoffnungen machen, jemehr schon jetzt die Schatzkammer sich in guten Umständen befand, jemehr der Handel und das Gewerbe der Nation blühete. Man hatte unter andern mit China einen Handelsvertrag geschlossen; aber die Provinzen Astarabad und Masanderan waren (1729 Febr.) an Persien zurück gegeben worden, und auf Eroberungskriege schien man sich überhaupt nicht einlassen zu wollen; daher wurde auch das Kriegswesen etwas vernachlässigt.

Mit

Mit Peter II erlosch der Mannsstamm des Hauses Romanow. Die Dolghorucki hatte ein Testament desselben aufgesetzt, durch welches seine Braut Katharine zur Kaiserin und Erbin des Reichs, erklärt werden sollte. Iwan, der, so wie manchmahl, dieses Testament im Namen des Kaisers unterschrieben hatte, rief, nach dem Verscheiden desselben, den bloßen Degen in der Hand, „es lebe die Kaiserin Katharine!" Aber niemand rief ihm nach; Iwan steckte daher seinen Degen wieder ein, gieng nach Hause, und verbrennte das Testament. Iwan hatte sich durch sein trotziges Benehmen, und durch die Art, wie er seinen erhabenen Freund behandelte, bey dem Volke in Petersburg so verhaßt gemacht, daß man ihm: „Mörder des Kaisers!" laut nachrief. Doch Iwans Plan konnte schon deswegen nicht gelingen, weil unter den Dolghorucki selbst Uneinigkeit herrschte. Auch war ja noch eine Tochter Peters des Großen, die Prinzessin Elisabeth, auch waren noch zwey Bruderstöchter desselben, die Herzoginnen von Meklenburg und von Kurland, am Leben.

Die

Die Prinzessin Elisabeth konnte, wenn sie dem Rathe ihres französischen Leibarztes l'Estocq folgte, vielleicht schon damahls die Garderegimenter gewinnen, und den Thron besteigen. Aber sie versäumte diesen Zeitpunct. Genug, die Großen des Reichs wurden einig, der verwittweten Herzogin von Kurland, Anna Iwanowna, den Thron anzutragen, aber diese Gelegenheit zur Einschränkung der Kaiserlichen Gewalt auch nicht unbenutzt zu lassen. Mit der Capitulation, durch welche man diese Absicht zu erreichen hoffte, giengen drey Mitglieder des Senats nach Mietau. Der Generallieutenant Jaghuhinskoj schickte jedoch noch vorher einen Adjutanten an dieselbe, und ließ sie auffordern, alles, was man von ihr verlangen würde, zu bewilligen, bis er Zeit gewänne, die Gegenparthey so weit zu verstärken, daß sie sich über die Einschränkung, denen man sie unterwerfen wollte, hinaussetzen könnte. Aber man ließ ihr nur eine Stunde Zeit, wegen der Unterzeichnung der Capitulation sich zu bedenken, und sowohl Jaghuhinskoj, als sein Adjutant, wurden auf Befehl der dolghoruckischen Parthey in Verhaft genommen. Ostermann hielt sich schlau von aller Theilnahme entfernt.

Während daß der Senat und die Großen des Reichs die neue Kaiserin einzuschränken, und die höchste Gewalt mit ihr zu theilen suchten, wußte die Gegenparthey, zu welcher Jaghuhinskoj gehörte, den kleinen Adel auf die Folgen, welche eine aristokratische Regierung für ihn haben könnte, und wie er dadurch von allen hohen Stellen ausgeschlossen seyn würde, so glücklich aufmerksam zu machen, daß die Zahl ihrer Anhänger immer zunahm, daß man den Entschluß faßte, sich durchaus nicht von einigen Familien beherrschen zu lassen. Um so eher durfte es die Kaiserin Anna wagen, der Capitulation entgegen zu handeln. Dieser war schon der Umstand entgegen, daß sie ihren Liebling Biron mit nach Moskau brachte. Die Offiziere der Leibgarde bestanden größtentheils aus Landedelleuten. Um so eher erklärten sie sich für die Parthey der Kaiserin. An diese schlossen sich noch gegen 400 andre Landedelleute an. Jetzt befahl die Kaiserin Anna dem Senate, sich zu versammeln, um

noch

noch einige die Regierung betreffende Punkte genauer zu erörtern. Alle Zugänge zu dem Audienzsaale wurden von der Garde stark besetzt. Die Mannschaft hatte scharf geladen. Als der Senat erschien, sagte man demselben: die Kaiserin wäre durch die ihr vorgeschriebene Capitulation überrascht worden; Rußland habe seit einigen Jahrhunderten immer uneingeschränkte Monarchen gehabt; die Kaiserin möchte daher die Rechte des Thrones geltend machen. Die Kaiserin stellte sich von diesem Vortrage ganz überrascht an. „Ist es also“ sagte sie, „nicht der Wille der ganzen Nation, daß ich die Capitulation, die man mir zu Mietau überreichte, unterzeichnen sollte?“ „Nein“ antwortete die Versammlung. „Du hast mich also hintergangen?“ sagte die Kaiserin zum Fürsten Dolghorucki. Der Großkanzler mußte hierauf die Capitulation mit lauter Stimme vorlesen, und bey jedem Punkte so lange inne halten, bis die Kaiserin die Versammlung gefragt, hatte, ob er auch von der Nation genehmigt würde. Da nun die Versammlung immer mit Nein antwortete, so nahm Anna die Capitulation aus den Händen des Großkanzlers, und zerriß sie mit den Worten: „Diese Schrift taugt also nichts mehr!“ Zugleich erklärte sie, den russischen Thron mit eben der Gewalt, mit welcher ihn ihre Vorfahren besessen hätten, besitzen zu wollen, und ihre Entschlossenheit fand allgemeinen Beyfall.

Anna fieng hierauf ihre Regierung damit an, daß sie das hohe geheime Conseil, und den hohen Senat aufhob, und an deren Stelle einen regierenden Senat errichtete. Biron und Ostermann waren diejenigen, deren Rathe sie jetzt hauptsächlich folgte. Die Herrschaft und das Ansehn der Dolghorucki hatte nun ein Ende. Man gab ihnen allerley Vergehungen in Rücksicht auf den Kaiser Peter II Schuld, und sie mußten sich entfernen; im folgenden Jahre (1731) wurden sie nach Sibirien verbannt. Der Braut Peters II, der Prinzessin Katharine, nahm man alle Juwelen, ja sogar den Verlobungsring. Ostermann wurde dagegen, so wie Biron (1730 May), in den russischen Grafenstand erhoben. Der letztere erhielt auch die Würde eines Oberkammerherrn.

Der

Der Großvater dieses wichtigen Mannes, Bieren oder Büren, war erster Stallknecht des Herzogs Jacobs III von Kurland. Sein Herzog schenkte ihm eine kleine Meyerey. Einer seiner Söhne ward bey einem kurländischen Prinzen Stallmeister mit Lieutenantscharakter, und endlich Jägerhauptmann. Unser Ernst Johann (geb. 1690) mußte, eines Vergehens wegen, von Königsberg flüchten; indessen hatte er doch so viel gelernt, daß er den Hofmeister einiger lievländischen jungen Edelleute abgeben konnte. Er kehrte jedoch bald wieder nach Mietau zurück. Seine Bildung und sein Anstand gefielen der Herzogin Anna so sehr, daß sie ihn erst zu ihrem Secretär, und hernach zum Kammerjunker ernennte. Vorher (1714) bewarb er sich in Petersburg um die Stelle eines Kammerjunkers; er wurde aber mit Schimpf abgewiesen. Dafür hielt ihn nun das große Vertrauen, das ihm die Herzogin Anna schenkte, schadlos. Er folgte ihr nach Rußland, auf eine glänzendere Laufbahn. Hier nahm er den Nahmen und das Wappen der französischen Herzoge von Biron an. Er war übrigens nichts weniger, als einnehmend; er besaß zwar Verstand; aber er war auch unersättlich ehrgeitzig, eigennützig und unversöhnlich. Dieser Biron stellte nun einige Jahre hindurch Rußlands Regenten vor.

Derjenige, unter dessen Leitung der Kriegsstaat sich befand, war jetzt der Feldmarschall Münnich, der sich um denselben sehr verdient machte. Er errichtete ein Ingenieurcorps, ein adliches Landcadettencorps; die russische Armee bekam damahls die ersten Kürassierregimenter. Sowohl diese, als das Cadettencorps, wurden von preussischen Officieren, die Friedrich Wilhelm I schickte, gebildet. Die Kaiserin Anna beschenkte ihn dafür mit 80 Soldaten von ausserordentlicher Größe. Jetzt kam auch noch ein Garderegiment zu Pferde, und das dritte Garderegiment zu Fuß, welches gleichfalls von einem kaiserlichen Lustschlosse, Ismailow, seinen Nahmen erhielt, hinzu. Die ganze Armee wuchs bis auf 241,478 Mann an. Ein Theil derselben arbeitete (1732) an der Vollendung des Ladoga Kanals, der Münnich unausgesetzt seine Aufmerksamkeit widmete. Ein Handelstractat mit Spanien öffnete

öffnete dem russischen Productenhandel eine neue günstige Aussicht. Um die Kräfte des Staates für dasjenige, was ihm wahren Vortheil bringen könnte, zu sparen, entsagte man (1731 Jan.) durch einen Frieden mit Persien dem Besitze der von Peter dem Großen am caspischen Meere eroberten Provinzen, deren Behauptung, schon wegen des Einflusses des Klima, für die russischen Truppen zu nachtheilig war. Man behielt blos Dagestan und Schirwan, und bedung sich Handelsvortheile aus. Münnich, der Urheber von dem meisten Guten, was hier geschah, hatte das Schicksal, Ostermanns Neid zu erregen. Dieser brachte ihn bey dem Liebling der Kaiserin, Biron, in Verdacht, und es war demselben daher eine sehr willkommene Gelegenheit, die ihm die Theilnahme an dem polnischen Thronfolgekriege zu seiner Entfernung verschaffte.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Polen von der Schlacht bey Pultawa bis zum Tode Augusts II. Schrecklicher Einfluß der Jesuiten auf Thorns Schicksal. Maitressenherrschaft unter August II. Was unter demselben für die Armee und das Land gethan wurde.

Rußland hatte sich unter Peter dem Großen als ein thätiger Bundesgenosse Polens bewiesen; aber sein Beystand hatte blos politische Absichten. Rußland wollte Schweden demüthigen; es benutzte seitdem diese so wie jede andre Gelegenheit, in Polens Angelegenheiten sich zu mischen. Die russischen Truppen setzten ihren Aufenthalt in Polen bis zum Jahre 1712 fort. Polen hatte durch diesen Krieg erstaunlich gelitten. Manche

che polnische Stadt war abgebrennt worden. Der König August II wurde durch die polnische Krone, die er nach der Schlacht bey Pultawa wieder auf sein Haupt setzte, eben so wenig glücklich, als seine Regierung die Polen glücklich machte. Als er die so oft wiederholte und von ihm bewilligte Forderung, wegen des Abzuges seines sächsischen Kriegsvolkes, nicht erfüllte, kam es (1715) in Polen selbst, zu einem der abentheuerlichsten Kriege. Zwey Armeen, die beyde dem Könige August geschworen hatten, die polnische Kronarmee, und die sächsische Hofarmee, zogen gegen einander zu Felde, lieferten einander Treffen, und eroberten Städte. Die Sachsen hatten die Polen freylich sehr gedrückt, ihre Generale hatten sich das unbarmherzigste Verfahren gegen die Polen erlaubt; sie hatten bey den polnischen Herren, die auf ihre Freyheit ohnedieß so eifersüchtig hielten, den Verdacht erregt, daß August ihnen das Joch einer uneingeschränkten Herrschaft aufzudrücken Willens wäre. Dieser mußte endlich aber doch nachgeben, und sein Kriegsvolk (1717) abziehen lassen. Allein die russischen Truppen, die sich wieder als

Ver-

Vermittler eingefunden hatten, blieben noch einige Jahre (bis 1720) in Polen zurück.

Während der innern Unruhen, die in Polen fast niemahls aufhörten, machte die Nation, in Ansehung der feinern Ausbildung, wenig Fortschritte. Der Luxus, der an dem Hofe zu Warschau herrschte, riß die polnischen Großen zu einer schädlichen Nachahmung hin. Für seine ehemahligen Glaubensgenossen, die Protestanten, konnte und wollte August II nichts thun, um sich bey den polnischen Prälaten nicht verhaßt zu machen. Um so größer war die Gewissensherrschaft, die sich die Jesuiten zueigneten, um so leichter konnten dieselben ihren Plan, die Dissidenten, oder die Nichtkatholiken, in Polen völlig zu unterdrücken, durchsetzen. Sie stellten sie als heimliche Anhänger der Schweden, als aufrührerische Staatsbürger, vor. Sie brachten es auch dahin, daß der Beschluß eines ausserordentlichen Reichstages (1717) den Dissidenten die bürgerlichen Rechte, die sie bisher ausgeübt hatten, absprach, daß man festsetzte, ihre neugebauten Kirchen sollten wieder niedergerissen, und ihre Religionsübun-

übungen an allen den Orten, wo sie vor der Zeit der Schweden nicht statt gefunden hätten, eingestellt werden. Bald darauf (1718) wollte man auch den Dissidenten, auf dem Reichstage zu Grodno in Lithauen, kein Stimmrecht zugestehen. Natürlich war eine lebhafte Erbitterung zwischen den beyden Religionspartheyen die Folge dieses Druckes, den die Dissidenten erfuhren. Dieß bewies eine traurige Geschichte, die sich zu Thorn ereignete.

Bey Gelegenheit eines feyerlichen Umganges (1724 Jul.) schlug ein Jesuiten-Student einen Lutheraner, der sich, nach seiner Meynung, nicht ehrerbiethig genug bewiesen hatte. Als sich dieser wehrte, holte jener mehrere andere von seinen Cameraden herbey, um die Händel zu vergrößern. Der Magistrat ließ den Rädelsführer endlich in die Wache bringen. Am folgenden Tage bemächtigten sich jedoch die Jesuiten-Studenten eines lutherischen Gymnasiasten, und schleppten ihn in ihr Collegium. Hierauf brach ein Haufe gemeiner Leute, die auf die Jesuiten, welche ihre Rech-

Rechte und Nahrung beeinträchtigten, ohnedieß unwillig waren, in das Jesuiten-Collegium ein, befreyten den Gymnasiasten, zerbrachen einige Geräthschaften, und verbrennten einige andre vor dem Hause. Die Jesuiten, die die Kränkung ihres Ansehns gleichsam als einen Hochverrath gegen den Staat darstellten, schoben alles auf die Rechnung des Magistrats, und freuten sich ausserordentlich über die schöne Gelegenheit, die protestantische reiche und angesehene Stadt demüthigen, und die Macht ihres Ordens vergrößern zu können. Die Untersuchung dieser Sache wurde ausserordentlich partheyisch betrieben. Dieß erzeugte (im Dec.) das schreckliche Urtheil, das August II bestätigte. Vermöge desselben wurde der patriotische Rathspräsident Rösner, nebst neun Bürgern, enthauptet; die Lutheraner mußten die Marienkirche hergeben; in den Stadtrath mußten vier, in das Gericht zwey katholische Mitglieder, aufgenommen werden. Den Jesuiten mußten, als eine Entschädigungssumme, 22,000 Gulden ausgezahlt werden. Dieß geschah unter dem ehemahls lutherischen August II, der für Polen keine einzige nützliche An-

Anordnung durchsetzte, der, ungeachtet man cher Eigenschaft, die dem Geiste der Polen schmeichelte, doch so sehr von ihnen gehaßt wurde. Vier Reichstage endigten sich im Unfrieden, und als der fünfte anfangen sollte, starb August II (1733 am 1. Febr). Ein alter Schade am linken Fuße verschlimmerte sich während der Reise, die er zu Anfang dieses Jahres nach Polen machte, so sehr, daß sein Tod unvermeidlich war. An dieser Verschlimmerung soll der viele Wein, den er bey einer Zusammenkunft mit dem Könige Friedrich Wilhelm von Preussen trank, hauptsächlich Ursache gewesen seyn. Er starb in den Armen seines damahligen Lieblings, des Grafen von Brühl, im 63sten Jahres seines Alters.

Die Eitelkeit Augusts II, eine Krone zu tragen, kostete seinem Lande viele Millionen; aber noch mehr kostete ihm seine Neigung zur Pracht und zu dem schönen Geschlechte. Nicht leicht haben die Maitressen einem andern Fürsten dieser Zeit einen größern, oder nur eben so großen Aufwand verursacht. Nicht leicht hat sich einer derselben

so sehr von seinen Maitressen beherrschen lassen. Der am Körper so starke August hatte ein sehr schwaches Herz. Nach mancherley vorbeyeilenden Liebeshändeln, die sich schon auf seinen Reisen anfiengen, war die Gräfin Aurora von Königsmark *) das Frauenzimmer, das über sein Herz zuerst eine entschiedene Herrschaft behauptete. Von mittlerer, sehr schön gebildeten Gestalt, vereinigte sie mit den feinsten und edelsten Gesichtszügen, mit den einnehmendsten Manieren, die scherzhafteste Laune, die herrlichsten Einfälle, die glücklichste Gabe, jemand zum Gegenstande spöttelnder Neckerey zu machen; dabey aber immer gutmüthig, bescheiden, gar nicht von sich eingenommen, wußte sie ihre Zeit mit Musik, Zeichnen, Geschichte, und Erdkunde, sehr nützlich hinzubringen. Sie kam (1695) mit ihren beyden Schwestern, den Gräfinnen von Löwenhaupt und Steenbock nach Deutschland, um ihre Rechte auf die ansehnliche Verlassenschaft ihres einzigen Bruders, der zu Hannover unter den Händen von Mördern fiel **), geltend zu

*) Theil XIV, S. 377.

**) Oben S. 225.

machen. Als ihnen dieses nicht gelingen wollte, giengen sie nach Dresden, um den Schutz des damahligen Kurfürsten Friedrich Augusts sich zu verschaffen. Alle drey Schwestern waren vorzüglich schön; aber von der Schönheit der Aurora fühlte sich Friedrich August gleich so sehr eingenommen, daß er ohne ihren Besitz nicht mehr ruhig und zufrieden seyn konnte. Durch Hülfe der Gräfin von Löwendahl gelang es ihm endlich, die Aurora durch ein Fest, das er ihr zu Ehren auf dem Schlosse Moritzburg anstellte, bis zur Ergebung, zu bezaubern. Sie ward seine anerkannte Maitresse, und ihr kluges Benehmen erwarb ihr sogar die Gunst der beyden Kurfürstinnen, der Gemahlin und der Mutter Friedrich Augusts. Dieser verschaffte ihr die Stelle der Dechantin im Stifte zu Quedlinburg. Sie beschenkte ihn dagegen (1696 Oct.) mit einem Sohne, dem der erfreute Vater, zum Andenken an die Moritzburg, den Nahmen Moritz beylegte. Aber ein übelriechender Schweis, den alle Kunst der Aerzte, seit dieser Niederkunft, nicht zu entfernen wußte, bewirkte allmählig Friedrich Augusts Abneigung gegen den sinnlichen Um-

gang mit derselben; doch blieb sie immer im Besitze seiner Freundschaft und Achtung.

Friedrich August gieng hierauf (1697) als Obergeneral der kaiserlichen Armee nach Ungern. Als er auf seiner Rückkehr vom Feldzuge nach Wien kam, fand er die Gräfin von Esterle so reitzend, daß er um ihre Liebe zu gewinnen, ihr kostbare Ohrengehänge, 40,000 Ducaten am Werth, zum Geschenke machte. Sie folgte ihm nach Dresden. Stolz, rachsüchtig, unredlich, ihrem erhabenen Liebhaber nicht treu, kostete sie ihm mehr, als seine nachmahligen Maitressen. Flemming, ihr Liebhaber und Günstling, wurde auf ihre Empfehlung von Friedrich August, dem seine Nebenbuhlerschaft unbekannt blieb, zum Generallieutenant, imgleichen zum Staats- und Cabinetsminister, erhoben. Endlich überraschte aber August die treulose Esterle in den Armen eines polnischen Prinzen, und nun mußte sie seinen Pallast in zwey, und Warschau in vier und zwanzig Stunden, verlassen.

August II spann hierauf mit einem türkischen Mädchen, Nahmens Fatime, das der General von Schöning aus Ungern mitgebracht, und der Frau von Brebentau überlassen hatte, einen Liebeshandel an, der die Geburth des nachmahligen Grafen von Rutowski veranlaßte. Die Mutter heyrathete einen Oberstlieutenant von Spiegel. Hierauf schmachtete er in den Liebesfesseln der Fürstin Lubomirska, der Gemahlin des Kron-Großkämmerers Lubomirski, einer Nichte des vielgeltenden Cardinal Primas Radiewski. Da diese Lustbarkeiten und Aufwand liebte, so ließ er ihr zu Gefallen das französische Schauspiel, und die Kapelle von Dresden kommen. Die Lustbarkeiten zu Warschau dauerten ohne Aufhören fort. Vitzthum, damahls sein erster Günstling, machte den Unterhändler. Lubomirski ließ sich von seiner Gemahlin scheiden, und diese folgte dem König August nach Dresden. Der Kaiser erklärte sie, auf sein Verlangen, zur Reichsfürstin von Teschen. Sie ward die Mutter eines Sohnes, des Ritters Georg von Sachsen, der sich in der Folge, als ein geschickter Officier hervorthat.

Al-

Allein die Fürstin von Teschen ward gleichfalls bald ein Opfer von August II Veränderlichkeit. Der Staats- und Cabinetsminister von Hoym heyrathete ein Fräulein von Brockdorf aus dem Holsteinischen. Da seine Gemahlin eine ganz ausserordentliche Schönheit besaß, so wollte er sie, um sie den nach weiblichen Reitzen lüsternen Augen des Königs August zu verbergen, so lange auf seinen Gütern lassen, bis derselbe wieder nach Polen gegangen seyn würde. Aber er hatte das Schicksal des lydischen Königs Kandaules. Bey einer fröhlichen Abendtafel pries er, vom Weine begeistert, die Schönheit seiner Gemahlin so ausserordentlich, daß deswegen eine Wette entstand. Um sie zu gewinnen, mußte er sie am Hofe erscheinen lassen, und nun war sie für ihn verlohren. Diese Frau, ein Ideal weiblicher Schönheit, aber trotzig, eigennützig, unversöhnlich, aus Geld- und Ehrgeitz alles unternehmend, ihren königlichen Liebhaber durch Feyerlichkeiten, Lustpartheien und Schauspiele so sehr beschäfftigend, ihren Vortheil unter der Maske, das Wohl des Königs zu befördern, so gut verbergend, das Glück

ih-

ihrer Günstlinge so schlau befördernd, daß sie, gleich der Maintenon in Frankreich, die Regierung über Sachsen und Polen führte, daß sie sich bey dieser Regierung, aller Bemühungen ihrer Feinde ungeachtet, neun Jahre lang behauptete. Um ihren Besitz zu erlangen, mußte August der Verbindung mit der Fürstin von Teschen entsagen, mußte er ihre Ehe mit dem Herrn von Hoym trennen, mußte er ihr auf den Fall, wenn seine jetzige Gemahlin sterben sollte, die Stelle ihrer Nachfolgerin versprechen, mußte er ihr einen Jahrgehalt von hundert tausend Thalern anweisen. Für eine goldne Dose mit Brillanten und ihrem Bilde, welche der Unterhändler Vitzthum von ihr zur Belohnung bekam, zahlte ihm der verliebte König 20,000 Thaler. Dieser ließ nun seine Geliebte, die sich ihm so theuer verkaufte, zur Reichsgräfin von Kosel erheben; dieser räumte derselben einen eignen Pallast ein, dessen Hausrath über hundert tausend Thaler kostete.

Die Gräfin Kosel entfernte nun vor allen Dingen diejenigen, die ihr Schaden thun

thun konnten. Zu diesen gehörte vornehmlich der verdienstvolle und patriotisch denkende Kanzler Beichling, der sich sehr freymüthiger Urtheile über sie erlaubte, der seinen Herrn auf den übermäßigen Aufwand, den sie ihm veranlaßte, aufmerksam machte. Sie beschuldigte ihn der eigennützigen Verwendung der Staatsgelder, und August war schwach genug, denselben auf den Königstein bringen zu lassen, und alle seine ansehnlichen Güther einzuziehen. Nun wurde Vitzthum der erste Vertraute, eigentlich der Liebesrath, des Königs August; ein großer und wohlgebauter, sehr einnehmender, muntrer und dienstbeflissener Mann. Der Fürst von Fürstenberg und der Feldmarschall von Flemming stellten zwar die ersten Minister vor; aber sie waren dem höhern Einflusse der Gräfin Kosel unterworfen.

So groß das Ansehn war, das diese bey dem Könige August behauptete, so wenig war sie doch im Stande, ihn von andern Liebeshändeln abzuhalten. In Warschau fand er die Tochter eines französischen Weinhändlers, Nahmens Duval, die Henriette

riette hieß, so reitzend, daß er ihr seine feurige Liebe widmete. Während daß die Schweden (1706 und 1707) in Sachsen waren, begab sich August zur Alliirten-Armee in den Niederlanden, wo er, unter Eugens und Marlboroughs Anführung, manchen Beweis von Muth und Tapferkeit gab. Als er, wie (1708) die Belagerung von Ryssel anfieng, nach Deutschland zurückkehrte, gerieth er in Brüssel mit einer eben so schönen als geschickten Operntänzerin du Parc in Bekanntschaft. Er ließ sie nach Dresden kommen, und auch diese Maitresse kostete ihm sehr vieles Geld. Wenn er, nach der Schlacht bey Pultawa, in Polen wieder viele Anhänger bekam, so war er dieses hauptsächlich den Bemühungen der Fürstin von Teschen, und der Frau von Brebentau, schuldig.

In Sachsen wurde dagegen die Maitressen-Regierung der Gräfin Kosel immer verhaßter. Am unerträglichsten fanden sie die Minister von Fürstenberg und von Flemming, die in beständiger Uneinigkeit mit ihr lebten, und nur auf eine günstige Gelegenheit, sie zu stürzen, warteten. August gieng (1710) nach

nach Warschau, und die Gräfin Kosel konnte ihm, ihrer Schwangerschaft wegen, nicht folgen. Aber sie war auch überdieß so unvorsichtig, ihn durch ihren Erzfeind Flemming begleiten zu lassen. Dieser entwarf nun, in Verbindung mit der Frau von Brebentau, den Plan, der Gräfin Kosel die Herrschaft über das Herz des Königs August zu entziehen. Sie wählten zur Ausführung dieses Planes die Gräfin von Denhof, die Tochter des Großmarschalls Bielenski, die aber ungleich weniger Verstand als Schönheit besaß, und für Augusts Geschmack eigentlich nicht recht paßte. Der älter werdende Liebhaber fand sie endlich aber doch reitzend genug, um ihr die Gräfin Kosel aufzuopfern. Diese hatte von der neuen Maitresse des Königs kaum Nachricht bekommen, als sie sich nach Warschau auf den Weg machte. Fürstenberg kam ihrer Ankunft aber durch eine schnelle Bothschaft zuvor, und nun bewirkte die Denhof vom Könige den Befehl, daß die Kosel nach Dresden zurück reisen sollte. Es ward der stolzen Frau äusserst schwer, derselben zu gehorchen; aber der Oberstlieutenant und sechs Mann von

von der Chevaliergarde überzeugten sie von derNothwendigkeit, sich in ihr Schicksal zu fügen. Die Denhof wurde von ihrem Manne geschieden. Sie versetzte ihre sehr heruntergekommne Familie in gute Umstände, und von August vielleicht weniger, als eine andre von seinen Maitressen geliebt, kostete sie ihm verhältnißmäßig mehr, als eine von denübrigen.

August gieng hierauf wieder nach Dresden. Aber die Denhof, die ihm folgte, konnte, so lange die Kosel in Dresden blieb, nicht ruhig seyn. Diese mußte sich also entfernen. Sie gieng nach Pillnitz. Auf Flemmings Rath verlangte der König von ihr die schriftliche Versicherung einer ehelichen Verbindung, die er ihr einst gegeben hatte. Um der Auslieferung derselben auszuweichen, gieng sie nach Berlin. Als sie der König von Preussen hier nicht gern sah, begab sie sich nach Halle. Auch diesen Aufenthalt wollten ihr ihre Feinde in Dresden nicht gestatten. Sie hätte, sagten sie, vom Könige August nachtheilige Reden geführt; sie hätte eine Verschwörung gegen ihn gestiftet. Der König von Preussen lieferte sie auf

auf Verlangen Augusts II aus. Man brachte sie auf ein Landgut des Grafen von Frise, ihres Schwiegersohns. So endigte die einst so hochgebietende Kosel ihre Rolle.

So lange, als sie, geboth aber nun keine Maitresse mehr über Augusts Herz. So wie er älter wurde, so wechselten auch seine Liebschaften immer häufiger ab. Er gab der Denhof, und der polnischen Damen wegen, die sie begleiteten, viele und kostbare Feste; die Denhof wohnte denselben nur als Maske bey, und sie führte überhaupt ein so eingezogenes Leben, daß es dem veränderlichen Charakter Augusts bald Langeweile verursachte. Um sich derselben zu entreissen, besuchte er die Messe zu Leipzig. Hier lernte er ein Fräulein von Dießkau kennen. Durch dieses wurde ihm die Denhof so entbehrlich gemacht, daß er sie in Warschau zurückließ. Aber auch die Dießkau mußte bald wieder einem Fräulein von Osterhausen Platz machen. Jene heyrathete den Hofmarschall und Oberstallmeister von Looß. Die Osterhausen, die, ganz bescheiden, sich schon mit der Liebe des Königs begnügte, und niemahls etwas für

für sich forderte, wurde von August auch nur sehr mäßig beschenkt. Seine Aufmerksamkeit richtete sich jetzt überhaupt auf andre Gegenstände, als auf Maitressen. Vorzüglich beschäfftigten ihn (1719) die Anstalten zum Empfang der Erzherzogin Marie Josephine, der Gemahlin des Kurprinzen Friedrich August, der ältesten Tochter Kaiser Josephs I. Die Lustbarkeiten und Feste, die er derselben widmete, sollen ihm einen Aufwand von mehr als einer Million Thaler verursacht haben. Er reisete, als sie ihr Ende erreicht hatten, von Dresden geschwinde nach Warschau. Die Osterhausen begab sich nach Prag in ein Kloster, bis sie ein Herr von Stanislaw heyrathete. August widmete jetzt seine ganze Zärtlichkeit der Tochter der Henriette, die er, unter dem Nahmen Orzelska, in den Grafenstand erhob, die er wie eine rechtmäßige Tochter behandelte, und an den Herzog Karl Ludwig von Holstein-Beck verheyrathete.

In den letzten Jahren seines Lebens richtete August II seine Aufmerksamkeit hauptsächlich wieder auf seinen Kriegsstaat. Gleich bey dem Anfange des nordischen Krieges

(1702)

(1702) hatte er ihm, mit einem Aufwande von zwey Millionen Thaler, eine eben so feste als ansehnliche Verfassung gegeben. Er begriff daher, ausser acht verschiedenen Garden, 16 Cavallerie- und 12 Infanterie-Regimenter. Von diesen wurden aber (1719) als der Friede wieder hergestellt war, sieben Cavallerieregimenter, und von jedem Infanterie-Regimente vier Compagnieen abgedankt. Doch sieben Jahre später (1725) nahm August wieder eine sehr beträchtliche Vermehrung seines Heeres vor. Der Wunsch, dasselbe versammelt zu sehen, veranlaßte ihn, bey Zeithayn in der Gegend von Mühlberg (1730 Jan.) ein Uebungslager zu halten, das, wie Kenner urtheilten, im Grunde weiter nichts, als ein militärisches Schauspiel war, und den Aufwand, den es verursachte, durch den eigentlichen Nutzen wenig vergütete. Ueberhaupt verschlang Augusts II Neigung zur Pracht manche große Summe, welche zu der ungeheuren Schuldenmenge des kursächsischen Landes den Grund legte. Doch stiftete August II auch so manche Kunstsammlung in Dresden, welche nicht allein für die Bildung der jungen Künstler wichtig

ist,

ist, sondern auch diese Hauptstadt zu einem schönen Ziele für viele Reisende macht, und eben deswegen das Gewerbe der Einwohner befördert. Seine Regierung zeichnet sich auch durch die Erfindung des vortrefflichen meißnischen Porzellans, eine ergiebige Goldquelle Kursachsens, aus. Für August II, der so viel Gold verthat, konnte nichts willkommner seyn, als die Kunst, dieses geschätzte Metall nach Belieben zu vermehren. Johann Friedrich Böttiger, der Berlin, wo er die Apothekerkunst erlernt hatte, wegen des Verdachtes der Goldmacherey (1701) verlassen mußte, gerieth in die Gesellschaft von vermeynten Goldmachern, von welchen der König August die Zubereitung des die Metall veredelnden Pulvers erwartete. Das Vertrauen, das August auf seine chemischen Kenntnisse setzte, war so groß, daß er ihn in dem Falle, wenn er seine Erfindung nicht entdecken würde, mit dem Tode drohete. In der Angst erfand (1706) Böttiger das vortreffliche meißnische Porzellan. So ward Augusts Begierde nach Gold die Veranlassung einer für sein Land sehr wichtigen Erfindung.

Dritter Abschnitt.

Sowohl Stanislaus, als August III, wird zum Könige von Polen gewählt; für den letztern entscheidet aber Rußlands Beystand. Indessen entreißt Spanien, von Frankreich und Sardinien unterstützt, dem Kaiser Karl VI die Königreiche Neapel und Sicilien, welche in dem Don Carlos wieder einen eignen Beherrscher erhalten.

Augusts II Sohn, der Kurfürst Friedrich August II, hatte schon vor sechzehn Jahren (1717) in Italien sich gleichfalls zur katholischen Religion gewendet, und er wurde also in diesem Punkte durch nichts abgehalten, sich um die polnische Krone zu bewerben. Aber die Parthey des Königs Stanislaus, des Gegners seines Vaters, der als Schwiegervater Ludwigs XV, von französi-

schem Gelde unterstützt wurde, war nicht nur ziemlich zahlreich, sondern auch durch das Ansehn des Primas Potocki sehr gehoben. Durch die Bemühungen derselben kam es auch dahin, daß der Convocations-Reichstag ausdrücklich festsetzte, daß alle ausländischen Fürsten von dem polnischen Throne ausgeschlossen seyn sollten. Anfangs hatten die Höfe zu Wien und St. Petersburg, für die ein König von Polen am wenigsten gleichgültig war, gegen diesen Schluß nichts einzuwenden, und sie wünschten blos, daß Stanislaus, als Ludwigs XV Schwiegervater, nicht wieder gewählt werden möchte. Als aber Friedrich August II (1733 Jul.) die pragmatische Sanction, welcher sein Vater die Genehmigung versagt hatte, unterzeichnete; als er der Kaiserin Anna die Unterstützung ihrer Absichten auf Kurland versprach, da erklärten Oestreich und Rußland dem Primas gerade zu, daß der Kurfürst von Sachsen zum Könige von Polen gewählt werden sollte. Die Kaiserin Anna bewies die Wahrheit ihrer Erklärung, daß sie diese Wahl mit ihrer ganzen Macht zu unterstützen gedenke, durch zwey Heere, von

welchen

welchen sie das eine in die Ukrajne, das andere in Lievland, einrücken ließ.

Doch der Primas, an welchen sich der größte Theil der polnischen Großen anschloß, fand die Rechte der Nation gekränkt, weil Rußland die Wahl bestimmen wollte. Man lud daher den König Stanislaus nach Polen ein, und auf dem Wahlreichstage, der auf fünfthalb Monathe (vom 25. April bis zum 12. Sept.) dauerte, wurde Stanislaus (am 9. Sept.) von neuem zum Könige von Polen gewählt. Er befand sich seit drey Tagen zu Warschau, im Hause des französischen Gesandten. Der Primas und die Großen waren, weil die Wahl einstimmig geschehen war, der Meynung, daß sie gar nicht umgestoßen werden könne; auch sah die Kaiserin Anna ihre Bemühung, diese Wahl zu verhindern, vereitelt, und es blieb ihr nun weiter nichts mehr übrig, als der kleinen Gegenparthey, an deren Spitze die Bischöfe von Krakau und Posen standen, ihren Schutz zu verleihen. Die zu dieser Parthey gehörenden Edelleute schlossen sich an die 20,000 Mann an, die unter Lascy's Anführung,

in

in Lithauen einrückten. Von ihnen, die aus 15 Senatoren, und 600 Edelleuten bestanden, wurde (9. Oct.) bey dem Dorfe Kamiek der Kurfürst von Sachsen, als August III, zum Könige von Polen gewählt. Der größte Theil der Nation erklärte sich aber für den König Stanislaus. Die russischen und sächsischen Minister, die sich zu Warschau befanden, erhielten die Weisung, sich zu entfernen; als dieß nach einigen Tagen nicht geschehen war, plünderten die Polen den Pallast des russischen Ministers, beschossen sie den sächsischen aus Kanonen, griffen sie ihn stürmend an; sie wurden jedoch von der sächsischen Mannschaft, die sich in demselben befand, so tapfer zurückgetrieben, daß sie auf 40 Todte hatten, und daß sie jenen eine ehrenvolle Capitulation zugestehen mußten. Die Minister waren schon einige Tage vorher zum kaiserlichen geflüchtet. Lascy ließ aber hierauf einige Truppen in Warschau einrücken, und die Zahl der Russen in Polen vermehrte sich bis auf 50,000 Mann.

Mit 12,000 Mann rückte Lascy (1734 Febr.) gegen Danzig, des Stanislaus Aufenthalt, an. Der Magistrat von Danzig wurde, sowohl durch die Anwesenheit des Königs, als durch die Aufmunterungen des französischen Gesandten Monti, zu dem Entschlusse gestimmt, die Stadt standhaft zu vertheidigen. Er hatte daher sein Kriegsvolk durch einige neue Regimenter vermehrt; er hatte aus Frankreich Ingenieure, aus Schweden über hundert Officiere, bekommen; er hatte eine große Menge Gewehre angeschafft. Auch war die Zahl der Belagerten anfangs viel stärker, als die der Belagerer; aber jene versäumten die beste Zeit, und die 50,000 Anhänger, die Stanislaus hatte, thaten, während daß Stanislaus in Danzig eingeschlossen war, weiter nichts, als daß sie ihr eignes Land plünderten und verheerten. Darüber kam der Feldmarschall Münnich, den Biron aus St. Petersburg zu entfernen wünschte, als Oberbefehlshaber, herbey. Es fehlte jedoch, zur ernstlichern Betreibung der Belagerung, an großem Geschütz, weil ihm der König von Preussen den Durchzug durch sein Land versagte. Verschiedene Mörser wurden aus Sachsen mit Postpferden, als Gepäcke des Herzogs von Weißenfels, herbey-

beygeschafft. Ein Sturm, den die Russen (im May) wagten, kostete ihnen allein 2000 Mann. Um den Franzosen, die man zu Danzig erwartete, allen Unterhalt zu entziehen, brannten die Russen die an der See liegenden Dörfer ab. Die Franzosen brauchten aber nicht viel Unterhalt; denn ihre Anzahl belief sich nicht höher, als auf 2400 Mann. Der sparsame Fleury, der zum Stimmensammeln schon zu wenig Geld hergegeben hatte, der den Stanislaus nicht wollte König werden lassen, um das Ansehn seiner Tochter, der Gemahlin Ludwigs XV, nicht zu sehr empor zu bringen, der schonte jetzt auch die Soldaten, und diese kamen (24. May) nicht nur in zu geringer Anzahl, sondern auch zu spät. Einen Tag hernach wurden die Belagerungstruppen durch acht Batallione und 22 Schwadronen Sachsen vermehrt. Endlich langte auch (12. Jun.) die russische Flotte, mit einem Vorrathe von Kugeln und Bomben, an. Die französischen Truppen geriethen nun so sehr in Noth, daß sie froh seyn mußten daß sie russische Schiffe nach einem Hafen an der Ostsee, nach Kronstadt brachten. Sie wurden in Lievland einquartiert, und einige Mo-

nathe später nach Frankreich zurückgebracht. Stanislaus, der nun die Uebergabe der Stadt als unvermeidlich sah, forderte die Danziger selbst auf, sich wegen derselben mit seinen Feinden zu vorgleichen. Vorher rettete er sich durch die Flucht, die er, als Bauer verkleidet, in Gesellschaft eines Generals, und des Platzmajors, antrat. Mit vieler Mühe, und mit großer Gefahr, schlich er sich durch die Posten der Belagerer. Endlich gelang es ihm (in der Nacht zwischen 1. und 2. Jul.) über die Weichsel zu kommen. Sein Retter war ein Bauer. Am folgenden Tage kam er zu Marienwerder an. Als ihm der König Friedrich Wilhelm zu Königsberg einen sichern Aufenthalt gestattete, ließ die Kaiserin Anna, die auf den Kopf des Stanislaus einen Preis von 10,000 Rubel gesetzt hatte, durch ihren Gesandten die Drohung äussern, daß sie ihn von Königsberg mit Gewalt würde wegholen lassen; aber Friedrich Wilhelm achtete nicht auf diese Drohung. Wenig Tage hernach unterwarf sich Danzig dem Könige August III. Der Primas, der Graf Poniatowski, und der Gesandte Monti, wurden in Verhaft

haft genommen. Danzig sollte 2 Millionen Thaler bezahlen, die Hälfte wurde ihm aber erlassen. Den Russen hatte diese Belagerung auf 8000 Mann, und allein 200 Officiere, gekostet. Dafür genoß ihre Kaiserin aber auch die Freude, daß August III sich als König von Polen behauptete. Ein Theil von der Armee, die dieses durchgesetzt hatte, zog an den Rhein, um das Ende des Krieges, den die polnische Thronfolge zwischen Oestreich auf der einen, und Frankreich und Spanien auf der andern Seite, veranlaßt hatte, beschleunigen zu helfen.

Frankreich hatte den Beystand, den Oestreich und Rußland dem Kurfürst von Sachsen gegen den Stanislaus angedeihen ließen (Oestreich that zwar weiter nichts, als daß es 12000 Mann an die schlesische Gränze marschieren ließ) für eine Kriegsankündigung erklärt. Als seine Bundesgenossen traten Spanien und Sardinien, unter dem Vorwande der Verwandtschaft, auf. In Sardinien regierte jetzt der König Karl Emanuel III. Sein Vater, Victor Amadeus, der in der Geschichte seiner Zeit eine bedeutende Rolle spielte *), übergab endlich (1730 Sept.) dem Sohne die Regierung, nachdem er sie 55 Jahre lang verwaltet hatte. Der alte Fürst opferte seinen Ehrgeitz der Liebe auf. Er wollte sich in die Ruhe des Privatstandes zurückziehen, um den zärtlichen Umgang mit seiner neuen Gemahlin, der Marquise von St. Sebastian, die er erst kürzlich (im Aug.) geheyrathet hatte, desto ungestörter genießen zu können. Aber diese feurige Liebe dauerte nicht lange. Die Neigung zu regieren regte sich bald von neuem, und der König, der erst abgedankt hatte, war nun entschlossen, den Thron, und wenn es auch mit Gewalt geschehen sollte, wieder zu besteigen. Den Plan des Vaters vereitelte aber die Entschlossenheit des Sohnes. Dieser bemächtigte sich (1731 Oct.) seiner Person, und ließ ihn auf das Schloß Tivoli in Verwahrung bringen, wo er, von seiner Gemahlin getrennt, noch ein Jahr (bis Oct. 1732) lebte. Sein Nachfolger, Karl Emanuel, nahm nun an dem polnischen Thronfolge-Krieg einen eben

*) Theil XIV, S. 100.

eben so vortheilhaften, als lebhaften Antheil.

Mit der Armee des Königs von Sardinien, die er selbst anführte, vereinigte sich ein französisches Heer, das den ein und achtzig jährigen Villars zum Oberbefehlshaber hatte. Das Herzogthum Mayland war nur von einer geringen Anzahl östreichischer Truppen besetzt; daher konnte es den Angriffen der vereinigten Franzosen und Sardinier auch nicht lange Widerstand thun. Dieß war jedoch Villars letzter Feldzug. Er starb zu Turin, seinem Geburthsorte, (im Jun.) nachdem er, seiner Uneinigkeit mit dem Könige von Sardinien wegen, die Armee verlassen hatte. Der Kaiserliche General Mercy gieng zwar mit einem beträchtlichen Heere über den Po; als er aber (29. Jun.) die vereinigte französisch-sardinische Armee, nicht weit von Parma, bey Castagneta, angriff, raubte ihm, gleich bey dem Anfange des Treffens, eine Kugel sein Leben, und die Kaiserlichen mußten sich zurückziehen. Der Graf von Königseck, Mercy's Nachfolger, überfiel zwar (15. Sept.) den Mar-

schall Broglio bey Guistello so glücklich, daß die Soldaten desselben in der größten Unordnung flohen; als aber Königseck, durch diesen Sieg ausgemuntert, einige Tage hernach (am 20.) gegen das Hauptheer der Vereinigten anrückte, mußte er mit einem Verlust von 2000 Todten, und 3000 Verwundeten, das Schlachtfeld räumen. In dieser Schlacht war es aber auch, wo der König von Sardinien die Tapferkeit eines Grenadiers mit der Geistesgegenwart eines Generals vereinigte, wo er, blos in der Weste, mit dem Degen in der Faust, focht.

Die kaiserlichen Waffen waren aber auch in Unteritalien nicht glücklich. Der Prinz Don Carlos, der den General Montemar neben sich hatte, schlug den kaiserlichen Oberbefehlshaber Caraffa, der erst über ihn gesiegt hatte, bey Bitonto (25. May) so entscheidend, daß die Eroberung des Königreichs Neapel weiter keine Mühe machte, zumahl nachdem (14. Nov.) auch Capua erobert worden war. Von Neapel setzte Montemar (im Aug.) mit 20,000 Mann nach Sicilien über,

über, das von östreichischen Truppen fast ganz entblößt war. Zu Anfang des folgenden Jahres (1735 Jan.) begab sich Don Carlos selbst auf diese Insel. Nachdem nun Syrakus (1. Jun.) Palermo (30. Jun.) und Trapani (12. Jul.) eingenommen war, sah sich Don Carlos im Besitze der ganzen Insel, und er hatte sich schon acht Tage früher (am 3. Jul.) zum Könige beyder Sicilien krönen lassen. Montemar brauchte nun die spanische Kriegsmacht, die hier nicht mehr nöthig war, den dem Könige von Neapel gehörigen Stato degli Presidj in Mittelitalien zu erobern. In Verbindung mit dem Heere der Vereinigten, welches nunmehr über hundert tausend Mann stark war, rückte er gegen die aus nicht viel als 30,000 Mann bestehende kaiserliche Armee an. Königseck, der Obergeneral derselben, hatte sie zwar durch gute Verschanzungen verwahrt; aber die überlegene Zahl der Feinde machte es ihm endlich doch rathsam, durch das venezianische Gebieth, nach Tyrol und Trient sich zurückzuziehen, und Italien also ganz zu verlassen. Montemar eroberte nun Mirandola

dola, und Mantua wurde (im Sept.) gleichfalls eingeschlossen.

Karl VI konnte in Italien keine größere Macht aufstellen, weil er die Franzosen zugleich in Deutschland bekämpfen mußte. Er war auf einen Angriff überhaupt gar nicht vorbereitet. Durch die vielen Kriege, die Oestreich bisher geführt hatte, war seine Staatscasse ganz erschöpft worden. Man hielt deswegen nur eine mäßige Anzahl von Truppen. Der Graf von Sinzendorf, der wiener Apicius, von welchem Karl selbst sagte, daß die vortrefflichen Ragouts seines Ministers ihm schlimme Händel machten, hielt ihn ab, dem Rathe des Prinzen Eugens zufolge, beständig 180,000 Mann zu halten, und daher noch 40,000 anzuwerben. Die Unterthanen, sagten Eugens Feinde, können die zur Unterhaltung einer solchen Kriegsmacht nöthigen Mittel nicht aufbringen; daher wurden, kurz vor dem Anfange dieses Krieges, viele Leute abgedankt. Nun sollten auf einmal zur Schöpfung einer großen Armee die Mittel herbey geschafft werden. Man zog deswegen viele Civilbesoldun-

dungen ein; man legte auf Posten, Lustbarkeiten u. s. w. neue Abgaben; man forderte die Stände zu ausserordentlichen Bewilligungen auf; man borgte von England, Portugal, Schweitz, Holland u. a. m. Mit dem Gelde, das man sich auf diese Art verschaffte, konnte man nicht nur die eigne Armee vergrößern, sondern auch eine große Anzahl von Truppen andrer Fürsten, als von Preussen, Hannover, Braunschweig, Weimar, Eisenach, Gotha, Hessen, Wirzburg, von Dänemark, und von der Schweitz, in Sold nehmen. Die Zahl derselben belief sich, die Reichscontingente ungerechnet, auf 60,000 Mann. Der Reichstag bewilligte die dreyfache Reichsarmee, und 30 Römermonathe. Aber sowohl die Kaiserlichen, als die Soldtruppen, bestanden meistens aus zusammen gerafften, ungeübten, dem Kriege abgeneigten Leuten; ihr Obergeneral, der Prinz Eugen, fühlte seine ehemahlige Entschlossenheit, sein ehemahliges Feuer, durch das Alter geschwächt. Das, was Er nicht nicht mehr war, sollte der jüngere, kenntnißvolle Graf von Seckendorf seyn.

Die

Die deutschen Kriegsrüstungen waren aber noch nicht vollendet, als die Franzosen (1734 May) schon Trier und Trarbach besetzten; als ihre Hauptarmee, die der Marschall von Berwick anführte, und die fast unter den Kanonen von Mannheim über den Rhein gieng, vom Schwarzwalde her ungehindert vorrückte. Eugen, der bey Ettlingen im Badenschen, hinter Verschanzungen stand, die eine zu große Ausdehnung hatten, verließ sie, aber auch zugleich seine Magazine, und nahm hinter Heilbrunn eine neue Stellung, in welcher er dem Anzuge der Reichstruppen ruhig entgegen sehen konnte. Es sollten 12,000 Mann von seiner Armee nach Italien aufbrechen, um das in diesem Lande befindliche kaiserliche Heer zu verstärken; da sie aber, um die glücklichen Fortschritte der vereinigten Franzosen und Sardinier zu hemmen, doch zu spät gekommen wären, so behielt man sie in Deutschland zurück; auch brauchte man sie hier, um die Rheinländer gegen die Angriffe der Franzosen zu vertheidigen. Berwick fürchtete sich jedoch vor dem nahen Heere der Deutschen so wenig, daß er die Belagerung der Festung Philippsburg anfieng;

fieng; aber schon nach wenig Tagen ward er, die Laufgräben besuchend, von einer Kanonenkugel, die ihm den Kopf wegriß, getödtet. Philippsburgs Befehlshaber Wuttgenau wehrte sich 12 Wochen lang (bis zum 18. Jul.) Dieß war jedoch der einzige Vortheil, den die Franzosen diesseits des Rheins erlangten; denn wenn es der behutsame Eugen auch nicht wagte, sie aus ihrer durch Kunst und Natur befestigten Stellung herauszutreiben, und wenn er sie auch nicht hindern konnte, sich Rastads, und des Kinzinger Thales, zu bemächtigen, so hielt er sie doch vom weitern Vordringen in Schwaben zurück. Seine Macht wurde aber durch 10,000 Russen, die Lascy aus Polen herbeyführte, verstärkt. Nun war er im Stande, den Grafen von Seckendorf, mit einer beträchtlichen Abtheilung seines Kriegsvolkes, an die Mosel zu schicken. Die französische Armee mußte sich, um ihre Eroberungen in jener Gegend zu behaupten, gleichfalls durch die Absendung eines Corps schwächen, und sie wurden bey der Abtey Clausen (20. Oct.) so geschlagen, daß Seckendorf die Ueberlegenheit behauptete. Vortheile von dieser

dieser Art konnten jedoch das Unglück, das die kaiserlichen Waffen in Italien verfolgte, nicht aufwiegen. Vergebens bemüheten sich Karls VI Minister, den König von Großbritannien, und die Generalstaaten zu dem Beystande, der dem Kaiser so unentbehrlich war, zu bewegen; Holland begnügte sich mit der ihm von Frankreich zugestandenen Neutralität. Da es jedoch, so wenig als England, es mit Gleichgültigkeit ansehn konnte, wenn die Macht des bourbonischen Hauses in Italien sich zu sehr vergrößerte, so arbeiteten sowohl England, als Holland an einem Vergleiche zwischen den Kriegführenden Mächten. Es wurde (1735 Jan.) den Gesandten derselben, sowohl zu London als im Haag, ein Friedensentwurf übergeben. Diesen Friedensentwurf mußte Karl VI nachdem er fast alle seine Länder in Italien verlohren hatte, ohne sich länger besinnen zu dürfen, genehmigen. Fleury, der, zum Glück für Oestreich, des Kriegsaufwandes überdrüßig war, übertrieb seine Forderungen gar nicht. So wurden denn die vorläufigen Punkte (3. Oct.) bald zur Richtigkeit gebracht.

 Nach

Nach diesen Punkten mußte der Herzog Franz Stephan von Lothringen, der künftige Gemahl der Erzherzogin Marie Theresie, der ältesten Tochter Karls VI, dem Könige Stanislaus seine Herzogthümer Lothringen und Bar abtreten, und dafür die Anwartschaft auf Toscana annehmen. Dieser Franz Stephan war der Enkel des berühmten Herzogs Karls VI, dem der Kaiser Leopold seine Schwester, und das schlesische Fürstenthum Teschen, überlassen hatte, um ihn für den Verlust seines Landes, welches ihm Ludwig XIV vorenthielt, doch einigermaßen zu entschädigen. Sein Sohn, Leopold, kam, durch den ryswicker Frieden *), wieder zum Besitze des väterlichen Landes, welches Franz Stephan von ihm erbte. Frankreich behielt jedoch die Erwerbung desselben unverrückt im Auge, bis ihm dieser Friedensschluß eine Gelegenheit verschaffte, sein Ziel zu erreichen. Das Herzogthum Lothringen sollte nehmlich, nach dem Tode des Königs Stanislaus, mit Frankreich vereinigt werden. Frankreich genehmigte dagegen Karls VI prag-

*) Th. XIV, S. 105

pragmatische Sanction, die der Marie Theresie den künftigen Besitz der väterlichen Monarchie zusicherte. Dafür mußte aber Karl dem Prinzen Don Carlos die beyden Königreiche Neapel und Sicilien, nebst dem stato degli presidj überlassen, und für diesen Verlust sich mit den beyden Herzogthümern Parma und Piacenza begnügen. Auch bekam der König von Sardinien, der treue Bundesgenosse Frankreichs und Spaniens, das Recht, einige Bezirke des Herzogthums Mayland sich zu wählen, und er wählte die Bezirke von Novara und Tortona. So sehr derselbe mit seinem Loose zufrieden war, so wenig glaubte Don Carlos seine Wünsche erreicht. Er wollte auch noch Besitzer von Toscana, Parma und Piacenza bleiben; aber er mußte seine Forderungen aufgeben. Toscana wurde, als der letzte Großherzog Johann Gasto (1737 am 9. Jul.) den Stamm seiner Vorfahren beschloß, dem Schwiegersohne Karls VI, Franz Stephan, der indessen (1736 am 12. Febr.) seine eheliche Verbindung mit der Marie Theresie vollzogen hatte, ohne weitere Umstände eingeräumt. Frankreich wurde dagegen mit dem Könige

 Sta-

Stanislaus einig, ihm, für das Herzogthum Lothringen, eine jährliche Einnahme von zwey Millionen Livres, und die Stadt Lüneville als seine Residenz, zuzusichern. Und nun kam (1738 am 18. Nov.) noch ein feyerlicher Friedensschluß zu Wien hinzu.

Vierter Abschnitt.

Achmed III wird durch einen Aufstand zur Abdankung genöthigt. Unter Mohamed V bemüht sich Bonneval, das türkische Kriegswesen umzuschaffen. Der Krieg, den Anna und Karl VI gegen die Pforte führen, entspricht den Erwartungen nicht. Karl VI schließt den nachtheiligen belgrader Frieden. Biron wird Herzog von Kurland. Tod der Kaiserin Anna. Friedrich Wilhelms I von Preussen Regierung und Charakter. Karls VI Lebensende.

Der traurige Zustand, in welchem sich Karls VI Staatscasse befand, hätte ihn von einem neuen Kriege allerdings zurückhalten sollen; aber der Staatssecretär Bartenstein, unter dessen Leitung damahls alle Staatsgeschäffte standen, und Seckendorf, der gern den Obergeneral machen wollte, riethen ihm,

an Rußlands Krieg gegen die Pforte Theil zu nehmen. Ungeachtet nun die Zahl der im Dienste sich befindenden Truppen sich auf nicht mehr, als 82000 Mann, belief; ungeachtet die Staatseinkünfte, die vor dem polnischen Thronfolgekriege 25 Millionen Gulden ausmachten, bis auf 20 Millionen herabgesunken waren, so ließ man sich durch das Glück, welches die Unternehmungen der Russen gegen die Türken begleitete, dennoch zu der Hoffnung hinreissen, das, was man in Italien verlohren hatte, jenseits des adriatischen Meeres wieder zu erobern.

Die Pforte befand sich allerdings um diese Zeit in einem entkräfteten Zustande, der von einem Angriffe derselben einen glücklichen Erfolg erwarten ließ. Der Diwan, der, seit dem nachtheiligen passarowitzer Frieden *) einem Kriege mit Oestreich auszuweichen suchte, wollte dem Kaiser Peter I den Frieden aufkündigen, weil er sich der wichtigen Stadt Derbent am kaspischen Meere bemächtigt hatte; der französische Gesandte

*) Oben S. 162

sandte Bonnac bewies ihm jedoch, daß es rathsamer sey, Peters Beyspiele folgend, die persischen Händel gleichfalls als eine Gelegenheit, Eroberungen zu machen, zu benutzen. Die Türken besetzten hierauf (1723) alle festen Oerter in Georgien, so wie die Stadt Skamachia in Schirwan; die Russen breiteten sich aber noch weiter aus. Den Krieg, den der darüber eifersüchtige Diwan dem Kaiser Peter (1724) ankündigen wollte, verhinderte Bonnac durch einen neuen Vergleich. Die Türken eroberten hierauf zwar verschiedene persische Provinzen; aber Thamas Khuli Khan nahm ihnen (1729) alles wieder ab, und ihr großer Aufwand von Menschen war also vergeblich.

Die Unzufriedenheit über den unglücklichen Ausgang des persischen Krieges vergrößerte das Mißvergnügen, das Achmeds III Regierung dem Publikum der Hauptstadt schon ohnedieß erregte; Achmeds III, der, während er sich dem Zeitvertreibe des Serails ungestöhrt überließ, die Armee in Persien so schlecht versorgte. Um seinem Geitze zu schmeicheln, belegte sein Günstling, Ibrahim,

rahim, die Krämer, die großen Theils aus Janitscharen bestanden, mit einer Accise. Darüber brach (1730) während der Zeit, daß Achmed nach Scutari in Kleinasien gieng, um selbst gegen die Perser zu Felde zu ziehen, eine heftige Empörung in Constantinopel aus. Der Urheber derselben war Patrona Calil, ein Arnaute und Janitschar, der mit alten Kleidern handelte. Seine Bude stand zwischen den Buden eines Obsthändlers und eines Kaffeeschenken, die gleich ihm schon mehr als einmal der Todesstrafe sich schuldig gemacht hatten. Durch nachbarliche Gespräche ihren Unwillen über die neue Accise vermehrend, faßten sie endlich (28. Sept.) den Entschluß, alle echten Muselmänner zur Vertheidigung des gemeinen Besten aufzufordern. Ein an einem Stock befestigtes Stück von alten Taffent stellte die Fahne vor. Der sich an dieselbe anschließende Menschenschwarm wuchs in kurzer Zeit zu einer furchtbaren Größe an. Eben waren alle Staatsbeamte, bis auf den Janitscharenaga, und den Kihaja, den Secretär des Großwessirs, entfernt. Der letztre verließ die Hauptstadt gleichfalls. Aber der ehrwürdige Aga wagte es,

es, von seiner Garde begleitet, den Aufrührern entgegen zu gehen. Als jedoch auch seine Garde sich an die Aufrührer anschloß, da mußte er, um sich vor der Wuth der Aufrührer zu retten, verkleidet nach Scutari flüchten, wo er sich, aus Furcht vor dem Großwessir, verborgen hielt.

Indessen wurde der Aufstand in der Hauptstadt immer allgemeiner. Man setzte die Gefangnen in Freyheit. Nun kam jedoch (am 29. Sept.) erst der Großwessir, und hernach auch der Großsultan, nach Constantinopel zurück. Der Diwan beschloß, die Bostandschi's (die Wache des Serails) gegen die Aufrührer anrücken zu lassen; aber diese bezeigten so wenig Muth, daß sie sich verbargen. Die Matrosen hinderte Patronas Entschlossenheit, dem Aufgebothe des Diwans Folge zu leisten. Da man nun den Aufruhr, nicht durch gewaltsame Mittel, zu unterdrükken vermochte, so mußte man den Weg der Unterhandlungen einschlagen. Die Empörer verlangten die Auslieferung des Großwessirs, des Mufti, und andrer Staatsbeamten. Achmed, der sich von einigen Galeeren in seinem Serail eingeschlossen sah, hatte (am 30.

30. Sept.) weiter keine Wahl, als den Großwessir, seinen Schwiegersohn, der schrecklichen Behandlung des aufrührerischen Pöbels preiszugeben, oder ihn erdrosseln zu lassen. Er wählte das letztre. Eben dieses Loos traf den Kapudan-Pascha, und andre Staatsbeamte. Ihre Leichname wurden, dem in diesem Falle gewöhnlichen Herkommen gemäß, zur öffentlichen Schau hingelegt. Die Aufrührer schleppten sie erst in den Straßen umher, und warfen sie hernach auf den Schindanger. Bald verbreitete sich aber die Meynung, daß diese Leichname nicht echt gewesen wären. Man wollte eigentlich nur einen Vorwand haben, den Achmed selbst zur Abdankung zu nöthigen, und Achmed III übergab, der Nothwendigkeit weichend, den kaiserlichen Säbel dem Mohamed V, einem Sohne Achmeds II, und schloß sich an seiner Stelle ein.

Patrona ernennte hierauf auch einen neuen Großwessir. Die Staatsbeamten bestanden nun aus lauter Freunden desselben. Die Zahl der Janitscharen wurde vermehrt. Als aber Patrona für das, was er ausgeführt hatte, noch eine große Belohnung verlangte; als er, um dieselbe zu ertrotzen, von einem Haufen seiner Leute begleitet, in den kaiserlichen Pallast kam, wurde er von Mohamed V und seinem Gefolge niedergehauen. Die Reichsbeamten wollten den damahligen Zeitpunkt benutzen, den Großsultan einzuschränken, oder der Herrschaft des Serails ihr Ende zu bestimmen. Sie berathschlagten sich deswegen in einer großen Versammlung, in welcher der Großwessir den Präsidenten machte. Allein der schlaue Kislar-Aga Bessir wußte sie, ehe sie zur Ausführung ihres Planes Zeit hatten, durch Generals- und Gouverneursstellen zu entfernen. Achmed III, der einen Vorwand zu einer Empörung abgeben konnte, wurde vergiftet. Die Herrschaft des Seralls war jetzt wieder so sehr befestigt, daß der Großwessir nur das äussere Ansehn eines dirigirenden Ministers behauptete, daß er in allen wichtigen Angelegenheiten den Kislar-Aga zu Rathe ziehen mußte. Wollte er sich einmahl darüber hinaussetzen, so war sein Sturz unvermeidlich. Daher hatten in sechs Jahren fünf, und in den darauf folgenden achtzehn Jahren

Jahren noch elf Großwessire das Schicksal, plötzlich abgedankt zu werden.

Die Serailregierung zog den Verfall des Kriegswesens vollends nach sich. Dies bewieß (1736) ein neuer Krieg mit Persien, der die Folge hatte, daß die Pforte allen ihren Ansprüchen auf persische Provinzen entsagen mußte. Indessen suchte eben damahls ein französischer Officier, Nahmens Bonneval, das türkische Kriegswesen besser einzurichten. Dieser merkwürdige Mann, Claudius Alexander Graf von Bonneval, (geb. 1672) der Abkömmling einer alten adlichen Familie in Limousin, vereinigte eine lebhafte und reiche Einbildungskraft, mit einem durchdringenden Scharfsinne, und einer gränzenlosen Wißbegierde. Seine militärischen Talente bildete er, unter Catinat und Vendome, in Italien aus. Eben dieses schöne Land Italien reitzte aber seinen Hang zum sinnlichen Genuß so mächtig, daß er sich einem ausschweifenden Lebenswandel preisgab. Zur Unterhaltung desselben reichten seine Einkünfte nicht hin; er gerieth in Schulden; er erlaubte sich Erpressungen.
Sein

Sein Beyspiel reitzte auch andre zur Nachahmung, und er zog sich dadurch so viele Verantwortlichkeit zu, daß er, um den unangenehmen Folgen derselben auszuweichen, (1706) den französischen Kriegsdienst, wo ihm die glänzendsten Aussichten schmeichelten, gegen den kaiserlichen vertauschen mußte. Eugen, der seine Fähigkeiten und Einsichten eben so sehr schätzte als er sie richtig beurtheilte, machte ihn bald zum General der Cavallerie, und Bonneval that sich besonders in der Schlacht bey Peterwardein (1716) hervor. Der Friede war seinem feurigen Geiste gar nicht willkommen. Aber eben dieser feurige Geist riß ihn manchmahl zu Ausbrüchen eines beleidigenden Ungestüms hin. Einst gerieth er mit dem kaiserlichen Statthalter in den Niederlanden in einen so lebhaften Wortwechsel, daß er sich so weit vergaß, gegen die Nation, die ihn so bereitwillig aufgenommen, die ihm zur Rache an seinem Vaterland eine so günstige Gelegenheit verschafft hatte, anstößige Reden sich zu erlauben. Man erklärte seine Unbesonnenheit für ein Staatsverbrechen, das die Lebensstrafe verdient hätte, und Bonneval mußte sich endlich
glücklich

glücklich schätzen, das Land, wo er sich so verhaßt gemacht hatte, räumen zu dürfen. Um auch an dem Kaiser sich zu rächen, gieng er über Venedig nach Constantinopel, nahm er, um seinem neuen Herrn allen Verdacht wegen seiner Treue zu benehmen, den Turban an, und der Großsultan erhob ihn unter den Nahmen Achmed, zum Pascha von drey Roßschweifen. Unterstützt von zwey andern französischen Officieren, die Ramsay und Mont-Chevreuil hießen, entwarf er nun den großen Plan, die Kriegsmacht der Pforte nach europäischen Grundsätzen umzuschaffen. Er fieng mit einem Corps von 6000 Mann an. Die Janitscharen fühlten bey diesen Veränderungen die gegründete Besorgniß, daß durch das neue Kriegsvolk ihr Ansehn ganz vernichtet, oder wenigstens sehr geschwächt werden würde. Man verbreitete daher das abergläubige Gerücht, daß die Abweichung von der alten Kriegszucht den Fluch des großen Propheten nach sich ziehen würde. Dadurch wurde der Sultan verhindert, seinen neuen Einrichtungen im Kriegsstaate einen größern Umfang zu geben, und es blieb bey einem auf europäischen Fuß geüb-

geübten Artillerie-Corps, das indessen doch den Kaiserlichen manchen Schaden that. Bonneval genoß übrigens, entfernt von den Ränken des Serails, alle Annehmlichkeiten des Privatlebens, die ihm schöne Weiber, und alle möglichen Bequemlichkeiten, gewähren konnten. Der in seinem Alter so gefährlichen Operation der Beschneidung mag er sich wohl nicht unterworfen haben; auch hatte er, nach seinem eigenen Urtheile, bey seiner Religionsveränderung, nur die Nachtmütze gegen den Turban vertauscht. Das Alter dämpfte übrigens weder das Feuer seiner Einbildungskraft, noch die Regsamkeit seiner Leidenschaften. Er starb (1747) als ein Wollüstling von 75 Jahren, und hinterließ einen Sohn, Nahmens Soliman, der ihm als Topi-Baschi, oder General der Artillerie, folgte.

Damahls (1735) als Rußland, dem Plane Peters I zufolge, zu einem Kriege mit der Pforte Anstalten machte, um sich wegen der Einschließung am Pruth zu rächen, war man in St. Petersburg wegen Bonnevals neuer Einrichtung des türkischen Artille-

tillerieweſens ſo beſorgt, daß man dem Geſandten zu Conſtantinopel den Befehl gab, Bonnevals beyde Gehülfen in den ruſſiſchen Dienſt hinüber zu ziehen. Zum Vorwande der Kriegserklärung gegen die Pforte dienten die Einfälle, durch welche die krimiſchen und nogayiſchen Tataren die ſüdlichen Provinzen des europäiſchen Rußlands heimſuchten, und ſchon die große Furcht, welche die Türken vor den Ruſſen hegten, konnte den Unternehmungen gegen dieſelben einen glücklichen Erfolg verſprechen. Jene Furcht war auch Urſache, daß die Pforte erſt im folgenden Jahre der Kaiſerin von Rußland förmlich den Krieg ankündigte. Es geſchah damahls etwas, was nicht gewöhnlich zu geſchehen pflegt. Der ruſſiſche Geſandte wurde nicht in die ſieben Thürme gebracht; er erhielt vielmehr die Erlaubniß, nach Hauſe zu reiſen.

Indeſſen hatte ſchon im vorigen Jahre (1735) Rußland den Krieg mit einem Feldzuge gegen die Tataren in Nogay, oder in dem Lande zwiſchen dem Dnepr und Dneſtr, angefangen. In dieſes Land rückte der General Leontjew mit 20,000 Mann, meiſtens Dragonern, und 8000 Koſaken, ein; der ganze Erfolg dieſes Feldzuges ſchränkte ſich aber darauf ein, daß mehrere tauſend Tataren niedergehauen, und vieles Vieh erbeutet wurde. Aber es war (im Nov.) ſchon tief im Herbſt; die kühlen Nächte zogen Verkältungen und Krankheiten nach ſich; die Krankheiten verbreiteten ſich um ſo ſchneller, je mehr man, wegen Mangels an Lazarethen, die Kranken mit fortſchleppen mußte. Die Pferde litten Mangel an Fütterung. Bis zu den Linien der Krim, die man erſt erreichen wollte, waren noch zehn Tagemärſche. Leontjew mußte ſich daher, nachdem er 10,000 Menſchen, und eben ſo viel Pferde, verlohren hatte, zum Rückzuge nach der Ukraine entſchließen.

Im folgenden Frühjahre (1736 März) rückte Münnich mit der Hauptarmee, über den Don, in die Gegend von Aſow. Während daß Laſcy dieſe Feſtung belagerte, zog Münnich (im Jun.) mit 50 = 54,000 Mann, die immer im Viereck marſchierten, und das Gepäcke in der Mitte hatten, nach den ta-

tarischen Verschanzungslinien bey Perekop, auf der Landenge, welche die Halbinsel Krim mit dem festen Lande verbindet. Diese Linien, die sich, vom asowischen bis zum schwarzen Meere, sieben Werste (fast ein und eine halbe M.) weit erstreckten, wurden durch sechs mit Kanonen besetzte Thürme, und durch einen 12 Toisen breiten, und 17 Toisen tiefen Graben vertheidigt. Fünftausend Mann hatten mehrere Jahre lang an denselben gearbeitet, und die Tataren hielten sie für unüberwindlich; sie wurd'n aber dennoch von den Russen erstiegen, und Perekop mußte der Gewalt derselben weichen. Diese bemächtigten sich auch noch verschiedener andrer Hauptstädte. Allein Mangel an Lebensmitteln, verbunden mit der großen Hitze der Monathe Julius und August, welche die Armee um drey Fünftel verminderten, machten es dem Obergeneral Münnich rathsam, den Rückzug anzutreten, nachdem er vorher die Linien hatte verwüsten lassen. Die einzige bleibende Frucht dieses Feldzuges war (am 1. Jul.) die Eroberung von Asow, welche aber durch die russischen Bomben in einen Steinhaufen verwandelt worden war. Lascy stell-

stellte sie wieder her. Das Land der Tataren in Kuban war durch die Kalmücken und Kosaken, welche man gegen sie ausschickte, schrecklich gemißhandelt worden. War dieß aber wohl eine Schadloshaltung für 30,000 brave Soldaten, welche dieser Feldzug gekostet hatte; für einen Feldzug, in welchem Münnich sich mancher Fehler schuldig machte, den er in einer noch zu rauhen Jahrszeit anfieng, der seiner Sorgfalt für die Pflege der Soldaten so wenig zur Ehre gereichte?

Die Unternehmung gegen die Krim sollte im folgenden Feldzuge wiederholt werden. Münnich war daher darauf bedacht, die Verbindung mit derselben durch Verschanzungen, die er in gewissen Entfernungen errichten ließ, zu erhalten. Durch 40,000 ausgehobene Recruten wurde die Hauptarmee auf 60 bis 70,000 Mann gebracht. Diese zog, mit 227 Kanonen versehen, über den Dnepr und den Bug, bis vor Oczakow, welches (am 13. Jul.) ein glückliches Ereigniß den Russen in die Hände lieferte. Während daß eine Feuersbrunst sich über einen großen Theil der Stadt verbreitete, ward sie von Münnich,

der die dadurch entstandene Verlegenheit der Einwohner zu benutzen hoffte, stürmend angegriffen. Zwar wehrten sich die Bosnier, die ihre Garnison ausmachten, so tapfer, daß die Russen viele Leute einbüßten; als aber das Feuer endlich auch das Pulvermagazin ergriff; als ein großer Theil der Stadt zusammen stürzte, und unter den Trümmern derselben auf 6000 Menschen begraben wurden, da fühlte der Seraskier die Nothwendigkeit, die Thore zu öffnen. Von 20,000 Mann, die unter seinem Befehle standen, waren nur noch 3,200 übrig. Damahls erlebte die einzige Compagnie Artilleristen, die aus Bonnevals Schule noch übrig war, ihren Untergang. Mit der Eroberung von Oczakow beschloß (im Aug.) Münnich, der wieder 16,000 Mann eingebüßt hatte, den Feldzug dieses Jahrs, und kehrte nach der Ukraine zurück. Vergebens wurde (im Oct.) Oczakow von den Türken und Tataren belagert. So gut wehrte sich die bis auf 5000 Mann zusammen geschmolzene Besatzung! Sie wurde aber auch von einer Flotte unterstützt. Ein Feldzug, den Lascy mit 40,000 Mann, aller Gefahr, und aller Vorstellungen

gen seiner Generale ungeachtet, (im Jul.) nach der Krim vornahm, hatte weiter keinen Erfolg, als daß die Stadt Karasbasar, nebst tausend Flecken und Dörfern, abgebrennt wurde.

Im folgenden Jahre (1738) rückten wieder zwey russische Heere gegen die Türken zu Felde. Die gegen 55,000 Mann starke Hauptarmee, die wieder unter Münnichs Oberbefehl stand, drang bis an den Bug und den Dnestr vor. Nachdem sie hier der Kriegsmacht der Türken einige Zeit hindurch gegenüber gestanden, und weiter nichts gethan, als das Lager derselben beschossen hatte, gieng sie (1. Sept.) wieder über den Bug zurück. Sie hatte abermahls einen großen Menschenverlust gehabt, und doch war die eigentliche Absicht dieses Feldzuges, der die Eroberung von Bender oder Choczim zum Gegenstande hatte, gar nicht erreicht worden. Als die Kaiserin Anna, dem dringenden Verlangen des wiener Hofes zufolge, dem Feldmarschall Münnich den Befehl schickte, den Angriff einer von den beyden gedachten Städten noch in diesem Feldzuge

zuge vorzunehmen, erklärte ihn ein Kriegsrath der Generale für so unmöglich, daß Münnich seinen Rückzug fortsetzte. Die zweyte Armee, die, 30-35,000 Mann stark, unter Lascy wieder in die Krim einrückte, that auch weiter nichts, als daß sie Perekop eroberte und zerstörte. Die Absicht, sich der Stadt Kaffa zu bemächtigen, wurde nicht erreicht, weil das diese Stadt umgebende Land sehr verheert war, und die Flotte, welche die Belagerung befördern sollte, durch einen Sturm zerstreut wurde.

So wenig durch die bisherigen Feldzüge dieses Krieges ausgerichtet worden war, so setzte man ihn doch auch im folgenden Jahre (1739) fort. Münnich versammelte bey Kiew eine Armee von 60 bis 65,000 Mann. Da manche Regimenter, um diesen Versammlungsplatz zu erreichen, über 100 Meilen marschieren mußten, so waren die Truppen nicht eher, als zu Anfang des Junius, vereinigt. In Zeit von einem Monath (vom 10. Jul. bis 10. Aug.) setzten die Russen über den Bug und über den Dnestr. Wie sich die russische Armee in den Hohlwegen von

von Perekop befand, hätten sie die Türken und Tataren leicht vernichten können; aber ihr Oberbefehlshaber Veli-Pascha versäumte, zu Münnichs Glück, den günstigen Zeitpunkt. Die von den Türken und Tataren auf allen Seiten umgebenen Russen hatten Tag und Nacht keine Ruhe. Der Mangel an Fütterung wurde immer dringender. Münnich mußte daher eine Schlacht wagen, so groß auch die Gefahr war. Er wußte die Türken, bey dem Dorfe Stawutschau (28. Aug.) durch einen falschen Angriff, so glücklich zu täuschen, daß sie in die Flucht geschlagen wurden, daß sie einen großen Theil ihres Lagers, und ihres Geschützes, zurücklassen mußten. Eine Folge dieses Sieges war, daß sich Choczim, welches von 30,000 Mann belagert wurde, zwey Tage hernach (30. Aug.) ergab. Die Russen drangen auch in der Moldau bis Yassy vor. Münnich schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, auch Bender zu erobern; aber seine Hoffnung wurde durch den Frieden vereitelt.

Diesen Frieden führte das Unglück der östreichischen Waffen geschwinder, als man ver-

vermuthete, herbey. Als vor zwey Jahren (1737 Aug.) zu Nemirow am Bug, nicht weit von der walachischen Gränze, eine die Wiederherstellung des Friedens beabsichtigende Zusammenkunft von Bevollmächtigten Rußlands, Oestreichs, und der Pforte, ohne Erfolg war, weil keiner von den beyden Krieg führenden Theilen die Nothwendigkeit des Friedens bis zur Nachgiebigkeit fühlte, so glaubte sich Karl VI verpflichtet, der unter der Regierung der Kaiserin Anna mit Rußland erneuerten Verbindung gemäß, an diesem Kriege Theil zu nehmen. Aber der Hof zu Wien hätte diesen Krieg nicht leicht in einer ungünstigern Lage unternehmen können, und Rußland wäre vielleicht schon mit der Aufstellung einer Armee, schon mit der Drohung eines Angriffs, zufrieden gewesen. Auch hatte sich ja der Kaiser nur zu einem Beystande von 30,000 Mann verbindlich gemacht. Aber man hoffte recht viel zu erobern, und doch war der größte Theil der Soldaten, durch die man diese Absicht zu erreichen glaubte, erst neu angeworben, oder ausgehoben, und doch waren die Gränzfestungen in einem elenden Zustande, und doch fehl-

fehlte es an Vorräthen aller Art, und doch herrschte unter den Oberbefehlshabern Uneinigkeit.

Der Gemahl der Erzherzogin Marie Theresie, der Großherzog Franz Stephan, stellte zwar den Obergeneral vor; aber derjenige, der die Unternehmungen eigentlich leitete, war der Graf von Seckendorf, den Eugen dem Kaiser besonders empfohlen hatte. Dieser Seckendorf, ein sächsischer Edelmann und ein Lutheraner, war der katholischen Geistlichkeit, und ihren Anhängern, ein gewaltiger Stein des Anstoßes. Er wär es aber auch für den Neid des Grafen von Khevenhüllers, des Vicepräsidenten des Hofkriegsraths, dem man ihn vorgezogen hatte. Khevenhüller hatte insgeheim die unredliche Absicht, Seckendorfs Ruhm und Ansehn wenigstens nicht vergrößern zu helfen, und Seckendorf war nicht vorsichtig oder nicht glücklich genug, den Schlingen, die man ihm legte, zu entwischen. Daher hatte der Feldzug nur eine kurze Zeit einen glücklichen Erfolg. Die Oestreicher drangen (1737) in Servien glücklich ein; sie eroberten unter andern

dern (28. Jul.) die damahlige Hauptfestung Nissa. Seckendorf hoffte nun, die Stadt Widdin in Bulgarien eben so bald in seine Gewalt zu bekommen. Widdin ist von Nissa nicht weiter, als 13 Meilen, entfernt; aber Khevenhüller, dem Seckendorf diese Belagerung aufgetragen hatte, marschierte so langsam, daß er nach 12 Tagen noch drey Meilen bis nach Widdin hatte, und auch jetzt machte er noch keine ernstlichen Anstalten zur Einschließung der Festung; vielmehr zog er sich, nachdem er sich hatte überfallen lassen (im Aug.) wieder zurück. Seine Nachlässigkeit war auch Ursache, daß (21. Oct.) Nissa wieder verlohren gieng. Doxat, der Oberbefehlshaber dieser Stadt, wartete nicht einmahl Seckendorfs Antwort auf seine Anfrage wegen der Uebergabe ab. Ein Kriegsgericht verurtheilte ihn deswegen zum Tode. Der Prinz Joseph von Hildburghausen, der in Bosnien eingedrungen war, wurde, weil ihn der Ban von Croatien, Esterhasi, nicht unterstützte, (im Aug.) von dem Pascha dieser Provinz auch wieder heraus getrieben. Also war dieser ganze Feldzug für den Kaiser verlohren! Seckendorf hatte, wie ihn sei-

seine Feinde beschuldigten, den unglücklichen Ausgang dieses Feldzuges hauptsächlich durch seinen Geiz veranlaßt; er gab seinen Soldaten altes, verschimmeltes Brod; er ließ es ihnen an Brantewein, an Feldspitälern, an Arzeneyen, fehlen; er blieb bey Nissa vierzehn Tage hindurch müßig stehen. Genug, er wurde nach Wien gerufen, um den Oberbefehl nicht wieder zu bekommen. Die Geistlichen reitzten von der Kanzel herab den Pöbel der Hauptstadt so sehr zum Unwillen über den ketzerischen General, der die Sache des Kaisers und der Religion so unglücklich vertheidigt hatte, daß er sich in Gefahr befand, in seinem Hause gestürmt zu werden. Man brachte ihn nach Grätz.

Die Stelle eines Oberanführers des kaiserlichen Heeres wurde hierauf (1738) dem Grafen von Königseck, dem Präsidenten des Hofkriegsraths, zu Theil, der, seinem eignen Geständnisse nach, das Land, in welchem er die Unternehmungen leiten sollte, zu wenig kannte. Da nun auch seine Plane von den untergeordneten Generalen nicht mit Uebereinstimmung ausgeführt wurden, so konn-

konnte der Erfolg unmöglich glücklich ausfallen. Zwar erfochten die Oestreicher (3. Jul.) bey Mehadia, am Eingange in den Banat, einen, wie wohl kostbaren Sieg; auch drangen sie bis Alt-Orsowa, bey dem Einflusse der Tscherna in die Donau, vor; als aber Neuperg, aller Warnungen ungeachtet, die Besetzung eines engen Weges vernachlässigte, so gieng die ganze türkische Armee, die jenseits Orsowa, an der Donau stand, so schnell über den Fluß, daß die Oestreicher die übereilteste Flucht ergreifen mußten. Mehadia fiel nun wieder in die Gewalt der Türken, und Königseck zog sich, während daß man sich in Wien recht viel von ihm versprach, zuerst in den Banat, und endlich bis nach Belgrad, zurück.

Auch Königseck mußte nun (1739) einem andern Obergenerale Platz machen. Dieser war der Graf Olivier von Wallis, unter welchem die Generale Neuperg und Hildburghausen den Befehl führten. Wallis rückte (22. Jul.) von Belgrad her, den Türken bis zum Flecken Krotzka an der Donau entgegen. Mit der umliegenden Gegend ganz

ganz unbekannt, ward er, anstatt eine Abtheilung von 10 bis 12,000 Mann vor sich zu finden, von der ganzen Macht des Großwessirs so schrecklich überrascht, daß auf 20,000 Mann von seinen Leuten getödtet oder verwundet wurden, daß die übrigen bis über Belgrad hinaus flüchteten. Diese Festung griffen die Janitscharen sogleich an, ohne den Befehl des Großwessirs abzuwarten. Dem Commandanten Succow fehlte es an allen zu seinem wichtigen Amte nöthigen Eigenschaften und Kenntnissen, selbst an der Bekanntschaft mit der Festung, die er vertheidigen sollte. Die Festung, berichtete er, wäre gar nicht zu retten. Der Graf von Schmettau, dem man eine genauere Untersuchung ihrer Lage auftrug, fand es ganz anders. Die wohlbefestigte Stadt, war mit hinlänglichen Vorräthen, und einer Besatzung von 15,000 Mann, versehen, und die belagernden Türken waren noch auf 100 Schritte von den Aussenwerken entfernt. Schmettau traf auch bald so gute Anstalten, daß die Hofnung, die Stadt zu behaupten, wieder wuchs. Doch Wallis hatte bereits dem Großwessir die Uebergabe von Belgrad, als

als eine Bedingung des Friedens, antragen lassen; der Kaiser hatte, durch den übereilten Bericht von Belgrads rettungslosen Zustand getäuscht, und des Unglücks seiner Waffen überhaupt überdrüßig, dem Grafen von Neuperg die Vollmacht gegeben, anstatt des Grafen von Wallis, mit dem Großwessir in Unterhandlungen zu treten. Vergebens schickte Karl, durch den Grafen von Schmettau besser berichtet, dem Grafen von Neuperg durch einen Courier den Befehl, Belgrads Besitz dem Großwessir zu versagen; der auf Neuperg neidische Wallis ließ den Courier erst nach Siebenbürgen gehen, und als er endlich bey dem Grafen Neuperg anlangte, war es schon zu spät, hatte man (18. Sept.) den Türken schon ein Thor von Belgrad eingeräumt. Lange war kein Friede für die Pforte so vortheilhaft geschlossen worden. Sie erhielt, ausser Belgrad, ganz Servien, den östreichischen Antheil von der Wallachey, nebst Orsowa, und Bosnien, wie es ihr zur Zeit des carlowitzer Friedens gehört hatte. Dafür räumte sie blos den Banat, und Mehadia, wieder ein. Ehe die kaiserliche Genehmigung der Präliminarien, oder vorläufigen Frie-

denspunkte, von Wien angelangt war, unterzeichnete Neuperg auch schon den feyerlichen Friedensvertrag. Aber sowohl Neuperg als Wallis wurden, wegen ihres übereilten Friedensschlusses, zu Wien zur Verantwortung gezogen; Neuperg kam auf die Citadelle von Prag, und Wallis auf die Festung von Brünn. Neuperg handelte, wie man erzählt, nach einem geheimen Winke der Erzherzogin Marie Theresie, und ihres Gemahles, die, bey dem sichtbar sich nähernden Lebensende des Kaisers, den Zustand der Ruhe hergestellt zu sehen wünschten. Diese Sage macht der Umstand, daß Neuperg nach Karls Tode, wieder in seine Aemter und Ehrenstellen eingesetzt wurde, ziemlich wahrscheinlich.

Als Neuperg, im Lager des Großwessirs, den Frieden unterzeichnete, befand sich der Kanzleyrath Cagnoni, den die Kaiserin Anna nach Constantinopel geschickt hatte, um, in Verbindung mit dem französischen Gesandten Villeneuve, die Verhandlungen zu ihrem Vortheile einzuleiten, eben gegenwärtig. Er protestirte feyerlich gegen alles, was hier ge-

geschah; aber er protestirte vergeblich. Rußland, das jetzt den Kampf mit der Pforte allein bestehen mußte, konnte die Vortheile, die es in denselben erfochten hatte, auch nicht lange mehr verfolgen, und schloß daher einen Monath später (im Oct.) gleichfalls Frieden. Demselben zu folge sollte die Festung Asow geschleift, und die umliegende Gegend in eine Wüste verwandelt werden. Doch erhielt Rußland die Erlaubniß, in der Nähe von Tscherkask, am Don, eine neue Festung anzulegen. Die Pforte behielt sich dagegen das Recht vor, an dem in das schwarze Meer fallenden Flusse Kuban eine Festung zu bauen. Die von Tscherkassen bewohnte Kabarda sollte frey, die Schiffahrt auf dem schwarzen Meere den Russen untersagt bleiben. Durch eine spätere Verabredung (im Dec.) trat Rußland auch Choczim, Oczakow und Kinburn, wieder an die Pforte ab. Zu Oczakow holten sich die Russen die Pest, die ihnen allein auf 20,000 Menschen kostete. Ueberhaupt waren die Vortheile dieses Krieges dem Aufwande an Geld und Menschen, den er dem russischen Reiche kostete, gar nicht angemessen.

Um

Um so glücklicher hob während der Zeit, als Münnich zu Felde lag, Biron sein Ansehn immer höher. Er verschaffte sich in dem Herzogthume Kurland einen eignen Staat. Als mit dem Herzoge Ferdinand der kettlerische Mannsstamm sich seinem Absterben näherte, wählten (1726) die Stände des Herzogthums den Grafen Moritz von Sachsen, den Sohn des Königs Augusts II, zu dessen Nachfolger. Mit dieser Wahl war jedoch weder die polnische Nation, noch Rußland, zufrieden. Rußland hatte, einer alten Schuldforderung wegen, Kurland schon besetzt. Der neue Herzog von Kurland mußte das Land wieder verlassen. Die Kaiserin Anna machte, wegen ihres Leibgedinges, auf dasselbe Anspruch. Als daher der alte Herzog endlich (1730) starb, ließ die Kaiserin Anna verschiedene Regimenter einrücken, um die Wahl des neuen Herzogs nach ihren Absichten zu lenken. Die kurländischen Stände befanden sich jetzt in einer doppelten Verlegenheit. Auf der einen Seite bedrohete sie Polen mit dem Schicksale, ihr Land in Woiwodschaften eingetheilt zu sehen:

 auf

auf der andern Seite wollte ihnen Rußland einen Herzog nach seinem Wunsche geben. Sie wählten aus beyden Uebeln das letztre. Eine Deputation derselben ersuchte den mächtigen Günstling der Kaiserin Katharine, den Grafen von Biron, um seinen Beystand. Jetzt durften sie sich freylich nicht mehr weigern, diesen glücklichen Abkömmling eines Reitknechts unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen. Der Kaiser Karl VI hatte ihn bereits in den Reichsgrafenstand erhoben, und die vornehmsten Höfe von Europa bewarben sich wetteifernd um seine Freundschaft. Unter diesen Umständen konnte es gar nicht unerwartet seyn, als ihn (1737) die Kaiserin Anna den kurländischen Ständen zum Herzoge vorschlug. Auch wurde er von der Versammlung derselben in der Hauptstadt Mietau, welche von einigen Compagnien russischer Reiter besetzt war, wirklich gewählt.

Als Herzog von Kurland erhielt Biron im Grunde kein größeres Ansehn, als er schon bisher behauptet hatte. Er war und blieb derjenige, der auf Rußlands damahlige Regierung den größten Einfluß hatte. Dieß fühlte vornehmlich auch der Prinz Anton Ulrich von Braunschweig, der Bräutigam der Prinzessin Anna. Da seine Eigenschaften ihn sowohl dem Hofe, als der Nation empfahlen, so betrachtete ihn Biron gleichsam als einen Nebenbuhler seiner Macht, so wünschte er eben deswegen die Vollziehung seiner Verbindung mit der künftigen Beherrscherin von Rußland zu verhindern, und der Prinz fand auch, zumahl da ihm die Kaiserin Anna selbst nicht geneigt war, große Schwierigkeiten, ehe er (1739) zur Erfüllung seines Wunsches gelangte. Die erste Frucht dieser Ehe war der Prinz Iwan (geb. 1740 am 24. Aug.). Birons große Gewalt hatte bey den inländischen Großen schon lange den lebhaftesten Neid erregt, hatte ihn schon lange zum Gegenstande ihres bittern Hasses gemacht. Daher wurde auch mehr als ein Plan zu seinem Untergange entworfen. Dieß geschah vornehmlich in den beyden letzten Regierungsjahren der Kaiserin Anna. Zuerst verschworen sich (1739 Nov.) die Dolghorukoj gegen Biron und seinen Anhänger Ostermann. Allein der glück-

glückliche Biron erfuhr ihren Plan, und sie mußten nun die Opfer seiner Rachsucht abgeben. Das Haupt derselben, der Fürst Iwan zu Nowghorod, wurde lebendig gerädert; drey andre Fürsten von Dolghorukoj theilten das Schicksal einer ewigen Gefangenschaft. Dieser schrecklichen Bestrafung ungeachtet, war der Wunsch, den Herzog von Kurland und den Grafen von Ostermann von der Regierung zu entfernen, so lebhaft, daß ein halbes Jahr hernach (1740 April) schon wieder eine Verschwörung dem Ausbruche nahe war. Der vornehmste Anstifter derselben war der Oberjägermeister und Cabinetsminister Wolniskyi, ein talentvoller, aber auch ehrgeitziger, eigenliebiger, und unbehutsamer Mann. Die Verschwörung desselben verrieth sich durch eine Schrift die man der Kaiserin zu einer Zeit, wo zwischen ihr und dem Günstling einiger Kaltsinn herrschte, zu übergeben gewagt hatte. Die Kaiserin war aber so schwach, diese Schrift dem Herzog von Kurland zu zeigen, und dieser häufte jetzt so viele Beschuldigungen gegen die Urheber derselben, daß sie für ihren Plan auf eine schreckliche Art büßen mußten.

Doch

Doch der Zeitraum, in welchem Biron eine so glänzende Rolle gespielt hatte, näherte sich jetzt seinem Ende. Seine Gönnerin wurde mit dem Ausgange des Septembers (1740) so kränklich, daß man es für nöthig fand, die künftige Thronfolge zu bestimmen. Diese sollte dem kleinen Prinzen Iwan zu Theil werden. Einen Monath später starb die Kaiserin Anna (28. Oct.) im 47sten Jahre ihres Lebens. Mit einem ziemlich großen Körperbau verband sie eine männliche Stimme und einen männlichen Ernst, verband sie einen Ehrfurcht gebiethenden Blick. Im Grunde gutmüthig, hatte sie die Schwachheit, von ihren Günstlingen sich zu sehr beherrschen zu lassen, war sie oft, ohne es zu wissen, ungerecht und grausam. Ihre Lebensart war, von Ausschweifung entfernt, sehr einfach. Selten speisete sie öffentlich; meistens nur in Gesellschaft der bironschen Familie. Wenn sie zuweilen spielte, so that sie es nur, um an die, die mit ihr spielten, zu verlieren. Eine ihrer angenehmsten Unterhaltung gewährten ihr Hofnarren, deren sie gewöhnlich sechs hatte. Einen derselben mußte unter andern der Fürst Galitschin

schin

schin vorstellen, weil er auf seinen Reisen zur katholischen Religion übergegangen war. Unter der Regierung der Anna kam (1736) die erste italienische Oper nach St. Petersburg. Der Hofstaat war, durch Birons Veranstaltung, zahlreich, aber ohne Pracht und Geschmack.

Noch vor der Anna starben zwey andre große Fürsten dieser Zeit, Friedrich Wilhelm I von Preussen, und Karl VI. Jener hat sich durch die Einführung einer pünktlichen Taktik, und einer strengen Kriegszucht, in Ansehung deren er fast allen übrigen Mächten von Europa zum Muster diente, ein unvergeßliches Andenken gestiftet. So stark die Natur seinen Körper gebaut, so sehr er denselben durch Kriegsübungen, Jagd und Reisen, abzuhärten gesucht hatte, so beschleunigte doch eine podagraische Wassersucht das Ende seines Lebens, nachdem er noch nicht volle 52 Jahre gelebt, und 27 regiert hatte. Noch am Tage seines Todes (31. May) ließ er sich in seinem Stuhlwagen an das Fenster bringen, um die Wachparade zu sehen.

Friedrich Wilhelms I wohlgebildeter Körper hatte fast die Höhe von sechstehalb Fuß, und hatte in den ältern Jahren so sehr an Schwere zugenommen, daß sein Gewicht auf dritthalb Centner betrug. Aus seinem durchdringenden Blicke leuchtete doch auch etwas Menschenfreundliches hervor. Seine Art zu denken und zu handeln, war zum Theil eine Folge seiner Selbstbildung; denn die Erziehung seiner Mutter der vortrefflichen Charlotte von Hannover, paßte nicht für seinen Charakter. So sehr daher Friedrich Wilhelm ihr Andenken ehrte, so meynte er doch, daß sie alles versäumt hätte, was zur Bildung eines Sohnes nöthig wäre; sie wäre zwar eine kluge Frau, aber auch eine böse Christin gewesen, und der Vater hätte, auf die Bildung seines Verstandes und Herzens gar nicht achtend, ihn blos an Hoffeyerlichkeiten und Pracht zu gewöhnen gesucht. Auf Gottesfurcht hielt Friedrich besonders sehr viel. Auch war er ein großer Verehrer der holländischen Reinlichkeit; er wählte daher gewöhnlich Holländer zu seinen Castellanen. Doch die Haupttriebfeder seiner Gesinnungen und Handlungen war der soldatische Geist.

Friedrich Wilhelm I kannte kein größeres Glück, als die Beschäftigung mit den Soldaten. Daher schaffte er sich nicht nur viele, sondern auch recht geübte Kriegsleute an. Schon in den ersten zwey Jahren seiner Regierung warb er sechs neue Regimenter an. Da der preussische Staat, als er dessen Regierung übernahm, nicht mehr als 1,620,000 Menschen enthielt, so mußte er, um eine größere Armee zu schaffen, zu ausländischen Werbungen seine Zuflucht nehmen, und man traf seit dieser Zeit fast in allen Reichsstädten preussische Werber an. Für die inländischen Recruten ordnete Friedrich Wilhelm das Cantonssystem an. Der König August II vermehrte sein Kriegsvolk (1718) durch ein ganzes Dragoner-Regiment, das er ihm für zwölf große Gefäße von japanischem Porzellan überließ. Im Jahr 1721 zählte seine Armee schon 51,311 Köpfe, und bey seinem Tode war sie bis auf 72,000 Mann angewachsen, die aus 72 Batallionen und 111 Schwadronen bestanden. Unter diesen zeichnete sich sein Leibregiment von lauter ausserordentlich großen Leuten aus, deren Anblick ihm ein entzückendes Vergnügen gewährte.

Dieß

Dieß waren die sogenannten Potsdamer. Aber kein Stand, keine Würde, kein Verhältniß rettete einen großen und schönen Mann von dem Schicksale, seinen Potsdamern einverleibt zu werden. In wie manche Händel gerieth er ihrentwegen nicht mit auswärtigen Mächten! Seine Werbeofficiere schonten kein Gebieth, und keinen Landesherrn. Sowohl der Kurfürst von Hannover, als der Kurfürst von Bayern, machte die Erfahrung, daß Friedrich Wilhelm Leute von ihrer Garde an sich lockte, und auf der Post geschwinde fortschaffte. Fast hätte Georg I deswegen mit ihm Krieg angefangen. Die Generalstaaten nahmen die Ränke, die die preussischen Werbeofficiere in ihrem Gebiethe spielten, so übel auf, daß sie zwey derselben hinrichten ließen.

Friedrich Wilhelm wollte aber nicht allein viele, sondern auch recht geübte Soldaten haben. Seine Soldaten, die, als die ersten in Deutschland, völlig gleich montirt wurden, mußten im Tact marschieren, und im dreymahl schnellern Feuern es allen andern Soldaten zuvorthun. Die hölzernen Ladestöcke

wur-

wurden daher in eiserne verwandelt, und die Preussen waren (seit 1733) die ersten, die mit aufgepflanztem Bajonette feuerten. (Die Grenadiere waren bisher unter alle Compagnien vertheilt gewesen.) Seit dem Jahre 1735 bekam aber jedes Batallion eine besondre Grenadiercompagnie. Die preussischen Soldaten erhielten, um in ihren Bewegungen und Uebungen desto weniger gehindert zu seyn, kurze Montirung. Um ihnen aber eine beständige Beschäfftigung zu geben, mußte Flinte, Scheide, Zaum, Sattel, Stiefel, kurz alles lakirt seyn.

Friedrich Wilhelms pünktliche Kriegsübungen und Bewegungen konnten nur, durch eine anhaltende und unbarmherzige Strenge, in Fertigkeit übergehen. Diese strenge Mannszucht machte den Stock, diesen mächtigen Hebel der menschlichen Anstrengung, zu einem wichtigen Werkzeuge. Der Soldat, der das geringste in seinem Dienste versah, bekam entweder eine beträchtliche Zahl von Schlägen, oder wurde von seinen Officieren schrecklich angefahren. Das Fluchen gehörte ordentlich zu den Eigenschaften eines guten Offi-

ciers, und es wurde daher recht systematisch getrieben. Der Soldat durfte, und wenn er das ungerechte Verfahren seines Officiers noch so innig fühlte, demselben nicht mit einem Worte widersprechen. Das fürchterliche: „Kerl, räsonnire nicht!" war vermögend, alle seine Zweifel niederzuschlagen. Friedrich Wilhelms Aufmerksamkeit war aber hauptsächlich auf sein Fußvolk gerichtet. Um so nachlässiger behandelte er die Cavallerie. Auch darinn folgte er, so wie fast in allen seinen militärischen Anordnungen, dem Rath des alten Dessauers.

Leopold, Fürst von Anhaltdessau, (geb. am 3. Jul. 1676) war ein Sohn des Fürsten Johann Georgs II, der die Mutter-Schwester Friedrich Wilhelms zur Gemahlin hatte. Für seinen feurigen Geist paßte sich nicht der Unterricht eines pedantischen Hofmeisters. Nur Waffen und Kriegsübungen zogen seine Aufmerksamkeit auf sich. Kaum zwölf Jahre alt, bekam er vom Kaiser Leopold ein eignes Regiment. Nach dem Tode seines Vaters (1693) erhielt er das Regiment, das dieser unter den brandenburgischen Trup-

Truppen gehabt hatte. In seinem zwanzigsten Jahre commandirte er schon als kurbrandenburgischer General in den Niederlanden. Tapfer, unerschrocken, ausdauernd, sich selbst nicht schonend, zeigte er in seinem Aeussern etwas besonders Rauhes und Schrekken einflößendes, zeigte er eine auffallende militärische Heftigkeit, schien er keine andre Wissenschaft, als das Exerciren, den Stock, und das Fluchen, zu besitzen, haßte er alles, was nur einigermaßen den Charackter des Sanften, Ehrbaren und Humanen an sich trug. Die strenge Mannszucht, die Friedrich Wilhelm bey seiner Armee einführte, war ganz sein Werk; aber eine Folge derselben war die bewundernswürdige Uebung und Fertigkeit, worinn es die Preussen allen andern Soldaten dieser Zeit zuvorthaten.

Die ausserordentliche Vermehrung, die Friedrich Wilhelm mit seinem Heere vornahm, der große Aufwand, den ihm seine Potsdamer, und die Vorräthe von allerley Kriegsbedürfnissen, verursachten, verzehrten den größten Theil seiner sehr mäßigen Staatseinkünfte. Aber Friedrich Wilhelm wußte das,

das, was ihm sein ansehnlicher Kriegsstaat kostete, wieder an andern Dingen zu ersparen. Er ersparte es besonders an seinem Hofstaate. Von allen Oberhofbeamten hielt er zuletzt nur einen Oberstallmeister, und einen Oberjägermeister. Für seinen Stall, seine Kellerey, für die Besoldung und Kleidung seiner Hofbedienten, bestimmte er monathlich nicht mehr, als 4000 Thaler. Aber er hielt täglich auch nur Eine Mahlzeit, und zwar von Hausmannskost. Seine Gemahlin, der jährlich 80,000 Thaler angewiesen waren, mußte davon ihre und ihrer Kinder Kleider und Wäsche, ja auch Pulver und Bley zur Jagd, besorgen. Sie, und jede von ihren Töchtern, erhielten von ihm jährlich nicht mehr, als ein Winterkleid. Für einen so sparsamen König war es möglich, von sieben Millionen Thaler jährlicher Einkünfte, auch noch einen Schatz von 8,700,000 Thaler zu sammeln.

Eben dieser König leistete aber auch seinen übrigen Regentenpflichten volle Gnüge. Ganz vorzüglich ließ er sich den Anbau der wüsten Plätze in den Städten angelegen seyn. Der Bau

Bau eines neuen Hauses verschaffte manchem ein Amt oder einen Titel. Während daß er für seine Unterthanen sehr eifrig, oft mit Verschwendung, baute, dachte er für sich selbst nicht einmahl auf eine bequeme Wohnung. Dafür genoß er aber auch die Freude, fast alle Häuser, die im dreyßigjährigen Kriege verwüstet worden waren, wieder aufgebaut zu sehen. Zugleich waren viele alte Städte vergrößert, und viele neue Dörfer angelegt worden. Die von Friedrich I angelegte Friedrichsstadt bey Berlin hatte an Umfang schon so sehr gewonnen, daß ihre Bewohner zwey neuer Kirchen bedurften. Potsdam war jetzt noch einmahl so groß, als sonst. Die Zahl der Unterthanen war durch manche neue Colonie von Schweitzern und Pfälzern so sehr vermehrt worden, daß man im Jahr 1728 auf 20,000 Familien derselben zählte, die dem Könige auf fünf Millionen Thaler kosteten. Zu diesen kamen noch 17,000 ausgewanderte Salzburger.

Der lebhafte Wunsch, die Menge seiner Unterthanen und Soldaten zu vermehren, bewog ihn, seiner Gottesfurcht ungeachtet, in

in Ansehung fremder Religionen sich sehr duldsam zu beweisen. Er gestattete den Katholischen, die sich in seinem Lande niederließen, alle bürgerlichen Rechte, doch durften sie niemand zur Annehmung ihres Glaubens verleiten. Jede christliche Religion behandelte er mit Nachsicht, wenn sie mit seiner Vorliebe für die Soldaten nur nicht im Widerspruche stand. Daher nahm er es dem berühmten Christian Wolf, Professor zu Halle, sehr übel, als dieser auf dem Katheder den Grundsatz äusserte, daß ein gezwungner Eid dem Soldaten keine Verbindlichkeit auflege, und daß es daher auch ungerecht wäre, die Ausreisser am Galgen sterben zu lassen. Wolf mußte Halle in Zeit von 24 Stunden verlassen. Für die Wissenschaften bewies sich Friedrich Wilhelm überhaupt nicht sehr eifrig. So wurde die von seinem Vater gestiftete Societät der Wissenschaften fast ganz von ihm vernachlässigt. Er sah mehr auf das, was einen unmittelbaren Nutzen stiftete. Dieß beweiset das Waisenhaus zu Potsdam für 2500 Soldatenkinder, das medicinische Obercollegium, und das Findelhaus zu Berlin. Bey der Justitzverwaltung drang er

er hauptsächlich auf die Verminderung und Abkürzung der Rechtshändel.

In seinem Privatleben war Friedrich Wilhelm sehr einfach. In seinem Zimmer vertraten hölzerne Schemel die Stelle der Stühle, weil sie, nach holländischer Art, immer sehr reinlich gehalten werden konnten. Die gewöhnlichen Hoflustbarkeiten liebte er nicht, aber wohl die Hoflustigmacher, und wenn sie auch zu gleicher Zeit Possenreisser abgaben. Ausserdem nahm die Jagd manche Stunde seiner Muße hinweg. Einen täglichen Zeitvertreib aber gewährte ihm die Tabagie, die von fünf Uhr Nachmittags bis zur Mitternacht dauerte. Im Cirkel von Generalen, Staatsofficieren, und besonders von Officieren seiner Potsdamer, saß alsdenn Friedrich Wilhelm mit dem Hute auf dem Kopfe, und mit der Pfeife im Munde, und genoß hier einen freundschaftlichen Umgang, wie er wenig Monarchen zu Theil wird. Alsdenn ließ er sich auch wohl von seinem geheimen Rath Gundling etwas aus den Zeitungen, oder aus der Geschichte, vortragen.

Die-

Dieser merkwürdige Mann, Jakob Paul, (geb. 1673) war der Sohn eines nürnbergischen Pfarrers. Nachdem er, als Hofmeister junger Edelleute, in England und Holland gewesen war, kam er nach Berlin. Hier ernennte ihn (1705) der König Friedrich I zum Professor der Geschichte und Literatur an der Ritterakademie. Zwar gieng diese unter dem Könige Friedrich Wilhelm wieder ein; aber Gundling sah sich bald darauf in eine ungleich glänzendere Lage versetzt. Friedrich Wilhelm wünschte sich einen Gelehrten, der ihn bey der Tafel, und bey seinen Abendgesellschaften, aus den Zeitungen, oder aus der Geschichte, unterhalten könnte. Gundling bekam diese Stelle, mit dem Hofrathstitel. Er befand sich seitdem fast immer in der Gesellschaft des Königs, der sich von ihm sehr gern unterhalten ließ. Er bekam die freye Tafel. Aber durch eben diese wurde sein großer Hang zum Trinken nur noch mehr befördert. Wenn nun Gundling mit steifem, zurückgebogenem Kopfe, mit stolzer, kalter Miene, mit großen, geistlosen Augen, mit aufgeworfenen Lippen, mit abgemessenem Schritte, mit einer gewaltigen Allongen-

 perücke,

perücke, und in einem übrigens vernachlässigten Anzuge, von Taback, Bier und Brannteweln unreinlich ausdünstend, einen pedantischen Hochmuth äusserte, oder in der Trunkenheit einen albernen Pedanten spielte, so mußte er für die Officiere, und für die Hofleute, freylich einen Gegenstand des Spottes abgeben. Doch Friedrich Wilhelms Zutrauen zu seinen Einsichten war so groß, daß er ihn zum Beysitzer der meisten hohen Collegien machte, daß er ihm die Erlaubniß gab, seine Meynung zu sagen, daß er seine Berichte empfieng, daß er ihn (1717) zum Oberceremonienmeister, und (1718) zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, ernennte. Je höher sein Ansehn stieg, jemehr setzte ihn der Neid den zum Theil höchst unanständigen, zuweilen selbst seinem Leben gefährlichen Neckereyen der Hofleute aus. In einem Zeitpunkte einer nüchternen Besonnenheit fühlte er einmahl den lebhaften Wunsch, sich denselben zu entziehen, und er entfernte sich daher heimlich von Berlin; aber Friedrich Wilhelm, der ihn nicht entbehren konnte, ließ ihm nachsetzen, und er wurde in Breslau eingeholt. Er bekam nun Zulage,

wurde (1724) Freyherr, und hernach Kammerherr, und starb neun Jahre vor seinem Gönner (1731). Als Schriftsteller hat er sich durch viele historische Werke, die keinen besondern Werth haben, bekannt gemacht. Ein paar andre ihm ähnliche Gelehrte waren Faßmann und Morgenstern, und solche Männer konnten freylich für ihren Stand keine Achtung einflößen. Friedrich Wilhelm hatte übrigens auch das Gute, daß er, so sehr er dem Adel in Ansehung militärischer Stellen den Vorzug gab, bey andern Staatsämtern blos auf Verdienste Rücksicht nahm. Daher hoben sich zwey Bürgerliche, Kreutz, Auditeur bey der großen Garde, und Viehbahn, ein Advocat, bis zum Minister empor. Sonst war, nach Jlgen, der General-Feldmarschall von Grumbkow derjenige, der, nach dem Fürsten von Dessau, sein Vertrauen ganz vorzüglich genoß.

Ein ungleich weniger thätiger Fürst, als Friedrich Wilhelm, war sein Zeitgenosse, der Kaiser Karl VI, der fünf Monathe später (am 20. Oct.) in seinem 56sten Lebensjahre starb. Bey allen Anlagen, die einen glück-

lichen Privatmann bilden können, entbehrte er diejenigen, die ihm als Beherrscher einer großen Monarchie nöthig waren. Sein Verstand war weder umfassend, noch durchdringend; seine Gutmüthigkeit ließ sich zu wenig von der Ueberlegung leiten; und an Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Festigkeit fehlte es ihm so sehr, daß er sehr leicht das Spiel listiger Hofränke wurde. So sehr er daher bey dem Anfange seiner Regierung vergöttert worden war, so sehr bemerkte man gegen das Ende derselben, daß seine Geisteskräfte immer mehr abnahmen. Alles kam dabey auf diejenigen an, von welchen er sich lenken ließ. So lange Eugen, der (1736) vier Jahre vor ihm starb, seine Entschließungen vorzüglich leitete, waren die Angelegenheiten des Staates meistens noch vom Glück begünstigt. Aber Sinzendorf, Bartenstein, Stahremberg, meynten es mit dem Wohle des Staates weniger redlich. Sie beschäfftigten ihn mit den Rechtshändeln des Reichshofrathes, die sie seiner Entscheidung vorlegten, mit dem Ceremoniell, und mit der Jagd so gewaltig, daß er ihnen die eigentlichen Regierungsgeschäfte fast ganz überlassen

mußte, und nun trieben die verschiedenen Hofpartheyen ihr Spiel so leidenschaftlich, daß die Befehle, die Karl unterzeichnete, einander oft widersprachen. Unter solchen Umständen konnten Karls letzte Regierungsjahre freylich nicht glücklich, nicht glänzend seyn!

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Geschichte der asiatischen Staaten.

Erster Abschnitt.

Persisches Reich unter der Herrschaft der Sofi. Gipfel ihrer Macht unter Abbas I. Verfall derselben unter dem Soliman, dem Hussein. Regierung des afganischen Chans Mahmud. Schah Nadir breitet seine Herrschaft nicht nur über Persien, sondern auch über benachbarte Länder, aus.

Rußland, das in diesem Jahrhundert so manchmahl mit dem deutschen Kaiser in Verbindung, stand, breitete, seit Peters des Großen Zeiten, seine Macht bis nach Asien, bis nach Persien, aus. Die Schicksale dieses großen Landes sind aber nicht allein in Rücksicht auf seine Handel

del mit Rußland und der Pforte, sondern überhaupt als die Begebenheiten eines vorzüglichen Theiles der damahligen Welt, merkwürdig. Das große, zwischen dem kaspischen und dem persischen Meere sich ausbreitende Land, hat einen fruchtbaren, seine Einwohner reichlich ernährenden Boden, und genießt ein gemäßigtes Clima, welches dieselben vor der Erschlaffung bewahrt, welches ihren feurigen, kriegerischen Geist eher aufmuntert, als niederdrückt. Es theilte sich von jeher in große Provinzen, die durch Statthalter theils mehr, theils weniger abhängig regiert wurden. Am kaspischen Meere breiten sich, von Norden nach Süden und Osten, Schirwan, Aderbidschan, mit der manufakturreichen Stadt Tauris, Ghilan, Masanderan, Chorasan und Dahistan aus; in der Mitte liegt Irak Adschemi, mit der Hauptstadt Ispahan, mit der Stadt Kasbin, die gleichfalls zuweilen einen kaiserlichen Wohnsitz abgab; längs dem persischen Meerbusen ziehen sich das seidenreiche Chusistan, imgleichen Farsistan (das alte Persis), Laristan, Kerman, Sedschestan, Arrochasche und Kandahar (Alexanders des Großen Arachosia) hin.

Am

Am kaspischen Meere gränzt Persien an die kaukasische Landenge, ein hohes, mildes, fruchtbares Land, das man in der alten Welt unter dem Nahmen Iberien und Colchis kannte. Die Einwohner desselben, die seit dem Anfange des 4ten Jahrhunderts Christen waren, verehrten den h. Georg als ihren Schutzpatron. Ihr Land wurde daher von den Europäern Georgien genennt. Die Türken und Perser verwandelten diesen Nahmen in Gurdschistan, die Russen in Gruzien oder Grusinien. Im 6ten Jahrhunderte (557) theilte sich Georgien in mehrere Staaten, und diese Theilungen wurden so lange fortgesetzt, bis man 26 regierende Familien zählte. Die Ohnmacht dieser kleinen Staaten gab nun den benachbarten Türken und Persern eine gute Gelegenheit, diejenigen, die an ihr Gebieth gränzten, zur Unterwürfigkeit zu zwingen.

In Persien herrschte damahls das Haus Sofi. Ismael Sofi, der zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts eine neue Herrscherfamilie stiftete *), aber der Macht des türkischen Sultans Selim nicht genug widerstehen konnte, hinterließ (1523) den Staat seinem Sohne Thamasp, dem die Türken noch immer mehr entrissen, dem die Fürsten von Georgien den Gehorsam aufsagten. Ismael II, dem er, nach einer mehr als funfzigjährigen Regierung (st. 1575) die Regierung überließ, wurde, weil er dieselbe so grausam verwaltete, schon im zweyten Jahre (1577) ermordet. Sein Bruder Mohamed spielte gegen die braven Georgier eine unansehnliche Rolle. Von seinen drey Söhnen ermordete einer den andern. Abbas, der dritte unter denselben, der (1587) dem zweyten, durch einen Barbierer, die Kehle abschneiden ließ, der durch sein unmenschliches Verfahren das Menschenmorden seiner Vorgänger sogar in Vergessenheit brachte, war aber als Feldherr so glücklich, daß er gleichsam ein neuer Schöpfer des persischen Reichs wurde. Auch ihn unterstützten die Kurtschen, ein tapfres Kriegsvolk, das von den frühern Eroberern und Beherrschern des Landes abstammte, das schon dem Ismael I wichtige Dienste geleistet hatte. Es war dafür durch große Vorrechte belohnt worden; es befand sich

*) Theil XI, S. 170 — 173.

sich im Besitze der vornehmsten Staatsämter. Mit dem Beystande derselben eroberte Abbas I (1596 bis 1599) die Provinz Chorasan am kaspischen Meere, entriß er dem türkischen Sultan Mohamed III Tauris, und viele andre Oerter in Armenien, und andern Ländern dieser Gegend. Er bemächtigte sich überhaupt aller der Provinzen, die sich am kaspischen Meere ausbreiten; er nöthigte (1613) die Georgier, der persischen Oberherrschaft sich wieder zu unterwerfen. Nun verpflanzte er 80,000 georgische Familien nach Masanderan, Aderbidschan, Fars, und Armenien. Diese bildeten hier eine neue Kriegsmacht des persischen Staates, die, so lange man ihre gottesdienstlichen Gebräuche, ihre väterlichen Sitten, nicht antastete, sich als unüberwindliche Vertheidiger des persischen Thrones zeigten. Durch die Vermischung mit denselben wurde in den eingebohrnen Persern Muth und Tapferkeit von neuem rege gemacht.

Abbas wünschte seine Herrschaft bis zum Niedereuphrat auszubreiten. Es glückte ihm auch, mit dem türkischen Pascha Pekier, der zu

zu Bagdad seine Residenz hatte, ein Einverständniß zu stiften. Der Großwessir, der (1625) mit einem Heere schnell herbeyeilte, wurde von ihm zum Abzuge gezwungen, und als nun Pekier dem Sieger Abbas die Stadt Bagdad nicht übergeben wollte, wurde sie von demselben mit Sturm eingenommen, und Pekier starb in eine Ochsenhaut eingenäht.

Doch Abbas I, der den Wohnsitz der persischen Beherrscher von Kasbin nach Ispahan verlegte, war nicht blos ein wilder Eroberer; vielmehr suchte er auch den Wohlstand seines Reiches und seiner Unterthanen zu vermehren. Er ermunterte die armenischen Handelsleute, sich in seinem Reiche überall niederzulassen. Um seine Unterthanen von der Wallfahrt nach Medina, die so viel Geld aus dem Lande schaffte, abzuhalten, stiftete er eine Wallfahrt nach dem Grabe des Imam Ridza zu Tus (Tiiz?), die zugleich mit einer reichen Messe verbunden war. In Verbindung mit den Engländern, die sich auf der Küste Malabar niedergelassen hatten, entriß er (1621) den Portugiesen die Insel Or-

Ormus. Eben diesen Engländern räumte er Bender Abassi, am Eingange des persischen Meerbusens, ein. Der staatskluge Abbas, der den mächtigen Kurtschen schon die Georgier entgegengesetzt hatte, errichtete, um eine dritte, mit den bisherigen nicht übereinstimmende Parthey zu bilden, noch eine Lehnmiliz von 200,000 Köpfen, die sich, als Fremdlinge, zwischen den Landeseinwohnern niederließen.

Einen solchen Gipfel politischer Größe hatte Persien lange nicht erreicht! Aber unter den Nachfolgern des Abbas sank es von diesem Gipfel wieder tief herab. Sofi II, ein blutdürstiges Ungeheuer (1629-1642), war zugleich mit den Türken, und mit den indischen Mongolen, im Kampfe begriffen. Diese entrissen ihm die Provinz Kandahar, und jene nahmen ihm Bagdad wieder weg. Doch Abbas II, Sofi's Nachfolger (bis 1666), brachte die Provinz Kandahar wieder zum persischen Reiche.

Jetzt folgte der weichliche Soliman, der, während er von Verschnittenen umgeben, sein Leben

Leben dem sinnlichen Genusse des Harems widmete, die Regierungsgeschäffte seinem Wessire überließ. Als er jedoch für seine Ausschweifungen durch eine Krankheit gezüchtigt wurde, both sich den Verschnittenen eine leichte Gelegenheit dar, seines ganzen Vertrauens sich zu bemächtigen. Der erste Verschnittene, der Oberhofmeister des Harems, wurde jetzt Minister. Ein Reichscollegium von lauter Verschnittenen besorgte die wichtigsten Staatsangelegenheiten. Zum Glück war der Oberhofmeister ein eben so geist- und kenntnißvoller, als gewandter Mann. Aber vom Eigennutz ließ er sich doch gewaltig beherrschen. Er verkaufte alle Staatsbedienungen, und zwar nur auf einige Zeit, um sie desto öftrer verkaufen zu können. Er nahm von den Statthaltern der Provinzen Geschenke, für die sie sich durch Erpressungen entschädigen konnten. Allmächtige Staatsbeamten schalteten nun über das Vermögen, die Ehre, das Leben der Unterthanen, während daß der Verfall des Staates durch das Ränkespiel der uneinigen weißen und schwarzen Verschnittenen beschleunigt wurde.

Als

Als der schwache Soliman (1694) den irdischen Schauplatz verließ, hätte eigentlich sein ältrer Sohn Mirza den Thron, den ihm nicht allein Geburth, sondern auch Geisteskräfte und edle Gesinnungen bestimmten, besteigen sollen; aber die Verschnittenen, denen der sterbende Soliman die Wahl eines Nachfolgers überließ, übergiengen den Mirza, der ihrer Herrschaft mit dem Ende drohete, und ernennten den jüngern Bruder Hussein zum Regenten, dem es, bey einer schwachen Gutmüthigkeit, an Ehrtrieb, an Menschenkenntniß, und überhaupt an Bildung, fehlte. Um so leichter ward es den Verschnittenen, sich der ganzen Regierung zu bemächtigen; auch gieng das ganze Bestreben derselben dahin, ihn nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Er hatte bey dem Anfange seiner Regierung den armenischen Kaufleuten die Einfuhre des Weins verbothen; aber die Verschnittenen wußten ihm den Genuß desselben bald so angenehm zu machen, daß er sich selten im Zustande der Nüchternheit befand. Um seine Sinnlichkeit gar nicht zur Ruhe kommen zu lassen, versahen sie seinen Harem mit den schönsten Mädchen aus Persien und Ge-

Georgien. Diese wurden, um den Reitz der Neuheit zu erhalten, öfters gegen andre vertauscht. Man verheyrathete daher jährlich eine Anzahl dieser Schönen, deren Hussein überdrüßig war, an die Statthalter, und an die Großen des Hofes. Diese wurden aus dem Schatze des Staates kostbar ausgestattet. Neben dem Pallaste zu Ferabad, eine Meile von Ispahan, wurden prächtige Klöster und Hospitäler gebaut, die kostbaren Wallfahrten zum Ziele dienten. Die Verschnittenen, deren Zahl jetzt dreymahl so groß als ehedem war, trieben auch ausserdem eine gränzenlose Verschwendung. Während daß sie nun für sich und den Kaiser das Reich plünderten, während daß sie die Unterthanen in den Zustand der drückendsten Dürftigkeit versetzten, reitzten sie auch diejenigen, denen die Aufsicht über die Provinzen anvertraut war, zur äussersten Unzufriedenheit, vertauschten sie die würdigsten derselben gegen solche, deren größtes Verdienst blos in den ihnen bewiesenen Schmeicheleyen bestanden.

Zu den Bewohnern Persiens, welche der Druck der Verschnittenen an Husseins Hofe vor-

vorzüglich empörte, gehörten die Afganen in Kandahar. Dieses wahrscheinlich aus Schirwan und Armenien abstammende, und mit den Georgiern in Karduell verwandte Volk, das, seit acht Jahrhunderten, in den Gebirgen von Kandahar, als ein kriegerisches Nomadenvolk, unter schlechten Zelten, unter freyem Himmel lebend, an die härtesten Speisen, an die schlechtesten Getränke, an Hunger und Durst, an lange, erschöpfende Märsche durch öde Sandwüsten sich gewöhnt hatte, konnte unter einem geistvollen und entschlossenen Anführer, eine sehr furchtbare Macht zeigen. Die Rolle eines solchen Anführers zu übernehmen, erboth sich jetzt Mir Weis, eins ihrer mächtigsten und angesehensten Oberhäupter. Doch der brave Mann war so unglücklich, eine Schlacht und seine Freyheit zu verlieren. Er wurde nach Ispahan geschleppt. Sein Sieger, der georgische Prinz, Gurghin Khan, verwüstete die Provinz Kandahar, zu deren Statthalter ihn der Hof ernennte, so unbarmherzig, daß nichts, daß niemand verschont blieb. Der grausame Gurghin Khan hatte aber an dem Hofe zu Ispahan Feinde. Die Gunst derselben wußte sich

der schlaue Mir Weis so gut zu erwerben, daß er, durch sie unterstützt, es (1709) dahin brachte, dem Gurghin Khan an die Seite gesetzt zu werden. Ein Krieg mit einem benachbarten Volke gab ihm eine erwünschte Gelegenheit, ein Heer von seinen Landsleuten zu versammeln. Gurghin Khan wurde während eines großen Gastmahls ermordet, und nachdem sich Mir Weis der Hauptstadt Kandahar bemächtigt hatte, befand sich das ganze Land in seiner Gewalt. Zwar kostete ihm die Behauptung desselben noch einen Kampf von mehrern Jahren; aber er nahm (1715) doch den Trost mit in das Grab, die Freyheit seiner Nation befestigt zu sehen. Mit Vorsatz schloß er seinen wilden Sohn Mahmud von der Nachfolge aus, ernennte er seinen Bruder Abdollah zum Khan der Afganen; aber der Onkel ward bald (1716) ein Opfer von der Herrschsucht der Neffen.

Um diese Zeit hatte sich halb Persien gegen die äusserst drückenden Auflagen, gegen die Ungerechtigkeiten und Erpressungen des Hofes zu Ispahan, gegen die beschimpfenden

und

und unbarmherzigen Strafen, die man sich durch die geringsten Aeusserungen von Widerstand zuzog, empört. Manche Provinz wählte ihren Statthalter zum Regenten. Ein Versuch des Kaisers Hussein, diese Empörung zu unterdrücken, fiel so unglücklich aus, daß er seinen ganzen Muth niederschlug. Indessen bemächtigte sich Mahmud auch der Provinz Kerman, am persischen Meerbusen. Seine Afganen verfuhren aber noch unbarmherziger, als die Perser. Ali Khan, ein braver Feldherr, der den Mahmud und seine Afganen aus Kerman wieder heraustrieb, wurde durch Hofränke untüchtig gemacht, seine Verdienste um die Rettung des Staates fortzusetzen. Dieß zog für den schwachen Hussein die traurige Folge nach sich, daß Mahmud nach wenig Monathen vor den Thoren von Ispahan erschien. Vergebens suchte man seinen Abzug durch eine große Geldsumme zu erkaufen. Er bestand auf der Entscheidung einer Schlacht, der sich auch Hussein, gegen den Rath seiner klügern Minister, unterwarf. Mahmud siegte. Die Friedensbedingungen, die er dem Hofe vorschrieb, wurden verworfen. Hussein sah sich hierauf in Ispahan belagert. Er trat, im Ge-

Gefühle seiner Schwäche, die Regierung an seinen ältesten Sohn, Abbas Mirza, ab. Als dieser, um seinen Anstalten mehr Nachdruck zu geben, einige Lieblinge des Vaters hinrichten ließ, mußte er in das Gefängniß wandern. Sein zweyter Sohn, Sofi Mirza, der dessen Stelle einnahm, hatte, nach einem Monathe, das Schicksal, für regierungsunfähig erklärt, und seinem Bruder zugesellt zu werden. Nun kam die Reihe, den Kaiser vorzustellen, an den vierten, an den Thamasp Mirza. Ispahan befand sich indessen in der äussersten Noth. Zu seinen gewöhnlichen 600,000 Einwohnern waren noch 100,000 Flüchtlinge hinzugekommen. Um so schrecklicher äusserte sich nun der Mangel an Lebensmitteln. Der junge Kaiser Thamasp schlich sich nach Kasbin; der alte Hussein mußte (1722 Oct.) die Stadt übergeben, und die Regierung niederlegen.

Mahmud, der den Hussein vom Throne gestürzt hatte, ein unbesonnener Hordenanführer ohne Regierungstalente, und in seiner Wildheit nur durch Anfälle von Schwermuth zuweilen unterbrochen, versetzte das

 aus-

ausgeplünderte, unglückliche Persien in ein noch größeres Elend, indem er die Anhänger des vorigen Regentenhauses seiner unbarmherzigen Herrschsucht aufopferte. Seine Gewalt erstreckte sich jedoch nur über die östlichen Provinzen des persischen Reichs; in den meisten westlichen geboth Thamasp, als Schah von Kasbin. Dieser fühlte aber das Gedränge, in welches ihn die Macht der Afganen versetzte, so lebhaft, daß er sich bey Rußland, und bey der Pforte um Beystand, bewarb. Die Pforte verweigerte diesen Beystand, weil sie mit den Persern, als Schiiten (d. i. Separatisten) nichts zu thun haben wollte.*) Der Kaiser Peter zeigte sich bereitwilliger. Er verlangte aber dagegen die Abtretung der Provinzen Ghilan, Mazanderan, Astarabad, imgleichen der Städte Derbent und Baka

Mahmud, der Khan der Afganen, setzte aber den Schah Thamasp jetzt nicht mehr in Verlegenheit. Seine Schwermuth gieng in Wahnsinn über, und die Großen der Afganen sahen sich dadurch (1725) bewogen, den Aschraf, einen Sohn des ermordeten Onkels Ab-

*) Oben S. 242.

dollah, zu ihrem Khan zu ernennen. Dieser ließ sich, um seine Regierung zu befestigen, den Kopf des Mahmuds bringen; er opferte seiner Sicherheit auch noch alle die Großen, die ihr gefährlich schienen. Mit der Pforte verglich er sich, indem er ihr verschiedene von ihren Eroberungen abtrat. Nicht so glücklich zog er sich aus dem Kriege mit dem Schah Thamasp heraus.

Thamasp hatte jetzt an dem Kuli Khan einen vortrefflichen Oberfeldherrn. Dieser, ein armer Abkömmling turkmannischen Stammes aus der Provinz Chorasan, hatte sich aus einem armen Kameel- und Eselstreiber, oder vom Stallbedienten des Befehlshabers einer kleinen Stadt, in den Anführer eines 5000 Mann starken Räuberhaufen verwandelt, und war endlich (1728) vom Thamasp gegen die Afganen in Sold genommen worden. Dieser eben so entschlossene als kluge Mann entfernte erst einen ehrgeitzigen Obergeneral, der den Thamasp gleichsam in der Gefangenschaft hielt; sodenn nöthigte er den Afganen-Khan Aschraf, aus Persien abzuziehen. Dieser ließ aber, als er abzog, die Hauptstadt Ispa-

Ispahan von seinen Afganen plündern, und mit dem Hussein, die letzten Abkömmlinge des Hauses Sofi tödten.

Thamasp gab dem Kuli Khan, um ihm für seine wichtigen Dienste zu belohnen, nicht nur die Statthalterschaft über Chorasan, sondern auch eine von seinen nahen Verwandtinnen zur Gemahlin. Seinem Rathe folgend, trat er (1732) der Pforte einige Länder, die sie erobert hatte, unter andern Georgien und Armenien, ab. Die Großen an Thamasps Hofe wollten den Fremdling, der ein so großes Ansehn behauptete, gern entfernen; aber dieser, dem 70.000 Mann zu Gebothe standen, kam ihren Anschlägen durch eine Revolution zuvor. Er erklärte (1732) den Thamasp für unfähig, die Regierung zu verwalten, sperrte ihn in ein Gefängniß ein, und ernennte anstatt desselben dessen Sohn, das Wiegenkind, Abbas III, zum Kaiser. Während daß dieser nun den Titel führte, stellte Kuli Khan den eigentlichen Regenten vor, und das Ansehn, mit welchem er diese Stelle verwaltete, machte ihn derselben vollkommen würdig. Die Pforte

te bekriegte er mit so großem Glück, daß sie die Provinzen Georgien, Armenien und Aderbidschan, die sie dem persischen Reiche entrissen hatte, wieder einräumen mußte. Auch sah sich die russische Kaiserin Anna bewogen, alle Eroberungen am kaspischen Meere zurückzugeben.*) Der kleine Schah Abbas hörte (1736) bald auf, zu leben, und nun wurde Kuli Khan auf der Ebene Moan, wo der Kur und Aras sich vereinigen, von der Armee, als Schah Nadir, zum Beherrscher von Persien gewählt.

Mit nie geschwächter Geisteskraft und unerschütterlichem Muth, vereinigte Schah Nadir die unermüdlichste Standhaftigkeit, die eindringendste Klugheit. Alle Theile der Staatsverwaltung überschauend und in Ordnung haltend, während daß er das Leben eines gemeinen Persers führte, daß er aus gewohnter Sparsamkeit, aus Geitz, allen Luxus vermied, beschäfftigte er seinen feurigen Geist zugleich mit einer Kette von Eroberungskriegen. Zuerst bemächtigte er sich (1738) der Provinz Kandahar, welche die durch vie-

*) Oben S. 284.

vielen Kriege sehr geschwächten Afganen nicht lange vertheidigen konnten. Aus Kandahar rückte er nach Hindostan, dessen Kaiser er (1739) den am Indus liegenden Theil entriß.

Zweyter Abschnitt.

Arabischer Staat in Hindostan. Baber, ein Nachkomme Timurs, stiftet das mongolische Kaiserthum, das unter Akbar zu einem sehr ansehnlichen Umfange gelangt. Jehangir läßt sich von der Nur Mahl beherrschen. Anfang der europäischen Niederlassungen am Ganges. Der Staat des Großmoguls ersteigt unter Aurungzebe den höchsten Gipfel seiner Macht. Ursprung der Reiche von Dekan, der Mahratten.

In dem großen und schönen Lande, zwischen dem Indus und Ganges, wo sich die wohlgebildeten und gutmüthigen Einwohner, die Hindu's, eines meistens angenehmen Himmelsstriches, und eines großen Reichthums ihrer herrlichen Producte erfreuen, da gab es seit 240 Jahren einen mongolischen

Staat, der sich über den größten Theil von Vorderindien ausbreitete. Vor den Mongolen lebten die Bewohner dieses Landes in einer glücklichen, von fremden Angriffen wenig gestörten Ruhe. Nur Perser und Araber suchten sich in dem westlichen Theile festzusetzen. Die Perser, die nächsten Nachbarn von Indien, besuchten dasselbe nicht blos von der See her; sie bereiseten es auch auf den beschwerlichen Landwegen, die sich zwischen Südostpersien und Kandahar befinden. Noch mehr, als die Perser, suchten die Araber in das westliche Indien einzudringen. Von Chorasan, wo sie einen eignen Staat gestiftet hatten, dessen Hauptstadt Ghisni oder Ghasna war, eroberten sie allmählig (seit 1000) die zwischen dem Indus und Ganges sich ausbreitenden Provinzen Kaschemir, Cabul, Multan oder Panschab (das Land der fünf Flüsse). Sie bemächtigten sich auch der nördlichen Bezirke der Provinz Delhi; sie eroberten endlich (1194) diese Stadt selbst. Die von den Arabern bezwungenen Hindu's mußten die muhamedanische Religion annehmen. Die Araber zerstörten die in der Provinz Bahar, am Ganges, liegende Stadt Benares, den alten Sitz der indischen Weisheit, und verwandelten auf tausend Götzentempel in Moscheen. Für sie fochten damahls schon die Afganen oder Patanen, ein Nomadenvolk von den Gebirgen zwischen Hindostan und Persien. Die Araber, die diese Eroberung in Hindostan machten, waren eigentlich Kriegsleute des Sultans von Ghizni. Ein afganischer Sclave, Nahmens Cuttub, erhob aber (um 1201) die arabischen Bezirke in Hindostan zu einem eignen Staate, der 320 Jahre (bis 1525) bey seiner Familie blieb. Diese hatte erst Lahor, und hernach Delhi, zur Residenz. Sie breitete ihre Herrschaft zwar bis nach Bengalen, am Ganges, aus; aber dieses Land gehorchte ihr doch nicht immer, und auch Malva und Guzeratte hatten ihre eignen Regenten.

Als Dschinkis Khan den Staat des Sultans von Ghizni überwältigt hatte *), drohete dem arabischen Reiche in Indien eine große Gefahr. Doch die Mongolen des Weltstürmers wollten, so wie einst Alexanders des Großen Macedonier, ihrem Gebiether nicht wei-

*) Theil VII, S. 384.

weiter folgen, und wenn sie auch unter seinem Nachfolger (seit 1240) in Lahor eindrangen, so wurden sie doch immer wieder zurückgeschlagen. Dagegen waren die arabischen Sultane mit den Rajahs, die das muhamedanische Glaubensjoch abzuschütteln suchten, und mit den Mongolen, die aus den benachbarten Nordländern manchen Einfall wagten, im beständigen Kampfe begriffen. Sie verlegten daher (1338) ihren Wohnsitz von Delhi in die südlich liegende Stadt Droghir, welches seitdem Dowladabad hieß. Die Thronveränderungen ereigneten sich aber in diesem Staate sehr oft; endlich wollten zwey Sultane zugleich regieren.

Um diese Zeit (seit 1393) erschien nun der zweyte mongolische Weltstürmer Timur. Nachdem dieser Wüthrich schon auf 100,000 Menschen hatte niederhauen lassen, verlohr der Sultan Mahmud (1397) bey Delhi noch eine Hauptschlacht, welche die Stadt der Gewalt des Siegers preisgab. Die Reichen wurden durch Martern zur Angabe ihrer Schätze gezwungen; als sie sich endlich wehrten, befahl Timur Delhi auszuplündern, und ihre

ihre Einwohner niederzuhauen. Die Hindu's tödteten nun, einer alten Sitte ihrer Nation gemäß, ihre Weiber und Kinder, und zündeten ihre Wohnungen an, um dem unbarmherzigen Ueberwinder die kostbare Beute zu entreissen. Ein großer Theil von Delhi wurde ein Raub der Flammen. Die Einwohner verkaufte man als Sclaven. Timur zog, nachdem er vierzehn Tage auf den Trümmern von Delhi verweilt hatte, wieder ab, ohne den Besitz desselben zu behaupten. Doch verschenkte er ganze Provinzen; auch durchstreifte er das übrige Hindostan. Es ließen sich schon damahls viele Mongolen auf der östlichen Seite des Indus nieder, und zu Cabul residirte ein mongolischer Statthalter.

Die bisherige afganische Regentenfamilie zu Delhi hörte nicht lange hernach (1413) auf. Seid, der Staatssecretär des Sultans Mahmud, der dem Timur nicht widerstehen konnte, fieng eine neue Herrscher-Reihe an, die sich, theils gegen die Mongolen, theils gegen die Statthalter in den südlichen Provinzen, die sich unabhängig gemacht hatten,

ten, in einem so lebhaften Kampfe befand, daß sie zuweilen kaum noch über den Bezirk ihrer Hauptstadt herrschte. Endlich trat (1448) einer derselben seine armselige Gewalt an den Feldherrn Beloli, einen afganischen Abkömmling, ab. Aber auch dieser, und seine Nachfolger, konnten den ehemahligen Glanz des hindostanischen Kaiserthums nicht wieder herstellen. Dieses schränkte sich auf die Provinzen Agra, Delhi, Elhadabad, und auf Stücke von Aud und Berar, ein. Das übrige Hindostan war in mehrere Staaten vertheilt. Während der Zeit geschah es, daß die Portugiesen sich auf den Küsten Malabar und Koromandel niederließen*).

Der Sultan Ibrahim zu Delhi, Beloli's Enkel, behauptete sich aber kaum gegen seine Brüder und Statthalter, als in Baber, dem Urenkel Timurs, ein weit fürchterlicher Feind gegen ihn auftrat. Sein Vater, Herr von Fergana, nordostwärts von Samarkand, in der großen Bucharey, hinter, ließ ihn (1496) als seinen Nachfolger, wie er erst zwölf Jahre alt war. Aber der junge

*) Th. IX, S. 185.

ge Khan mußte, seiner trotzigen Kriegsleute wegen, sein Glück anderwärts aufsuchen. Einer von seinen Verwandten herrschte über Cabul. Dieß brachte ihn (1506) auf den Gedanken, sich am Indus ein Reich zu bilden. Nachdem er manchen fruchtlosen Einfall gewagt hatte, benutzte er die innerlichen Unruhen in Cabul, um sich dieses Landes zu bemächtigen. Hierdurch mächtiger, brachte er es dahin, daß sich mehrere mongolische Fürsten unter seinen Fahnen vereinigten, daß er 60,000 Reiter zählte. Dennoch konnte er sich bey dem Besitze von Samarkand nicht behaupten.

Hierauf (1519) drang er aber von neuem in Hindostan ein. Er überwältigte das Land Panschab (das Land der Nebenflüsse des Indus); er unterstützte einen Bruder des Sultans Ibrahim. Dieser rückte (1525) mit 100,000 Reitern, und 1000 Elephanten, gegen ihn an. Baber konnte dieser großen Macht nicht mehr als 13,000 Mann, aber recht entschlossene Krieger, entgegenstellen. Dennoch erfocht er bey Pannibut, nordwärts von Delhi, einen entscheidenden Sieg. In bra

brahim wurde getödtet. Delhi und Agra mußten sich dem Sieger Baber ergeben. Zwar wählten die Rajahs, die den Sultan zu Delhi für ihren Oberherrn erkennten, dem Ibrahim einen Nachfolger; aber Baber rettete sich aus der Verlegenheit, in welche ihn ihre furchtbare Verbindung versetzte, durch seine Entschlossenheit und Standhaftigkeit. Sein Staat breitete sich, noch jenseits der Jumna, eines Nebenflusses des Ganges, aus. Aber seine milde, wohlthätige Regierung, machte ihn auch dieses Glückes würdig. Sie dauerte übrigens in Hindostan nur fünf Jahre (bis 1530).

Humajun, Babers ältester Sohn, der, schon zur Zeit des Vaters, den Regenten der großen Bucharey, und der Länder auf der westlichen Seite des Indus, vorgestellt hatte, der das hindostanische Reich (1535) durch Guzeratte, und (1538) durch den größten Theil von Bengalen, vermehrte; der wurde, nach elf Jahren (1541) von seinem Bruder Camiran, den eine mächtige Verbindung von Rajahs unterstützte, in große Noth versetzt. Der afganische Shir Khan, Rajah, oder

Subah

Subah (Statthalter) von Berar, benutzte die Verlegenheit, in welcher sich Humajun befand, die Herrschaft über Hindostan an sich zu reissen. Er schlug (1542) Humajuns Heer, nahm den kaiserlichen Titel an, und zog in Delhi ein. Humajun sah sich, von den meisten Großen verlassen, zur Flucht genöthigt. Diese führte ihn durch eine sandige Wüste (zwischen Hindostan und Kandahar) wo er öfters mehrere Tage hindurch des Wassers entbehren mußte, wo manche von seinen Begleitern verschmachteten. Endlich kam er nach Kandahar. Aber auch von hier vertrieb ihn ein Heer seines Bruders Camiran. Nun blieb ihm weiter nichts übrig, als bey dem persischen Schah Thamasp*) seine Zuflucht zu suchen. Dieser nahm ihn nicht nur bereitwillig auf, sondern setzte ihn auch in den Stand, seinem Bruder Camiran die Bucharey zu entreissen.

Indessen herrschte der Schah Schere, als Kaiser von Hindostan, vom Indus bis zum Ganges. Er vergrößerte diesen Staat durch Malva, durch die bisher für unüberwindlich

*) Oben S. 377.

gehaltene Bergfestung Chitore, die auf einem steilen Berge, in einer großen Ebene, lag. Als er (1554) die Festung Callingar in Bundelcund (im Diamantenland) belagerte, wurde er durch die Entzündung einer Menge Pulvers in den Laufgraben getödtet. Der Schah Schere war aber nicht allein ein glücklicher Krieger, sondern auch ein wohlthätiger Regent. Er ließ von der bengalischen Handelsstadt Sunargong, die jetzt zerstört ist, bis zum Indus eine 600 Meilen lange schöne, mit Alleen, Brunnen und Herbergen versehene Straße führen. Er beförderte den Handel auch durch die Sicherheit der Wege, und durch Posten. Seine Söhne und Enkel konnten wegen des Thrones von Hindostan nicht einig werden. Dieß gab der Parthey des Humajuns Gelegenheit, seine Herrschaft wieder herzustellen. Diese endigte sich aber schon im folgenden Jahre (1555) durch Humajuns Fall von einer marmornen Treppe.

Der noch nicht völlig vierzehn Jahre alte Akbar hatte an Byram einen eben so klugen als entschlossenen Vormund, der ihm wichtige Dienste leistete. Akbar vergrößerte sein Reich sehr ansehnlich; er gab demselben eine eben

eben so glänzende, als gut eingerichtete Verfassung. Er entriß (1556) den Afganen oder Patanen die Bergfestung Gualeor, das hindostanische Königstein; er eroberte (1560) die auf der westlichen Seite des Ganges liegenden Provinzen Malva, Brampore, Orissa. Das sehr ergiebige und gut angebaute Bundelcund mußte endlich (1592) seiner Macht gleichfalls sich unterwerfen. Indessen hatte er Chitor, die Halbinsel Guzuratte, und die berühmte Handelsstadt Suratte, erobert. Die letztre blieb lange Zeit Akbars vornehmste Seestadt, und er unterhielt hier eine Flotte, um den Handel der nach Mecca wallfahrenden zu beschützen. Gern hätte er (1585) auch das Land Kaschemir in seine Gewalt gebracht; aber das Volk, welches diesen reizenden Staat bewohnt, wird durch die denselben umgebenden Gebirge zu gut beschützt. Dagegen gelang es dem Akbar, den größten Theil der Provinz Berar, neben Orissa, in seine Gewalt zu bringen. Zur Hauptstadt dieses großen Staates erhob er die Stadt Agra, die er Akarabad nennte. Er versah sie mit einer Cittadelle von rothen Quadern, die der Vergänglichkeit noch jetzt trotzt.

Keiner von Akbars Vorfahren besaß ein Reich, das dem seinigen an Umfange gleich war. Es bestand aus zwölf alten und drey neuen Provinzen. Jede Provinz war wieder in Circars (Kreise) getheilt. Der Statthalter einer Provinz hieß Subah oder Subahdar. Elf der alten Provinzen (Delhi wurde nicht mit gerechnet) stellten 3,343,000 Mann Fußvolk, und 655,000 Reiter. Zu einer Truppenabtheilung von 10,000 Mann gehörten 200 Elephanten, 160 Kameele, 40 Maulthiere, 544 Pferde, 320 mit Ochsen bespannte Wagen. Wie groß mußte da nicht der Troß einer Armee von hundert, von mehrern hundert tausend Mann, seyn? Akbars Staatswirthschaft war sehr gut eingerichtet. Um sie gleichmäßiger zu verwalten, hatte man alle Provinzen des Reichs ausgemessen. Die Staatseinkünfte betrugen wenigstens 200 Millionen Rupien, oder 160 Millionen Thaler. Akbars Hofstaat war sehr glänzend. Dieß erhellt schon daraus, daß es in seinem Harem 5000 Weiber gab, die, unter verschnittenen Aufsehern, in Compagnieen getheilt waren, daß sein Marstall 4000 Pferde zählte. Die große Menge der Elephanten, die er hielt, be-

bestand aus vier Classen, deren Werth von 100 bis auf 10,000 Rupien stieg.

Der mächtige Kaiser Akbar, der Schöpfer dieser Staats- und Hofverfassung, äusserte Regierungsgrundsätze, die dem aufgeklärtesten Regenten zur Ehre gereichen würden. Er traf die Einrichtung, daß die Statthalter alle drey Jahre abwechseln sollten, um das Ansehn in ihrer Provinz nicht zu sehr vergrößern zu können; er verboth alle Religionsverfolgungen, welche die Muhamedaner den Hindu's bisher hatten widerfahren lassen, auch ließ er die Hindu's an den Staatsämtern Theil nehmen. Er führte auch eine neue Zeitrechnung ein, die von dem ersten Jahre seiner Regierung anfieng. Es war ein astronomisches Jahr, ohne Schalttage, das also immer fortrückte, das aber, vermuthlich der damit verknüpften Unbequemlichkeiten wegen, bald wieder aufhörte. Akbars Regierung dauerte 51 Jahre (bis 1606).

Akbars Nachfolger Selim Jehangir (Welteroberer) schien blos die Absicht zu haben, das, was sein Vater mit so großer Weisheit

heit geschaffen hatte, zu genießen. Alles, was man von seiner Regierung rühmliches erzählt, besteht daher nur in folgendem. Er ließ um seinen Pallast in Agra eine 400 Pfund schwere goldne Kette spannen, die den Unterthanen, die sie berührten, die Befugniß ertheilte, ihr Recht zu verfolgen; er legte eine neue, schöne Heerstraße an; er schaffte den Handel mit entmannten Knaben ab. Aber den übrigen Theil seines Lebens widmete Jehangir meistens dem Genusse der Liebe und des Weins. Er kehrt, 13 Jahre alt, von einer Jagd zurück, die ihn sehr ermüdet hat. Seine Höflinge empfehlen ihm den Wein als ein Stärkungsmittel, und er findet denselben so angenehm, daß er nun alle Tage Wein trinken, daß er immer mehr, und zuletzt Brantewein, trinken muß.

Seine leidenschaftliche Neigung für den Wein und die Liebe benutzte seine Gemahlin Nur Mahl (Harems-Sonne) auch Nur Jehan (Licht der Welt) genannt, ein eben so herrschsüchtiges als schönes Weib, die ihm ganz unentbehrlich, und die daher beständig in seiner Gesellschaft war, den wirksamsten Einfluß auf die Regierung sich zuzueignen. Jehangir heyrathete sie (1611) als die junge Wittwe eines kaiserlichen Obergenerals. Ihr Vater gab nun den ersten Minister das Kaisers ab. Nach dessen Tode besorgte die Tochter die wichtigsten Staatsangelegenheiten; sie besetzte die Staatsämter, sie unterwarf sogar den Krieg ihrer Entscheidung, und dieser Krieg wurde nicht unglücklich geführt. Die Rajahs von Visapur und Golconda, zwischen dem Godavery und Kistna, wurden zu einem jährlichen Tribut von fünf Millionen Rupien genöthigt. Auch die Rasbuttenfürsten in den nördlichen Gebirgen von Agimere, die zur kriegerischen Caste der Hindu's gehören, und vornehmlich der Rannah (Großfürst von Chitor) mußte sich unterwerfen.

Doch die herrschsüchtige Nur Mahl verursachte dem Jehangir viel häusliches Unglück. Jehangir hatte, weil der ältre von seinen Söhnen, Khosru, sich gegen ihn empörte, seinen jüngern Sohn, als Schah Jehan, (1606) zu seinem Nachfolger ernennt. Dieser stand jedoch der Stiefmutter Nur Mahl nicht an, weil ihr die Thätigkeit dessel-

selben die Aussicht entzog, daß er sich, so wie sein Vater, von ihr würde beherrschen lassen. Sie bestimmte sich daher für seinen jüngern Bruder Sheriar, einen gutmüthigen, schwachen Prinzen, der ihre Tochter zur Gemahlin hatte; sie nahm auch den Vater gegen den Schah Jehan so gewaltig ein, daß er dessen Güter dem Scheriar einräumte. Jehan wollte zwar (1624) sein Recht mit bewaffneter Hand behaupten; aber er focht so wenig glücklich, daß er vielmehr einen Vergleich eingehen mußte. Vor der Vollziehung desselben gerieth aber Jehangir selbst in Gefangenschaft.

Der Omrah oder Oberfeldherr, Mehabut, der, für den Jehangir, gegen seinen Sohn so glücklich gefochten hatte, gerieth, weil er die Gunst der Nur Mahl verlohr, in Ungnade. Er sollte daher entweder die entfernte Statthalterschaft von Bengalen übernehmen; oder von den ihm anvertrauten Geldern Rechenschaft ablegen. Mehabut stellte sich zu dieser Rechenschaft, aber von 5000 Rasbutten begleitet. Jehangir befand sich damahls (1626) in einem Lager an dem Flus-

flusse Behut, der ihn von der Leibwache, und dem übrigen Gefolge, trennte. Da bemächtigte sich Mehabut seiner Person. Doch seine Rasbutten giengen mit den Hindostanern so unbarmherzig um, daß sich die in der Provinz Lahor zerstreuten Soldaten zusammen zogen, und eine große Anzahl der Rasbutten niederhieben. Mehabut behandelte auch die Großen zu stolz und verächtlich. Sie brachten daher, in Verbindung mit der Nur Mahl, ein Heer zusammen, welches den Mehabut zur Flucht nöthigte. Er vereinigte sich hierauf (1627) mit dem Schah Jehan, den er so oft besiegt hatte. Den Folgen, die diese Vereinigung hätte hervorbringen können, kam aber Jehangirs Tod zuvor. Er litte schon seit langer Zeit an der Engbrüstigkeit, die er sich durch sein vieles Weintrinken zugezogen hatte. Daher hatte er auch seinen Wohnsitz nach Lahor in Panschab, wo ein weniger heißes Clima herrschte, verlegt; daher reisete er auch meistens in jedem Sommer nach Kaschemir.

Jehangir bezeigte sich gegen die europäischen Handelsleute, welche die schönen Producte

ducte Ostindiens jetzt immer zahlreicher her- beylockten, sehr gefällig. Er erlaubte ihnen nicht allein in den Hauptstädten und Handelsplätzen sich niederzulassen; sie durften auch die innern Provinzen bereisen. Aber die Europäer benutzten auch jede Gelegenheit, auf seine Dankbarkeit sich Ansprüche zu verschaffen. Die besten Artilleristen unter den kaiserlichen Truppen waren Europäer. Von den Portugiesen zu Goa erhielt Jehangir den ersten Puterhahn, und die ersten Ananas, die in den kaiserlichen Garten zu Agra verpflanzt wurden. Die Portugiesen und Engländer brachten den Tabak nach Indien, der aber auch hier (1617) das Schicksal hatte, verbothen zu werden. Die englische ostindische Handels-Gesellschaft trat nun als eine mächtige Nebenbuhlerin der Portugiesen und Holländer auf. Die Engländer besuchten schon Suratte und andre indische Häfen. Der König Jacob I schickte (1614) einen Gesandten an den Kaiser Jehangir, der den englischen Kaufleuten viele Freyheiten auswirkte.

Jehangirs Sohn, der Schah Jehan, wurde, als er sich der Hauptstadt Agra näherte,

herte, von vielen Großen als Kaiser von Hindostan anerkannt. Sein Bruder Scheriar, der Günstling der Nur Mahl, hatte dagegen das traurige Loos, geblendet zu werden. Die andern Prinzen vom Hause wurden ermordet, und welches Schicksal traf die Urheberin ihres Unglücks, die Nur Mahl? Jehan verlegte den kaiserlichen Sitz wieder nach Delhi, nach dieser von seinen Vorgängern vernachlässigten, und fast verödeten Hauptstadt. Er baute nicht nur einen herrlichen Pallast, sondern auch eine so große Neustadt, daß Altdelhi gleichsam eine Vorstadt derselben wurde. Die Gränzen des Reichs erfuhren unter ihm weiter keine beträchtliche Veränderung, als daß ein Theil von dem Lande Telinga in dem jetzigen Golconda, mit demselben vereinigt wurde. Mit den Portugiesen stand Jehan nicht in einem so freundschaftlichen Verhältnisse, als sein Vater. Diese, die seit den ersten Zeiten ihrer Ankunft in Ostindien (seit 1517) zu Chatigang (Chittagony) dem östlichen Hafen der Provinz Bengalen, einer damahls von fremden Kaufleuten sehr besuchten Stadt, sich festgesetzt hatten, trieben so eifrig Kaperey, daß

daß sie sich frühzeitig (schon 1534) den Unwillen der Kaiser zuzogen, und sie mußten sich daher einige Zeit entfernen. In der Folge schlichen sie sich aber doch wieder in Bengalen ein. Hugly, an dem Flusse gleiches Nahmens, nahe bey dem Ganges, und nicht weit von der holländischen Factorey Chinsura, wurde nun ihr Stapelort. Ihr Gouverneur verweigerte aber einst dem Kaiser Jehan seinen Beystand; dafür nahm ihnen Jehan Hugly nicht nur weg, sondern er ließ auch die daselbst befindlichen Portugiesen, als Gefangne, nach Agra bringen. Die Weiber derselben wurden theils in die Zenana, (das Frauengemach des Kaisers) theils unter die Großen vertheilt; die übrigen schickte man nach einiger Zeit nach Goa zurück.

Jehan hatte vier Söhne, denen er ihre Theile seines Reiches schon im voraus bestimmte. Der schlaueste unter denselben war Aurungzebe, der, ganz einfach gekleidet, Perlen und Edelsteine verschmähend, mit Obst, Gemüße und Wasser sich begnügend, blos die feurigsten Uebungen der Andacht zu seinem Geschäfte zu machen schien, und den

den Scheinheiligen so gut spielte, daß man seine Erklärung, daß er an der Regierung keinen Theil nehmen würde, nicht unglaublich fand. Als aber während einer Krankheit, die sich der siebzigjährige Jehan durch zu viele Stärkungsmittel zugezogen hatte, seine Söhne schon Anstalten machten, der Staatsverwaltung sich zu versichern, wußte Aurungzebe den jüngern Bruder Morad auf seine Seite zu ziehen, bemächtigte er sich, von demselben unterstützt, (1658) der Person seines Vaters. Jehan behielt zwar seinen Schatz und seine Zenana, aber er stand unter der genauesten Aufsicht. Nachdem nun Aurungzebe die angesehensten Großen hatte in Verhaft bringen lassen, kam die Reihe, seiner Herrschaft unterzuliegen, auch an den getäuschten Bruder Morad. Der ältere Bruder Dara wurde ihm von einem afganischen Anführer ausgeliefert, und er ließ ihn nun, auf einem elenden Elephanten, in schmutzigen, zerrissenen Kleidern, zu Delhi seinen Einzug halten; er ließ ihn nach einiger Zeit (1659) ermorden. Der noch übrige Bruder Sutah behauptete sich noch einige Zeit in dem Besitze der Provinz Bengalen, bis

bis er (1674) der gewaltsamen List des Aurungzebe auch nicht länger entgehen konnte. Da nun der gefangne Vater Jehan schon früher (1666) gestorben war, so war niemand mehr übrig, der dem Aurungzebe den Thron von Delhi streitig machen konnte.

Doch die Afganen, die, auf ihre unzugänglichen Gebirge, und ihre 150,000 Mann starke Kriegsmacht trotzend, wenig Unterwürfigkeit zeigten, verwickelten den Aurungzebe in einen gefahrvollen Kampf. Einer von ihren Kriegern, der dem Sulah ähnlich sah, mußte dessen Rolle spielen, und es kostete dem Aurungzebe (1675) ein ganzes Heer, es kostete ihm einen Krieg von funfzehn Monathen, ehe er sie dahin bringen konnte, wieder einen Statthalter von ihm anzunehmen, und dieser Statthalter mußte sie mit kluger Schonung behandeln.

Aurungzebe, der, als Kaiser von Hindostan, kein üppigeres Leben, als vorher, führte, der, alle geistigen Getränke verabscheuend, und selten Fleisch essend, auf der bloßen Erde, auf einem Tiegerfelle, schlief; der

der die Vorschriften des Korans mit der größten Pünktlichkeit befolgte; der glaubte die Sündenschuld, durch die er sich den Weg zum Thron gebahnt hatte, nicht besser, als durch den wärmsten Religionseifer, büßen zu können. Er gab daher (1678) den Hindu's, die den größten Theil seiner Unterthanen ausmachten, den strengen Befehl, ihren väterlichen Glauben gegen die muhamedanische Religion zu vertauschen. Zugleich wurden die heiligen Kühe geschlachtet, wurden viele Braminen und andre, die sich der Beschneidung nicht unterwerfen wollten, hingerichtet, wurden aus den Trümmern der Pagoden, (der indischen Tempel), Moscheen gebaut. Dennoch entschlossen sich nur wenige Hindu's, den Koran anzunehmen. Das gemeine Volk und die Rasbutten erregten vielmehr einen Aufstand, um sich bey der fernern Ausübung ihrer Religion zu behaupten. Der Verfall des Ackerbaues und andrer Gewerbe, wurde immer merklicher. Die Abgaben wurden nicht mehr entrichtet. Aurungzebe's Religionseifer fieng nun an, zu erkalten. Er begnügte sich mit einer hohen Kopfsteuer, welche die Hindu's für ihre Religions-

gionsfreyheit bezahlen sollten. Aber auch dieser suchten sich die Fürsten der Rasbutten in Agimere, Chitor, und andern Ländern dieser Gegend, durch die Gewalt der Waffen, zu entziehen. Aurungzebe, der ihnen mit seinem Heere in ihre Gebirge nachfolgte, befand sich plötzlich, hier von unersteiglichen Felsen, dort von wohlbesetzten Pässen, umgeben. Eine von seinen Gemahlinnen war schon eine Beute der Rasbutten, und nur die Großmuth des Rajah von Chitor öffnete ihm den Weg zum Rückzuge. Dennoch ließ er (1681) durch seinen Sohn Azem die Stadt Chitor, die der Kaiser Akbar schon einmahl (1570) zerstört hatte, zum zweyten Mahl niederreissen. Da ihm nun aber auch ein Krieg mit den Maratten drohete, so mußte er sich mit den Rasbutten vergleichen, und ihnen die Kopfsteuer erlassen.

Das hindostanische Kaiserthum erstreckte sich damahls südlich bis an den Narbudda, der, an den westlichen Gebirgen der Provinz Berar entspringend, bey der Manufaktur- und Handelsstadt Broach, dem indischen Oceane zuströmt. An der südlichen, oder

linken Seite desselben, breiteten sich, seit 400 Jahren, Hindu's aus, die sich in viele große und kleine Stämme theilten. Einer derselben, Nahmens Mehrut, bewohnte den nordwestlichen, gebirgigen Theil von Dekan, da, wo sich die nordwestlichen Ghauts in mehrere unersteigliche Kettengebirge theilen, wo man Bombay, Goa u. s. w. findet. Ein zweyter Stamm, der Kuz hieß, hatte seinen Wohnsitz ursprünglich in Carnatik, das heißt, in dem großen Küstenlande, das sich, auf der östlichen Seite von Ostindien, vom Cap Comorin, der Südspitze Ostindiens, bis zu dem 16ten Grade der nordlichen Breite erstreckt, und von dem Flusse Coleron in das nördliche und südliche abgetheilt wird. In jenem findet man jetzt Madras, Cudalore; in diesem liegen Tanjore (nebst Negapatnam) Tritschinapoly, Madura u. a. m. Ein dritter Stamm, Telinga, hatte das jetzige Land Golconda, zwischen dem Godavery und dem Kistna, besetzt. Alle diese Länder, welche die eigentliche Halbinsel von Ostindien ausmachen, werden mit einem gemeinschaftlichen Nahmen Dekan genennt. Die Fürsten derselben hatten sich schon vor 350 Jahren der Ober-

Oberherrschaft des Kaisers zu Delhi unterwerfen müssen, aber im 16ten Jahrhunderte sich allmählig unabhängig gemacht. Hussun, der Stifter des Staates von Dekan, vorher Feldher eines Sultans von Delhi, führte, nebst seinen Nachfolgern (1347 — 1526) den Beynahmen Bhamini (der Bramine) vermuthlich weil er über Braminen herrschte, und hatte seinen Wohnsitz zu Colburga, dem nachmahligen Ahmedabad. Sein Staat begriff jedoch nur einen Theil von den mittlern und westlichen Ländern der Halbinsel, und er wurde, durch den Kistna, von einem andern mächtigen Reiche, Bisnagar, geschieden, das sich wahrscheinlich vom Kistna bis zum Vorgebirge Comorin erstreckte, und 500,000 Mann Fußvolk, nebst 5000 Elephanten, in Bewegung setzen konnte.

Gegen dieses Reich führte der erste Nachfolger Hussuns (st. 1357) Mahmud, mit wenigen, aber abgehärteten und geübten mahumedanischen Kriegern, so glücklich Krieg, daß er in einer Schlacht (1365) 4000 Elephanten, und 300 Kanonen, erbeutete. Er war auch der erste Regent seines Hauses, der viereckige Gold- und Silbermünzen mit seinem Nahmen

men prägen ließ. Aber seine Nachfolger waren theils Knaben von 10 bis 12 Jahren, theils blutdürstige Tyrannen, die zu ihren Rathgebern, zu ihren Feldherren, Abentheuer aus Turkestan, aus der Mongoley, aus Abessinien, wählten. Diese ließen, um sich gegen die inländischen Großen zu behaupten, ganze Schaaren von ihren Landsleuten herbeykommen. So reihete sich denn ein innerlicher Krieg an den andern an. Die Statthalter der Provinzen benutzten diese Unruhen, sich zu unabhängigen Fürsten zu machen. Als daher das Haus Bhamini (1526) erlosch, hatte sich Dekan in die fünf Staaten Ahmedabat, Berar, Ahmednagur, Visapur, und Golconda, getheilt. Golconda erhielt seinen Nahmen von einer Bergfestung, drey Meilen von Hyderabat, der jetzigen Residenz, die vorher Bagnagur hieß. Diese Staaten mußten sich nach und nach dem Kaiser von Hindostan unterwerfen. Visapur und Golconda wehrten sich am längsten (bis 1686).

Aber keiner von den Stämmen der Hindu's, die diese Staaten bildeten, widerstand der großmongolischen Herrschaft glücklicher, als der Stamm Mehrut, von welchem die jetzigen Marat-

Maratten herkommen. Diese, die erst dem Sultan von Dekan, und hernach den Rajahs von Visapur gehorchten, und unter ihren Armeen als leichte Reiter fochten, die, von der dritten Caste der Hindu's, von der Caste der Handwerker und Bauern, unter mehrern Fürsten und Anführern lebten, diese vereinigte Sevagi in einem Staate. Aus der Caste der Scheteries (der Kriegercaste) der Hindu's, war er der Urenkel des Bang Sings, der von seiner Caste verbannt wurde, weil er sich mit der Tochter eines Zimmermanns verheyrathet hatte. Er zeichnete sich als Anführer der Maratten, im Dienste des Sultans von Visapur, aus, und erwarb sich Besitzungen in der Gegend von Punah. Der älteste Sohn Maloji nennte sich schon einen Marattenfürsten. Der Enkel Schaji zeugte den Urenkel Sevagi (geb. 1628). Dieser, den sein Ehrgeitz und sein Unternehmungsgeist zum Eroberer machte, bemächtigte sich des Reichs Visapur, dessen Vasall er war, und der Hauptfestung Setterah. Aurungzebe, den er beleidigt hatte, ließ ihm Punah wegnehmen. Dafür plünderte er (1664) die reiche Handelsstadt Suratte drey Tage lang; an den Gütern der Europäer, die Kanonen hatten, vergriff er sich aber nicht; auch schloß er mit ihnen Handelsverträge, die ihnen seine Hafen öffneten. Ein Heer, welches Aurungzebe gegen ihn anrücken ließ, setzte ihn zwar in Verlegenheit, konnte ihn aber doch nicht überwältigen. Er erhob sich vielmehr, (1674) mit allen Feyerlichkeiten, zum Beherrscher der Maratten, zum Maharaja oder Großfürsten; er vergrößerte

seinen neuen Staat durch einen Theil von Carnatik. So hatte die Lage seines Gebiethes in den Gebirgen von Concan, einem Theile der unersteiglichen Ghauts; die Eifersucht und Uneinigkeit zwischen den gegen ihn ausgeschickten Feldherren, und die reiche Beute, die zu seinen Fahnen lockte, aus einem unbedeutenden Vasallen des Reichs Visapur, den Stifter eines mächtigen Staates gemacht. Sein Nachfolger Sambagi (1680) zwar tapfer, aber dem Genusse des Weins und der Liebe zu leidenschaftlich ergeben, hatte (1689) das Unglück, in die Hände der kaiserlichen Feldherren zu gerathen, und hingerichtet zu werden. Auch Sambagi's Sohn Sahu war einige Zeit ein Gefangner des Aurungzebe. Dennoch blieben die Maratten so mächtig, daß sie eine Cavallerie von 176,000 Mann nicht bezwingen konnte, und daß Aurungzebe dem Maharaja den vierten Theil aller Einkünfte von Dekan zugestehen mußte.

Aurungzebe, der die Maratten nicht bezwingen konnte, eroberte mit desto größerm Glück (1686) die Reiche von Visapur und Golconda, deren Sultane in seiner Gefangenschaft starben. Carnatik, Mysore, und andre Länder, die den Sultanen von Visapur und Golconda unterworfen gewesen waren, mußten dem Kaiser gleichfalls huldigen. Das Gebieth desselben erstreckte sich nun bis über den Cavery in Mysore. Aurungzebe hatte aber auch Zeit, seine Eroberungen zu befestigen. Er starb (1707) 90 Jahre alt.

Druckfehler.

S. 1 Z. 5 v. u. seinem mächtigsten Gegner, dem
— 35 — 13 v. o. Nach drey mühvollen
— 49 — 2 v. u. gekommen.
— 52 — 13 v. u. so unglücklich.
— 64 — 1 v. u. Grothausen.
— 74 — 11 v. o. Gefährten.
— 80 — 11 v. u. Reventlau.
— 91 — 10 v. o. Abo.
— 94 — 5 v. o. Dükkert.
— 99 — 5 v. o. Katharine.
Ebend. — 10 v. o. auszeichnete.
— 102 — 12 v. o. streiche man das eine der weg.
Ebend. — 16 v. o. Drontheim.
— 105 — 9 v. o. er.
— 110 — 3 v. u. Abo.
— 111 — 1 v. o. der Herzog.
— 112 — 2 v. o. Umeo.
— 117 — 2 v. u. nächste in
— 130 — 8 v. u. niederzusetzen.
— 174 — 12 v. o. Gefährten.
— 187 — 8 v. u. gepflogen.
— 198 — 7 v. o. San = Ildefonso.
— 225 — 1 v. u. Ahlden — sie starb 1726 am 13. Nov. Sie war zu ihrem Vater geschickt worden, und dieser sperrte sie in dem bey Zelle liegenden Schlosse ein.
— 277 — 3 v. o. hatten.
— 292 — 10 v. o. Löwenhaupt.

An den Buchbinder.

Beygedrucktes Blatt S. 87 und 88 beliebe der Buchbinder in den Bogen F einzuheften.